Angriff

Angriff

Angriff

Dr. Joseph Goebbels

Joſeph Goebbels / Der Angriff

Der Angriff

Aufsätze aus der Kampfzeit

von

Joseph Goebbels



Zentralverlag der NSDAP. Franz Eher Nachf., München

Zuſammengeſtellt und eingeleitet von
Hans Schwarz van Berk

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1935 by Frz. Eher Nachf., G. m. b. H., München
Printed in Germany

Einbandentwurf von
Hella Koch-Zeuthen, Berlin

Umſchlagentwurf von
Fritz Wittlinger, München

Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München

Inhalt:

Seite

Vorwort 9

Die Stimme der Verfolgten

Wir fordern 18
Wir kapitulieren nicht! 19
Wir warten auf den Kadi! 21
Antworten Sie, Genosse! 24
Ins neue Jahr! 25
Der Pfarrer Stucke 28
Ich meine es gut mit euch! 31
Durch die Blume 33
Eine Mücke hat gehustet 36
Latrinenparolen 38
Severing als Weihnachtsmann 41
Hochverrat 43
Warten können 46
Auf den Schanzen! 48
So ein Sonntag 52
Die alte Garde 55
Verbote 58

Die Dummheit der Demokratie

Im Parlament 62
Alte Esel 64
Farbröder 66
Die Wirtschaftspartei 68
Was wollen wir im Reichstag? 71
Mich willst du wählen? 74
Vor der Entscheidung 76
Die Schlacht ist geschlagen 78
J d J. 80
Es kann losgehen 82
Appell an die Vernunft 85
An das schaffende Deutsche Volk! 87
Die letzte Wahllüge 90
Vor der Entscheidung 92
Einhundertsieben 94

Die Finanzkolonie

Warum Angriff? 98
Ist das ein Staat? 99
Proklamation 101
Sturmzeichen 103
Die Katastrophe 106
Gegen den Volksfeind 108
In Geldsachen hört die Gemütlichkeit auf . . . 111
Leergebrannt ist die Stätte 113
Der Young-Plan 116

Seite

Volksbegehren und Sozialismus 118
Gegen die Young-Sklaverei 120
Volksentscheid 125
Das zweite Haag 127
Der Young-Patriot 130
Gesinnungsperversion 133
Rheinlandräumung 136
Lastenverteilung 139
Der neue Kurs 142
Gefangenschaft 144

Schutzbedürftige Minister

Justav 148
Der Fall Stresemann 150
Müller 153
Groener im Schlapphut 155
Regierung ohne Vertrauen 157
Anfragen an die Reichsregierung 159
Schadre 161
Das neue Republikschutzgesetz 164
Zur Befriedung des öffentlichen Lebens 166

Verkündung der Idee

Revolutionäre Forderungen 170
Pazifismus 172
Verantwortlichkeit 174
Werdende Geschichte 176
Ein Jahr Angriff 178
Politischer Katholizismus 181
Volksgenossenschaft 183
Jakubowski 185
Kapitalismus 188
Politik und Geschäft 190
Das Recht auf Arbeit 192
Arbeitspflicht 194
Großmacht Presse 197
Katastrophenpolitik 199
Ein Zeitprogramm 201
Kampfjahr 1930 204
Die Partei 206
Führertagung 209
Männer der Zukunft 212
Der Führer 214
Wenn Hitler spricht 217

Das sozialistische Wort

Internationale 220
Warum sind wir Sozialisten? 222
Warum Arbeiterpartei? 224
Sozialismus und Eigentum 227
Was will der deutsche Arbeiter? 229
Peinliche Fragen 232

Seite

Arbeitermörder 233
Heil Moskau! 236
Wer sabotiert den Achtstundentag? 238
Panzerkreuzer-Volksbegehren 240
Betriebszellen 242
An den deutschen Arbeiter! 245

Die Blutzeugen

Wir gedenken der Toten! 250
Fahnen über der Stadt 252
Das heilige Tuch 254
Rütemeyer 256
Nur ein deutscher Arbeiter 259
Einsatz des Lebens 261
Helden! 263
Unvergängliche Worte 266
Die Fahne hoch 268
Bis zur Neige 271
Ein Toter spricht 274

Die Vorgestrigen

Der Spießer 278
Der politische Bürger 279
Die Aufgeregten 282
Hinein in den Staat! 284
Der Kampf beginnt? 286
Einheitsfront 289
Gegen die Reaktion 291
Literaten 294
Radikalismus am Schreibtisch 296
Maulhelden 299
Kritik 301
Halbe Bolschewisten 303

Isidor

Isidor 308
Angenommen 310
Weil es so schön war 312
Finden Sie, daß Isidor sich richtig verhält? . . . 314
Rund um den Alexanderplatz 316
An der Klagemauer 318

Die Juden

Der Jude 322
Prozesse 324
Knorke! 326
Warum sind wir Judengegner? 329
Deutsche, kauft nur bei Juden! 331
Der Weltfeind 333
Menschen, seid menschlich! 336
Rund um die Gedächtniskirche 338

Vorwort

Zeitungen zu ſchreiben, gehört zu den öffentlichen Künſten. Ein öffentlicher Beruf muß mit öffentlichen Maßen gemeſſen werden, und das ſind immer politiſche Maße. Der Schriftleiter iſt kein Plauderer, kein Dolmetſcher der Kurzweil und auch kein Handlanger der Unterhaltung. Er iſt mit anderen Vollmachten ausgeſtattet. Seine Sprache ſoll beſtimmend wirken. Was er zu ſagen hat, darf nicht nur unterrichten, es muß gewinnen und innerlich bewegen. Die Konterbande des Herzens muß überall durchblicken. Die Strenge einer Überzeugung ſoll hinter jeder Ausſage ſtehen. Ein Gewiſſen ſoll ſchlagen.

Der politiſche Menſch allein kann in ſolchem Sinne Journaliſt ſein.

Sucht man nach ihm, ſo findet man ihn am eheſten in Zeiten, die politiſch fordernde Zeiten ſind, die nichts an Sicherheiten bieten und die Menſchen gemeinhin von einer Verlegenheit zur anderen treiben. In ihnen iſt Raum für gebieteriſche Naturen, denn es öffnet ſich ein Feld für den beherzten Mann, Worte zu ſagen, die ſich wie Gebote erheben und Taten beſchwören.

Im nüchternen Berlin hat ſich einmal vor uns einer gefunden, deſſen journaliſtiſches Wagnis wenig bekannt iſt, weil man ihm, als dem Dichter nur, verſpäteten Dank zollt: Heinrich von Kleiſt. Er nahm zum täglichen Wort ſeine Zuflucht, um auf ſeine Sache nicht zu verzichten, nachdem ſich die Bühnen ſeiner Dichtung verſchloſſen hatten. Er wurde Journaliſt aus Not. Darum, und nicht nur um eines platten Vergleiches willen, muß von ihm die Rede ſein, wenn man vom zweiten journaliſtiſchen Vorſtoß gegen das aufgeklärte Berlin berichtet, den in unſerer Zeit Goebbels mit dem „Angriff" unternahm. Denn auch er begann ſeine Zeitung zu ſchreiben, weil ihm die anderen Mittel öffentlicher Wirkung genommen waren, weil die Zeitung Stellvertreter der Fahnen und Uniformen, der Reden und Kundgebungen wurde.

Kleists verzweifelter Versuch mit den „Berliner Abendblättern" endete im völligen finanziellen und persönlichen Ruin. Der Dichter-Journalist erschoß sich am Wannsee. Was hatte er außer seinem preußischen Glauben hinter sich? Zeitungen für sich allein sind schließlich gar nichts, sind Blätter, die schneller welken als gemähtes Gras.

Immer muß etwas mehr als ein Kopf, als ein einzelner begabter herzhafter Mensch hinter einer Zeitung stehen, sie muß sich tragen, aber sie trägt sich nur, wenn der Glaube des Schreibenden zugleich der Glaube des Lesenden ist. Die Lesenden sind für eine Zeitung nicht eine unbekannte, nichtssagende Allgemeinheit, es ist immer ein bestimmter Schlag Menschen, auf den das gedruckte Wort wirkt, wie der Anruf eines Soldaten im Gelände: Freund oder Feind? Solcher Anruf verlangt Entscheidung, nicht Debatte, nicht Diskussion, und er wirkt nur auf Menschen, die nicht gerne mit Für und Wider Fangball spielen, sondern gewohnt sind, mit Ja oder Nein zu antworten.

Wußte Kleist solche Menschen hinter sich? Der preußische Dichter war tatsächlich einsamer, als er selber bis kurz vor seinem Ende glauben mochte. Es waren nur seine engsten Freunde, Adam Müller und Achim von Arnim, die wirklich mitmachten. Sie standen auf literarischem Vorposten für die preußischen Konservativen, von denen man immer achtungsvoll von der Marwitz und Finckenstein wird nennen müssen, da sie von ihrem König als Rebellen auf die Festung Spandau geschickt wurden und dabei erlebten, daß ihre übrige Standesgenossenschaft schmählich versagte.

Mit dem Kanzler Hardenberg, mit der Zensur und der sturen Bürokratie hatte sich Kleist, der Schriftleiter, ganz allein herumzuschlagen. Er hatte kein politisches Volk hinter sich, keine Gefolgschaft auf Hauen und Stechen. Darum konnte man ihn abwürgen. Darum ging er zugrunde.

Zwischen 1811 und 1927 liegt ein Jahrhundert, das Menschen und Meinungen mit allen Verführungen des Liberalismus verwandelt hatte.

Goebbels traf in Berlin eine Masse an, aus der er sich erst einmal eine Gefolgschaft suchte. Es ging über Straßengefechte und Saalschlachten, aber es ging. Erst floß Blut, erst brannten Wunden, dann brach das Verbot herein, und dann erst wurde der Ausweg der Presse

geſucht, um das letzte Wort zu behalten. Das iſt in ſeiner Reihenfolge ſo wichtig, wenn man den Ausgang verſtehen will. Denn immer ſtanden hinter dieſem Blatt, dem „Angriff", Menſchen, denen es mehr war als irgendeine Zeitung. Für ſie war es ein Sinnbild, eine Fahne, um die man ſich ſcharen mußte. Weil ſolche Scharen da waren und die Polizei auf Schritt und Tritt in Berlin ſpürte, daß ſie nicht auseinanderzuprügeln waren, darum blieb auch das Blatt. Es war das Letzte, das man nicht zu verbieten wagte, weil man ſonſt Ausbrüche wilder Verzweiflung befürchten mußte. Man ließ dieſem Blatt eine faſt unglaubliche Freiheit, zu ſagen, was es wollte, und dieſe Großzügigkeit war allein aus Angſt, Unſicherheit und Feigheit der Zenſur zu begreifen. Ein zerfallender Staat brachte keinen Schneid mehr auf. Erſt nach mehr als drei Jahren erfolgte ein erſtes Verbot.

Goebbels hatte ja den Mut, einen Feigling wirklich beim Namen zu nennen und auf einen Schelmen anderthalbe zu ſetzen. Er beſaß einen Augenblick ſpäter, wenn die Luft brenzlicher roch, die Geſchmeidigkeit, mit wohlverpackten Worten das gleiche anzudeuten und eine noch ſtärkere Wirkung zu erzielen, weil es noch immer unter Verſchworenen beſondere Freude macht, ſich mit geſchlüſſelten, fingierten, verkleideten Worten zu ergötzen und den Gegner meuchlings lachend zu erledigen.

Goebbels beherrſchte als Redner alle Regiſter der Sprache, er brauchte ſie nur auf ſeine Zeitung zu übertragen. Er diskutierte nicht etwa nur mit anonymen geiſtigen Gebilden oder politiſchen Glaubensgegnern, er mußte ſich mit Kriminalbeamten, Staatsanwälten, Spitzeln, Parlamentariern und roten Stoßtrupps herumſchlagen. Am Schreibtiſch hat er in den revolutionären Jahren am wenigſten geſeſſen, der größte Teil ſeiner Zeitungsaufſätze iſt unterwegs entſtanden, oft in der Bahn, auf Verſammlungsfahrten herunterdiktiert worden. Dabei kann man nicht jedes Gefühl und jeden Ausdruck fein poliert aus dem Futteral nehmen, da bleibt die Hauptſache, daß alles auf Anhieb ſitzt und in der Geſamtwirkung einſchlägt. Man ſpürt, daß ein Mann, der ſeine Stoßtrupps anſetzt, im nächſten Augenblick nicht mit umſtändlicher Gelehrſamkeit einen ausgeklügelten Artikel zurechttüfteln kann. Bei ſolchem geiſtigen Schrittmaß aber iſt die Sicherheit dieſer Zeitungskunſt doppelt verblüffend: im Stil, in ihrer Vielſeitigkeit, in ihrer Sprengkraft und Überzeugungswucht.

Der „Angriff" war etwas ganz Ungewöhnliches für das kaltſchnäuzig-blaſierte Berlin. Da gab es eine große bürgerliche Preſſe von nahezu ſiebzig Blättern, eine Domäne jüdiſcher Literaten. Maſſenblätter ohne politiſches Geſicht befriedigten Millionen. Da war das kommuniſtiſche Boulevardblatt „Die Welt am Abend" zu einer Auflage von einer Viertelmillion angeſtiegen. Gegen dieſe kompakte Mehrheit trat das ſchmächtige Wochenblatt der Nationalſozialiſten auf. Man kann es von Goebbels ſelber hören, wie beſtürzt er war, als er die erſte Ausgabe ſeiner Zeitung zu Geſicht bekam, ſo dürftig erſchien ſie ihm. Aus den Reihen der Parteigenoſſen rollte eine Welle der Enttäuſchung dagegen an. Und trotzdem ſetzte das Blatt ſich durch, weil in ihm Zeitungskunſt geübt wurde.

Wo liegt das Geheimnis dieſer Kunſt? Iſt es die Gnade einer bewegten Zeit, die ihr half, und müſſen wir im beruhigten Raum uns heute ſagen, daß ſolche Kampfzeitung nur in Unruhezeiten Lebensluft findet? Dann gehörte ſie längſt in ein Revolutionsmuſeum. Aber lieſt man heute nur drei oder vier von dieſen Aufſätzen, ſo iſt man unmittelbar gepackt und bewegt. Sie haben ihre Farbe nicht eine Spur eingebüßt und wirken neben den Gang-und-Gäbe-Zeitungen unſerer Tage wie friſches Grün vor einer blaſſen Tapete. Sie ſind aktuell, weil die Überzeugung und das Gefühl, das ſie geboren hat, immer gültig bleiben.

Immer gültig bleiben die echten Leidenſchaften. Man ſoll die Geſchichte eines Volkes nicht bieder in bewegte und ruhige Zeiten aufteilen wollen; für einen Menſchen von Geiſt und Charakter hat das Leben immer die gleiche Alarmſtufe, und er ſieht das Leben ſeines Volkes nicht als einen Vorgang an, der durch regelmäßige Urlaubszeiten unterbrochen wird. Gerade da, wo die gedankenloſe Mehrheit zu verweilen trachtet, ſpürt er jede geringſte Unruhe auf, die auf künftige Handlungen abzielt. Der Journaliſt muß ſo denken, und ſeine Geſinnungszeitung kann ſich nicht nach den Barometerſtänden richten, die vom Gewölk der tiefgehenden Gleichgültigkeit beſtimmt werden. Der Schreibende des Tages hat nicht bloß Zuſtände zu ſchildern, ſondern als Beauftragter der politiſchen Führung Kräfte mobil zu halten.

Goebbels iſt ein Lehrmeiſter dieſer Zeitungskunde. Dieſe Sammlung ſeiner Aufſätze vom Sommer 1927 bis zum Herbſt 1930 iſt ein

Arſenal modernſter Beiſpiele. Aus ihr laſſen ſich die Geheimniſſe ſicherer Maſſenführung ableſen.

Armſelig iſt ein Menſch, der weder Feind noch Freund hat; mit ihm zu ſprechen lohnt ſich nicht, denn er iſt nichts weiter als das Echo ſeines jeweiligen Gegenübers. Troſtlos iſt eine Zeitung, die in einer Lauge von Objektivität alle Gefühle, Affekte und Forderungen ausgewaſchen hat. Deſtilliertes Waſſer wirkt tödlich, deſtillierte Meinung iſt Gift für ein Volk. Das Volk will lebendig angeſprochen ſein, und wenn man es nicht zu großen Gefühlen und herzhaften Gedanken aufruft, verirrt es ſich ſchließlich dahin, ſeine verdrängte Liebe und Anteilnahme nur noch Abenteurern zuzuwenden und aufgeputzten Theaterhelden, ſchließlich ſogar den Verbrecher als „intereſſanten Fall“ mit Anteilnahme zu ſtudieren, wie wir es in den Jahren der dämmernden Demokratie erlebten, als auch der Salonbolſchewiſt als intereſſantes Exemplar der Geſellſchaft herumgereicht wurde.

Das Volk will immer an den Spannungen des Daſeins ſelber teilhaben und nicht bloß als Zuſchauer am Rande ſtehen. Von dieſer Menſchenerfahrung hat jede Zeitung auszugehen.

Die Zeitung iſt das tägliche Buch des Volkes. Dieſes Buch muß ſich leſen wie das Leben ſelbſt. Es muß den Menſchen unverzüglich, ohne gelehrige Umſchweife anſprechen. Das Schickſal macht keine Vorworte, es packt den Menſchen beim Kragen und ſtößt ihn ins Glück oder ſchleudert ihn ins Unglück. Es läßt die Ereigniſſe hereinbrechen. Darum muß die Zeitung den Menſchen mit einem einzigen Griff packen und an das Geſchehnis heranführen. Goebbels iſt Meiſter des Zugriffs. Mit dem erſten oder zweiten Satz ſeiner meiſten Aufſätze hat er den Menſchen feſt in der Hand. Man bedenke, mit welchen feierlichen und abſtrakten Titeln ſchon gewöhnlich die Zeitungen ihre Leitartikel anbieten. Sie ſtellen, was ſie zu ſagen haben, erſt einmal möglichſt hoch auf einen Sockel. Goebbels gibt ſeinen Aufſätzen Überſchriften, die wie flüchtig hingeworfene Bemerkungen wirken, mitten aus einem Geſpräch geriſſen, in das nun der Leſer unweigerlich und ohne Umſchweife hineingezogen wird, wenn ſie lauten:

Angenommen! — Ich meine es gut mit euch. — Eine Mücke hat gehuſtet. — Finden Sie, daß Iſidor ſich richtig verhält? —

So ſpricht das Volk ſelber, ſo redet man untereinander, wenn man ſich nichts vormachen will. Es iſt der Ton des einfachen Mannes, ohne Bügelfalte und Verbeugung, Arbeiterdeutſch, Soldatenſprache. Sie kann die Dinge beim Namen nennen, auch wenn ſie derb und ſaftig ſind. Eine Dirne heißt nun einmal Dirne, ein Zuhälter bleibt ein Zuhälter, ein Feigling, ein Eſel und Strohkopf können nicht verlangen, unter zarten Decknamen angeſprochen zu werden. Das tat weder Luther noch Hans Sachs, noch irgendeiner, der das Herz des Volkes gewann. Man hat dieſen Ton des „Angriffs" natürlich grobſchlächtig, plump und ungebildet genannt und ihm das ſublime Geſchwätz der Intelligenzblätter entgegengehalten. Das Volk hat immerhin anders darüber gedacht und ſich vom Nationalſozialismus in der Tiefe angeſprochen gefühlt. Die Politik wurde ihm nicht als Kunſt höherer Intelligenz vorexerziert, ſondern am eigenen Leibe klargemacht. Diplomatiſche und wirtſchaftliche Verträge, Locarno, Dawes, Young, Geſetze, Verordnungen, anonyme Geſellſchaften, dies alles wurde ſo dargeſtellt, daß die Menſchen in ihrer täglichen Umgebung die Beſtätigung dafür fanden. Das Allgemeine wurde perſönlich.

Die perſönliche Note iſt die eigentliche Sprache des politiſchen Blattes, denn der politiſche Menſch hält ſich nie an die abſtrakten Gegenſtände oder Widerſtände, er ſucht hinter den Zuſtänden die Menſchen, denen ſie zu verdanken ſind. So begreift man, warum in langer Reihenfolge jede Nummer des „Angriffs" auf der erſten Seite eine Gloſſe mit Karikatur brachte: „So ſieht er aus!" Es war eine Steckbriefſerie von Schiebern und Miniſtern, von Demagogen und harmloſen Irren, die ihrer Wichtigkeit entkleidet wurden. So verſteht man auch den politiſchen Inſtinkt, mit dem der Kampf um Berlin immer verbiſſener auf eine Perſon konzentriert wurde, auf den Polizeipräſidenten Bernhard Iſidor Weiß, der wie eine Zielſcheibe durch fortgeſetztes Punktfeuer buchſtäblich zerlöchert wurde. Ihm iſt eine ganze Serie von Aufſätzen und Karikaturen gewidmet und dazu noch das Buch „Iſidor". Denn er war der Generalvertreter des Judentums, der Republik, der verkommenen Berliner Geſellſchaft. Ihn treffen, hieß alle ſeine Hintermänner ſchlagen und damit das ganze Syſtem.

Wie überwältigt man politiſche Gegner? Darauf konnte Goebbels die Antwort geben: durch Witz und Beharrlichkeit. Am Fall Iſidor,

aber ebenſo an Streſemann oder Scheidemann oder Hörſing wurde die Kunſt der politiſchen Satire mit Vollendung geübt. Rheiniſche Eulenſpiegelei und Berliner Mutterwitz goſſen das eiskalte Weihwaſſer des Hohns auf die ſchütteren Scheitel republikaniſcher Hoheit, pfefferten Diſtelköpfe auf Staatsroben und gratulierten nach jeder Blamage mit ſilberborſtigen Brenneſſelbuketts. Berlin hatte lange nichts mehr zu lachen gehabt, aber im „Angriff", wie bei der Kaiſergeburtstagsfeier für Parker Gilbert und bei mancher Maskerade zur Zeit des Uniformverbotes brach eine Heiterkeit durch, wie ſie nur geſunde, ihrer Sache ſichere Menſchen beſitzen. Was ſelber geſund war, fühlte ſich angeſprochen, und daraus entſtand in Berlin wieder etwas, das man nicht mehr für möglich gehalten hatte: Volk.

Das Volk will nicht tönendes Pathos hören. Seine Gefühle gehen mit dem, der Mutterwitz, Schlagfertigkeit, Zähigkeit und zu alledem Überzeugung beſitzt. Man findet ſie in jedem Blatt, das mit Goebbels Namen gezeichnet iſt. Hinter allen vergnügten Schelmenſtreichen iſt der Cantus firmus der Geſinnung vernehmbar. Wo er den Gegner und ſein Programm des Irrtums oder Betrugs überführt, wo er Zuſtände verwirft, immer hört man das ſiegreiche Finale: Wir haben den Führer und durch ihn die Idee! Glaube wird zerſtört, Meinungen werden zerriſſen, aber nicht mit der anarchiſchen Wolluſt des Literaten, der um ſich herum eine Halde ausgebrannter Gedanken aufſchüttet, ſondern nur, um einen neuen Glauben mit ſtärkerer Inbrunſt entgegenzuſetzen. Gradlinig iſt dieſer Glaube und ſein Vortrag über alle Jahre hinweg eindeutig — wo aber wäre das ſonſt unter Journaliſten zu finden? Wo überhaupt unter ihnen haben viele die Kraft aufgebracht, neben der Beſprechung angelieferter Ereigniſſe die großen Ideen der Zeit mit weltanſchaulichem Ernſt zu verkünden, wie man es hier immer wieder zwiſchen heiteren und boshaften Gängen tut? Wo vor allem aber fanden und finden ſich Herzen, die eine Totenklage anzuſtimmen vermögen, wenn Menſchen im Kampf oder Dienſt als Opfer fallen, wie Weſſel und Rütemeyer, eine Totenklage, die zur bleibenden Inſchrift wird? Wo iſt ein Tagespubliziſt mit umfaſſendem Blick, der Außen- und Innenpolitik, der die Kultur und ihre Zeugniſſe, die Wirtſchaft und ihre Folgen mit ſicherem Wort beherrſcht? Wer vermag ebenſoviel Appell an die Menſchen zu richten, wie er Kritik übt?

Die Zeitung iſt das tägliche Buch des Volkes. In dieſem Buch muß das Allgemeine menſchlich begründet und das Menſchliche wiederum an eine Idee gebunden ſein. Sonſt zerrinnen die Geſchehniſſe des Tages im Geſchwätz als Handwerk. Was der Sekundenzeiger der Zeit anzeigt, muß auf die große Uhr der Geſchichte übertragen werden, auf der allein der Blick eines Volkes haften bleibt.

Dazu bedarf es der inneren Schau und der Zucht, dazu iſt notwendig ein feſter politiſcher Standort, der immer dort zu liegen hat, wo die Führung des Volkes ſelbſt ſteht. Es iſt nicht zu erfüllen ohne Prüfung, die der Schreibende an ſich ſelbſt erlebt hat und iſt nicht glaubwürdig zu machen, wenn nicht der Vorrat eines Herzens zu ſpüren iſt, das etwas zu verſchenken hat. Kalt und heiß müſſen die Worte fallen, ſie dürfen böſe ſein und können des Giftes oft nicht entraten. Sie ſollen erſchrecken und warnen oder wie blanker Stahl ihren unbarmherzigen Schritt tun. Nur dann verſteht ſie das Volk, das ſelber ein gewaltiges Aufgebot von Leidenſchaften und Bereitſchaften iſt.

Hans Schwarz van Berk

Die Stimme der Verfolgten

Am 5. Mai 1927 triumphierte die Berliner Presse: Die NSDAP. war für das Gebiet Berlin und Brandenburg polizeilich verboten. Mit Hilfe des allgemeinen Landrechts, das noch aus der Zeit Friedrichs des Großen stammte, verbannte das Polizeipräsidium die junge Bewegung von den Straßen, aus den Sälen, aus der Öffentlichkeit überhaupt. Die Partei zählte in diesem Augenblick 1400 eingeschriebene Mitglieder, in einer Stadt von 4½ Millionen Menschen. Aber schon war sie so aktiv, daß die herrschenden Gewalten sie als Bedrohung empfanden.

Das Verbot sei erfolgt, schrieb die jüdische Presse, weil die SA. am Abend vorher den ehrwürdigen, weißhaarigen Pfarrer Stucke blutüberströmt aus einer Versammlung geworfen habe.

Stucke ging nach dem Vorfall sofort zum Polizeipräsidium und berichtete. Er trat ein paar Tage später als Redner in einer Reichsbannerversammlung auf. Die kirchlichen Behörden teilten alsbald mit, daß Stucke wegen Unwürdigkeit entlassen und weder den Titel noch die Amtskleidung eines Pfarrers tragen dürfe. Es handelte sich um einen notorischen Trinker.

Dr. Goebbels legte beim Oberpräsidenten und beim Oberverwaltungsgericht Beschwerde gegen das Verbot ein. Vergebens, das Verfahren wurde verschleppt — weil der Herr Polizeipräsident von Berlin immer wieder um Verlängerung der Frist bat, die er zum Heranbringen des notwendigen Materials brauche.

Dr. Goebbels verlangte, daß man ihn vor den Richter zitiere. Man wagte es nicht.

11 Monate, bis zum 1. April 1928, blieb die Partei in Berlin verboten. In dieser Zeit wurde der „Angriff" die Stimme der Verfolgten.

Wir fordern

Das deutſche Volk iſt ein Sklavenvolk. Es rangiert heute völkerrechtlich hinter der letzten Negerkolonie am Kongo. Man hat uns alle Souveränitätsrechte genommen, und nun ſind wir dem internationalen Börſenkapital gerade gut genug, ſeine Geldſäcke mit Zinsgeldern und Prozenten zu füllen. Das und nichts anderes iſt das Ergebnis einer vielhundertjährigen heldenhaften Geſchichte. Haben wir das verdient? Nein und nein!

Darum fordern wir: daß man den Kampf proklamiert gegen dieſen Zuſtand der Schmach und Not, und daß den Männern, denen wir unſer Schickſal in die Hand geben, jedes, aber auch jedes Mittel recht iſt, die Ketten der Sklaverei zu zerbrechen.

In unſerem Volk gibt es drei Millionen Menſchen, denen man Arbeit und Brot verweigert. Zwar bemühen ſich die amtlichen Männer, über dieſen Jammer hinwegzutäuſchen. Sie reden von Sanierung und Silberſtreifen, und während es ihnen von Tag zu Tag beſſer geht, geht es uns von Tag zu Tag ſchlechter. Immer mehr ſchwindet die Illuſion von Freiheit, Frieden und Brot, die man uns einmal vorgaukelte, als wir unſer Geſchick ſelbſt in die Hand nehmen wollten. Der vollkommene Zuſammenbruch unſeres Volkes wird das Ende dieſer verantwortungsloſen Politik ſein.

Darum fordern wir: für jeden ſchaffenden Deutſchen das Recht auf Arbeit und Brot.

Während der Frontſoldat draußen in den Schützengräben ſein Vaterland mit dem Leben verteidigte, kam irgendein oſtjüdiſcher Schieber und nahm ihm Haus und Hof. Nun ſitzt der Jude triumphierend in den Paläſten, und der Prolet, der Frontkämpfer, hauſt in Löchern, für die das Wort „Wohnung" zu ſchade iſt. Das iſt weder notwendig noch unvermeidlich, das iſt zum Himmel ſchreiendes Unrecht. Eine Regierung, die da ſtillſchweigend zuſchaut, taugt nichts und muß verſchwinden, je eher, deſto beſſer für uns.

Darum fordern wir: Wohnung für deutſche Soldaten und Arbeiter. Fehlt es an Geld zum Bauen, dann treibt die Eindringlinge zum Land hinaus, damit Deutſche auf deutſchem Boden wohnen können.

Unſer Volk vermehrt ſich, andere Völker verſchwinden. Es bedeutet das Ende unſerer Geſchichte, wenn man uns durch eine feige,

faule Moral den Nachwuchs nimmt, der doch einmal dazu berufen ſein ſoll, unſere Miſſion vor der Geſchichte zu vollenden.

Darum fordern wir: Grund und Boden, auf dem Getreide wächſt, das unſere Kinder ernähren ſoll.

Während wir träumten und ſchliefen oder fremden, unerfüllbaren Phantomen nachjagten, hat man uns unſeren Beſitz geſtohlen. Man behauptet heute, das ſei ein Elementarereignis geweſen. Aber dem iſt nicht ſo: das Geld iſt nur aus den Taſchen der Armen in die der Reichen gewandert. Das iſt Betrug, ſchamloſer, gemeiner Betrug!

Über dieſen Zuſtand der Verelendung triumphiert eine Regierung, die man im Intereſſe von Ruhe und Ordnung nicht näher charakteriſieren darf. Ob ſie deutſche Belange vertritt oder nicht vielmehr die Belange unſerer kapitaliſtiſchen Peiniger, darüber zu entſcheiden, überlaſſen wir jedem einzelnen.

Wir aber fordern eine Regierung der nationalen Arbeit, Staatsmänner, die Männer ſind, und denen die Schaffung eines deutſchen Staates Zweck und Sinn ihrer Politik iſt.

Jeder hat in Deutſchland mitzureden, der Jude, der Franzöſe, der Engländer, der Völkerbund, das Weltgewiſſen, und weiß der Teufel wer, nur der deutſche Arbeiter nicht. Er muß kuſchen und arbeiten. Alle vier Jahre wählt er aufs neue ſeine Peiniger, und jedesmal bleibt alles ſo, wie es vordem war. Das iſt Unrecht und Betrug. Das brauchen wir nicht länger zu dulden. Wir haben das Recht, zu verlangen, daß in Deutſchland nur mitredet, wer als Deutſcher an dieſem Staate mitſchafft, und deſſen Schickſal mit dem Schickſal des Vaterlandes auf Gedeih und Verderb aneinandergekettet iſt.

Darum fordern wir: Vernichtung des Syſtems der Ausbeutung! Her mit dem deutſchen Arbeiterſtaat!

Deutſchland den Deutſchen! 25. Juli 1927.

Wir kapitulieren nicht!

Als wir vor einem Jahr begannen, da waren wir ein kleines Häuflein von einigen hundert Menſchen, verzweifelt an der Gegenwart und zerriſſen im politiſchen Alltag; aus allen Lagern waren wir gekommen, der Studierte von rechts und der Prolet von links. Als wir begannen, da wagten wir nicht vom Himmel zu hoffen,

daß er uns die Gnade des Haſſes unſerer Feinde ſo bald ſchon in überreichem Maße ſchenken würde. Heilloſe Phantaſten waren wir, ungeſchult in den Futterkrippenkämpfen, die man ſeit 1918 in Deutſchland Politik nennt, ohne Wiſſen von den Gefahren, die um uns lauerten, und kaum ahnend, daß es gefährlich ſei, ein verſklavtes Volk zu lieben und für ſeine Freiheit einzuſtehen. So begannen wir.

Gar mancher hat gelächelt und mancher gelacht. Wir waren ja ſo wenige, unbedeutend und ohne Rang, uns ſtand keine ſtarke Preſſe zur Seite, wir hatten weder eine Organiſation noch das Geld, mit dem man gewöhnlich ſo etwas aufbaut. Still und ohne Aufheben machten wir uns ans Werk, jeder an ſeinem Platz. Der eine predigte in der Fabrik, der andere in der Schreibſtube, und der dritte vom hohen Podium der Volksverſammlung aus. Ein jeder tat ſeine Pflicht, und ſo wurde ein Werk. Was wir ſchufen, das wurde aus eigenſter Kraft. Niemand half uns, wir haben uns ſelbſt geholfen.

Und gar bald hörte das Lachen auf. Man begann uns zu verleumden und zu beſchimpfen. Wie haben wir uns gefreut, von den Vernichtern Deutſchlands beſchmutzt zu werden! An ihrem Widerſtand wurden wir groß und ſtark. Je mehr man uns beſudelte, um ſo trotziger wurden unſere Geſichter, um ſo härter unſer Wille, den einmal als richtig erkannten Weg zu Ende zu gehen. Wir wußten, wo wir anfingen; nur Gott weiß, wo wir einmal enden werden.

Als Verfolgung und Verleumdung nichts ausrichteten, da ſchickte man uns den roten Terror auf den Hals. Er fand uns aufrecht ſtehend als Kämpfer. Wir haben den Terror nicht geſucht, aber als er uns niederknüppeln wollte, da haben wir ihn mit verzweifelten Geſichtern und mit geballten Fäuſten empfangen. Pharusſäle, Spandau, Lichterfelde-Oſt, das waren nicht Vorgänge des Angriffs, das waren noch Akte der Verteidigung und der Selbſtbehauptung. Wenn der Gegner geglaubt hatte, uns damit vernichten zu können, er irrte ſich: wir wurden größer und ſchloſſen uns enger aneinander.

Jetzt ſchäumte der Gegner vor Wut. Wo normale Mittel verſagten, da griff er zur Willkür und Geſetzloſigkeit. Er ſchlug ſeinem eigenen Glauben ins Geſicht und ſprach das Verbot aus.

Nun exiſtieren wir nicht mehr. Wir ſind nicht mehr da. Ein Federſtrich hat uns ausgeſchieden aus der Liſte der Tatſachen. Wir ſind anonym geworden. Schon unſer Name und unſer Zeichen bringt die Republik ins Wanken. Wer von euch hätte je geglaubt, daß wir ſo ſtark ſeien?

In der Verzweiflung richteten wir uns auf und wurden ſtark. Wenn wir bisher verteidigten, was nicht mehr zu retten war, jetzt ſpringen wir über die Defenſive hinaus und greifen an. Gebt uns unſer Vaterland zurück! Wenn alle ſich auf den goldenen Boden der Tatſachen ſtellen:

Wir kapitulieren nicht!

Wir nehmen nichts zurück! Wir haben nichts zu bereuen, wir werden weiterkämpfen: Schlagt zu, ſchlagt zu! Ihr hämmert nur den Trotz in uns ſtahlhart. Ihr macht uns ganz groß im Lieben und groß im Haſſen. Wir verzeihen nicht! Wir haben mit euch nichts auszumachen! Auch wir kennen einmal keinen Pardon, wie ihr keinen Pardon gekannt habt, als ihr uns verfolgtet.

Eben ſtand einer vor mir, er kam aus den Gittern zurück, bleich, zerriſſen und zerſchunden. Er hatte die allerheiligſte Majeſtät der Republik beleidigt. Er hatte zu behaupten gewagt, daß es nicht wahr ſei, daß Freiheit, Schönheit und Würde in Deutſchland regierten. Er hatte die Wahrheit geſagt.

Eine Zelle iſt freigeworden. Wer wird morgen an ſeiner Stelle hinter die Eiſenſtäbe gehen?

Vor dieſem bleichen Geſicht hab' ich's geſchworen:

Wir geben nicht nach! Wir beugen uns nicht! Wir bleiben aufrecht ſtehen!

Schlagt zu, ſchlagt zu!

Jeder Schlag hämmert uns härter und trotziger!

Wir kapitulieren nicht! 3. Auguſt 1927.

Wir warten auf den Kadi!

Am 5. Mai 1927 wurde die Ortsgruppe Berlin der Nationalſozialiſtiſchen Deutſchen Arbeiterpartei durch Beſchluß des Berliner Polizeipräſidenten Zörgiebel verboten und für aufgelöſt erklärt. Warum? Beſagte Partei veranſtaltete am Tage vor der Auflöſung im Kriegervereinshauſe eine Maſſenverſammlung mit dem Thema:

„Volk in Not! Wer rettet es? Jacob Goldschmidt!“ In dieser Versammlung stand mitten während der Rede ein betrunkener, amtsentsetzter Pfarrer auf, warf dem Referenten zweimal lächerliche und beleidigende Zurufe entgegen und wurde dann von ein paar empörten Versammlungsbesuchern mit wohlgezielten Maulschellen an die frische Luft befördert.

Die Berliner Asphaltpresse bemächtigte sich mit einer wahren Inbrunst dieses Leckerbissens. Sie berichtete spaltenweise von dem „armen, weißhaarigen Pfarrer“, der doch nur von seinem Recht der freien Meinung Gebrauch gemacht habe, brachte Bilder und Lebensbeschreibungen von ihm, wußte zu erzählen, daß er blutüberströmt aus dem Saal getragen worden sei und vierzehn Tage in Lebensgefahr schwebte. Sie forderte demzufolge das Verbot der Partei, Verhaftung ihres Berliner Führers, strengste Untersuchung seiner Schandtaten, womöglich in diesem Ausnahmefall, entgegen dem sonstigen demokratischen Prinzip, die Todesstrafe.

Das Verbot wurde prompt noch am selben Tage ausgesprochen. Man versuchte, Vermögen und Kartothek der Partei zu beschlagnahmen. Man hetzte ihre Führer von Vernehmung zu Vernehmung, verbot die harmlosesten Zusammenkünfte früherer Mitglieder der Partei und glaubte damit, die republikanische Pflicht für Ruhe und Ordnung erfüllt zu haben. Bald aber drehte sich das Bild. Aus dem armen, weißhaarigen Pfarrer wurde ein gerichtsnotorischer Trunkenbold, der nach eidlicher Aussage eines Kellners dreißig Schnäpse und vierzig Glas Bier an einem einzigen Abend trank; von dem sein eigenes Konsistorium zugeben mußte, daß er wegen grober Vernachlässigung seiner Pflicht amtsentsetzt worden sei und nicht mehr das Recht habe, die Kleider seines Berufes zu tragen. Aus dem blutüberströmten Märtyrer für demokratische Gedankenfreiheit wurde ein übel beleumundeter Provokateur, der noch am Abend seiner Provokation bei dem Juden Weiß, der in Berlin das Amt eines Polizeivizepräsidenten mit schweigender Behendigkeit versieht, das Verbot der Organisation verlangte, die ihm das verabreicht hatte, was er längst schon vor Gott und den Menschen verdiente: Prügel! Aus der Verhaftung des Führers wurde nichts. Ja, seine Vernehmung ging nur sehr zaghaft vor sich, und als er gar erklärte, er lege keinen Wert darauf, sich durch eigene Aussagen zu entlasten und in einem kommenden Verfahren nur als Zeuge aufzutreten, im Gegenteil! Er

wolle angeklagt werden, um endlich einmal vor dem Forum eines deutschen Gerichts — soweit es ein solches überhaupt noch gibt in diesem Reich von Schönheit und Würde — die Wahrheit sagen zu können und den Peinigern und Quälgeistern des armen deutschen Volkes die Maske der Heuchelei von der gelben Visage herunterzureißen — da war Matthäi am letzten auf dem Alexanderplatz.

Und nun herrscht beredtes Schweigen im Walde. Herr „Bernhard" Weiß verhaftete fünfhundert Nationalsozialisten, die von Nürnberg kommen: Nutzt nichts! Das Material fehlt, um ein willkürliches Verbot zu rechtfertigen. Er läßt bei Dutzenden deutschen Männern Haussuchungen halten. Nutzt nichts! Es findet sich nichts, den verhaßten Führer zu erledigen.

Unrecht bleibt Unrecht!

Dreht und dreht! Wir drehen schon wieder das Recht nach oben! Glaubt uns, wir stehen auf der Lauer und passen auf. Uns macht man kein X für ein U mehr vor.

Wir wollen, daß Recht Recht bleibt. Wir appellieren an alle, alle:

Es gibt keine Richter mehr in Berlin!

Was könnten wir mehr tun, als verlangen: Schleppt uns vor den Kadi!

Wir wollen angeklagt sein; denn wir wissen: wir sitzen nur eine Stunde auf der Anklagebank.

Aus Klägern werden Angeklagte und aus Angeklagten Ankläger!

Wir fragen an, immer und immer wieder:

Wann gedenkt ihr uns vor den Kadi zu schleppen?

Habt ihr etwa Gnade und Mitleid mit uns — oder gar Angst vor der eigenen Courage?

Warum haltet ihr mit dem Beweis unserer Schandtaten so hinter dem Berge?

Ihr seid doch sonst nicht so!

Warum so schweigsam?

Gericht! Gericht!

Klagt an! Klagt an!

Oder wißt ihr selbst noch nicht, was wir nicht wissen und niemand weiß?

Wir warten auf den Kadi! 5. September 1927

Antworten Sie, Genoſſe!

Genoſſe Zörgiebel!

Am 6. Mai verfügten Sie durch Schreiben vom 5. Mai die Auflöſung der Nationalſozialiſtiſchen Deutſchen Arbeiterpartei, Gau Berlin, mit allen ihren Untergruppen und Nebenorganiſationen. Sie gaben dieſem, mit Ihrem allerhöchſten Namenszug gezeichneten Schreiben eine ſogenannte Begründung mit, die ſich in kraſſeſtem Widerſpruch zu den Argumenten befand, die in den damaligen ſturmbewegten Tagen von der Ihnen gewiß nicht fernſtehenden jüdiſchen Aſphaltpreſſe als Motiv zu Ihrer Auflöſungsverfügung angegeben wurden. „Berliner Tageblatt", „Voſſiſche Zeitung", „B. Z. am Mittag" und andere Weltblätter ſchreiben, wir hätten einen weißhaarigen Pfarrer blutig, ja halb totgeſchlagen, ein Redakteur ſei auf das brutalſte mißhandelt worden, ich als Redner hätte die Verſammlungsteilnehmer offen zum Mord an politiſchen Schriftſtellern aufgefordert und was dergleichen ſcheußliche Greueltaten noch mehr waren. Ich wurde auch am anderen Tage von Ihren Beamten — ich muß die Charakterköpfe der politiſchen Abteilung des Berliner Polizeipräſidiums wohl ſo nennen — über meine angeblichen Delikte vernommen. Da ich mich aber weigerte, vor Polizeiorganen überhaupt auszuſagen — ich brauche Ihnen als altem, erprobtem Revolutionär nicht zu erklären, warum — kam die Sache vor den Unterſuchungsrichter, der denn auch tatſächlich einige Kronzeugen benannte, die unter Eid die von der jüdiſchen Preſſe in freier, geflügelter Phantaſie erfundenen Untaten bekunden wollten. Ich rief damals die ehrlichen Teilnehmer der in Frage ſtehenden Verſammlung zur Zeugenſchaft auf. Mehrere hundert meldeten ſich zum Gegeneid, und dann verſank der ehrwürdige Pfarrer in der Verſenkung. Nur meldete ſich bei uns noch ein Oberwachtmeiſter Ihrer — Genoſſe Zörgiebel, Ihrer — Polizei, der ſich bereit erklärte, zu beeiden, daß ihm der ehrwürdige Greis vor der Verſammlung ſchon in ſtark betrunkenem Zuſtande aufgefallen ſei. Aber das nur nebenbei!

Und nun zur Hauptſache:

Wir legten ſofort gegen Ihre Auflöſungsverfügung ordnungsgemäßen Proteſt beim Oberpräſidenten ein. Wir taten das um ſo reineren Gewiſſens, als das mit Ihrem Namen gezeichnete Dokument von einer Leichtfertigkeit, um nicht zu ſagen Unfähigkeit war, daß

jeder ordentliche Richter ohne weiteres die Aufhebung dieſes ſelbſt für neudeutſche Regierer unerhörten Verbots verfügen mußte. Sie ſcheinen das auch ſelbſt zu wiſſen, Herr Genoſſe. Denn bis heute — das Verbot iſt mittlerweile ſchon ſieben Monate alt — haben Sie und Ihre Organe es noch nicht für zweckmäßig gehalten, der Ihnen übergeordneten Inſtanz des Oberpräſidenten die von ihr verlangten Unterlagen zur Verfügung nachzureichen. Im Gegenteil! Sie ſchleppen die Sache künſtlich hinaus, rechnen auf unſere vorläufige Ohnmacht, ſtellen ſich ſchwerhörig und ſtecken Ihren Kopf — oh, dieſen Kopf der Köpfe im neuen Deutſchland — in den Sand. Bei Gott, das Vernünftigſte, was Sie tun können! Die Wahlen ſtehen vor der Tür, und Sie wiſſen ſo gut wie ich, daß unſere Partei die einzige iſt, die durch ihre Art des Kampfes dem Marxismus auch in der Reichshauptſtadt ernſtlich zu Leibe rücken könnte.

Genoſſe Polizeipräſident! Haben Sie Ihr Dokument vom 5. Mai ſelbſt ſchon einmal in Ruhe durchgeleſen? Wiſſen Sie, daß darin geſchrieben ſteht: „Dr. Goebbels forderte in nicht mißzuverſtehender Weiſe auf einer am 10. Oktober 1926 in Potsdam veranſtalteten Märkertagung die Parteimitglieder zur Mitarbeit an der Zerſtörung des heutigen Staates auf.“ Wiſſen Sie, daß ſich bis heute, im Ablauf von anderthalb Jahren, noch kein Staatsanwalt gefunden hat, der mich deshalb in Anklagezuſtand verſetzt hätte? Iſt es Ihnen bekannt, Herr Genoſſe, daß in dem von Ihnen gezeichneten Schreiben zu leſen ſteht, ich hätte die Anweiſung gegeben, „daß die verantwortlichen Gau- und Landesführer ihre ganze Tätigkeit auf die vorher erwähnten Punkte zu konzentrieren haben“, und daß der Schreiber Ihres Dokuments damit den Anſchein zu erwecken verſucht, als bezögen ſich dieſe meine Worte auf die in Ihrer Verfügung inkriminierten Stellen, während ſie in Wirklichkeit gar keine ſachlichen „Punkte“ meinen, ſondern „Punkte“ im Sinne von „Städte“, „Plätze“, „Landesteile“, und daß man das im Alltagsleben, im Leben unterhalb der moraliſchen Sphäre eines preußiſchen Polizeipräſidiums ſozuſagen als Leichtfertigkeit, Fahrläſſigkeit, vielleicht als etwas, das ich zu klug bin, in Worte zu kleiden, bezeichnen würde?

Genoſſe Zörgiebel! Revolutionär in Frack und Arbeiterführer in Limouſine und hoch zu Roß! Ich nehme nicht an, daß das Verbot gegen unſere Organiſation aus unſachlichen, parteitaktiſchen Erwägungen heraus aufrechterhalten bleibt. Es wäre ſehr unklug und

töricht von mir, wollte ich Ihnen das unterſtellen. Aber wir haben das Recht, als Staatsbürger, auch zweiter Klaſſe, zu verlangen, nun endlich vor einem ordentlichen Gericht Rede und Antwort ſtehen zu dürfen. Wir laſſen nicht locker; davon mögen Sie, Herr Proletarierführer, überzeugt ſein.

Antworten Sie, Genoſſe! Zerren Sie uns vor den Kadi! Machen Sie uns den Prozeß! Ihnen ſtehen ja Spitzel genug zur Verfügung, die uns überführen könnten. Sie haben das Wort. Reden Sie! Wir werden die Antwort nicht ſchuldig bleiben!

5. Dezember 1927.

Ins neue Jahr!

Schaut rückwärts:

Ein Jahr des Kampfes liegt hinter uns. Sorge und Not, Gefängnis und Verfolgung verhängte ein gütiges Geſchick in überreichem Maße über unſere Reihen. Mißt man den Wert einer Bewegung an dem Grad des Haſſes, der ihr von den Vernichtern des deutſchen Volkes entgegengebracht wird, wir können beſtehen. Zaghaft traten wir in das Jahr 1927 hinein. Wir wußten alle, daß es von uns Großes, faſt Unmenſchliches verlangen würde. Aber ſchauen wir zurück, dann können wir mit Stolz und Zufriedenheit ſagen: Wir haben beſtanden! Das Schickſal hat uns nicht untergekriegt! Wir haben dem Feind, wo auch immer er heranſchlich und unſere Reihen zu erſchüttern trachtete, die Zähne gezeigt. Wir haben gekämpft, aufrecht und furchtlos und treu. Nicht einmal hat die Verfolgung, die über uns hereinbrach, uns klein und feige geſehen.

Das Jahr 1927 war das der Gärungen und Klärungen. Die Fronten haben einander abgetaſtet. Wo Gutes beim Gegner war, iſt es unter unſerem Anprall mählich, aber ſicher abgebröckelt, und wo es den Weg zu uns noch nicht erkennen kann, da findet es ihn doch langſam mit der ablaufenden Selbſtverſtändlichkeit eines Naturgeſetzes. Weil wir ſo klar und kompromißlos unſeren Glauben ins Volk hineintrugen, darum beginnt man jetzt wieder, Glauben zu uns zu faſſen.

Zwölf Monate lang haben wir das Erdreich aufgeriſſen und die junge Saat in die braunen Schollen hineingeworfen. So mancher Säemann ging aus und ſtreute den Samen. Und nun beginnt die

Erde zu treiben. Der Wind ſteht auf gut Wetter, und es geht zur Ernte hin. Noch niemals ſahen des Himmels Sterne ein junges Geſchlecht ſo voll von Mut und Glauben und Zuverſicht. Wir haben beſtanden! Gottes Hand war über uns!

Schaut vorwärts:

Ein Jahr des Kampfes liegt vor uns. Wer in Reih und Glied ſteht, weiß, worum es geht. Um alles! Um alles! Was wir ehedem ahnten und fühlten, heute wiſſen wir's und vermögen es zu ſagen. Und ſo treten wir, auf uns ſelbſt und allein geſtellt, zum Entſcheidungsſchlag an.

Neue Verfolgungen werden über uns hereinbrechen. Wir werden größer werden, ſo wird das Maß der Unterdrückung wachſen, bis es einmal unerträglich wird. Darum freuen wir uns, daß es ſo iſt und wünſchen es nicht anders. Wenn das Schickſal es zuläßt, daß die große Not über uns hereinkommt, dann gibt es uns auch die Kraft, ſie zu meiſtern.

Der Wert eines Menſchen und auch einer Bewegung richtet ſich nach der Größe des Unglücks, das über ſie kommt, und nach ihrer Fähigkeit, dieſes Unglück zu wenden.

Noch nie gab die Geſchichte Großes ohne ebenſo großen Einſatz. Darum ſetzen wir alles ein, um alles zu gewinnen. Das neue Jahr wird unter uns weiter ſondern und richten. Schärfer werden die politiſchen Fronten ſich abgrenzen; Spreu wird vom Hafer geſchieden. Die Starken werden ſtärker und die Schwachen ſchwächer und feiger werden. Und wir als die Mutigſten werden wie ein Magnet allen Mut in unſeren Kreis hineinziehen.

Das wiſſen wir mit tiefer Beruhigung: Das neue Jahr wird das erſte Jahr der Ernte ſein. Die Saat beginnt aufzugehen, und es wird ſich ſchon zeigen, daß Mühe und Kampf doch nicht umſonſt geweſen ſind. Blut wird nicht für nichts vergoſſen. Auch die vier Toten des abgelaufenen Jahres haben ein Recht, und dieſes Recht zu erfüllen, dazu ſind wir bereit.

Kameraden von Berlin! Die Partei iſt verboten! Die Fahnen hängen müde und ſchwer am Schaft, und dem Fahnenträger wird bald die Zeit zu lang. So manchen ſah er von ſich gehen. Der eine liegt nun mit verbundenem Schädel oder ſiechem Leib im Krankenzimmer; der andere durchmißt mit langen Schritten ewig auf und ab

eine enge Zelle. Prozeſſe drohen, Strafen nach jüdiſch-römiſchem Geſetz, Verfolgungen, Drangſalierungen; über unſeren Häuptern tobt ſich der Gummiknüppel einer wildgewordenen Dawesſoldateska aus, und es iſt in all der Not kein Ende abzuſehen. Aber der Geiſt lebt!

Und da frage ich euch: Habt ihr das Jahr, das hinter euch liegt, vor Gott und den Menſchen dem Vaterland geweiht? Ich weiß, ihr könnt ja ſagen. Denn nichts tatet ihr für euch. Und wolltet ihr eine Stunde miſſen in dieſem herrlichen Jahr, wo wir das Banner hineinpflanzten in dieſe Stadt?

Ich weiß, ihr ſagt nein und gebt mir die Hand darauf, daß es ſo bleiben ſoll.

Und nun hebt den Schritt und tretet mutig ins neue Jahr hinein! Sie mögen die Fahnen verbieten! Wir ziehen ſie in den Herzen auf!

Vorwärts und aufwärts!

Denkt an das Vaterland!

Es lebe Adolf Hitler!

2. Januar 1928.

Der Pfarrer Stucke

Am 4. Mai des vergangenen Jahres ſtand in einer unſerer Maſſenkundgebungen ein ehrwürdiger, weißhaariger Herr mitten während meiner Rede auf und beleidigte mich trotz eindringlichſter Vermahnung des Verſammlungsleiters zweimal auf das infamſte. Er wurde daraufhin von Unbekannt an die friſche Luft geſetzt. Leider bezog er bei dieſer Prozedur ein paar unſanfte, aber gewiß redlich und erzieheriſch gemeinte Kopfnüſſe, die ihn jedoch nicht daran hinderten am ſelben Abend mit dem Berliner Vizepolizeipräſidenten Bernhard Weiß Verbindung zu ſuchen und zu finden und von ihm das Verbot des Stahlhelmtages ſowohl als auch der Partei zu verlangen, die ihm, dem Pfarrer, ſo unſanft auf die weiche Birne geklopft hatte. Nur zum Zweiten konnte ſich der Mann, deſſen Spitzname durch das Republikſchutzgeſetz unter Strafe ſteht, und der deshalb hier nicht genannt, aber um ſo eindringlicher dazugedacht werden darf, entſchließen, und eine wohlabgeſtimmte, ganz einheitlich von links bis rechts geführte Preſſekampagne tat das ihrige, dieſes Parteiverbot dem Leſepöbel der Berliner Aſphaltjournaille mundlich zu machen.

Wir ſchrien uns die Kehle wund nach dem Kadi; doch der hieß Haſe und wußte von nichts. Er ſteckte eindringlichſt den Kopf in den Sand und behauptete wie der Vogel Strauß: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß!“ Je lauter wir riefen, deſto ſteifer hielt er die Ohren, bis ihm ſchließlich das Trommelfell platzte, und dann begann der Laden zu brummen. „Sie werden hiermit ...“ Ich kam und ſagte aus und erfuhr zu meinem maßloſen Erſtaunen, daß ſich tatſächlich Eideshelfer gefunden hatten, die mit erhobenem Finger auszuſagen bereit waren, was ihren Brotgebern im Polizeipräſidium nicht unangenehm iſt. Ich rief meine Gegenzeugen auf.

Und dann meldeten ſich dieſe Gegenzeugen. Zehn, zwanzig, fünfzig, hundert, dreihundert, zum Schluß fünfhundert. Ich nahm die markanteſten und eindeutigſten heraus und meldete ſie pflichtgemäß dem Unterſuchungsrichter zur Gegenausſage. Und ſiehe da! Ein Wunder war geſchehen! Der myſteriöſe Pfarrer — ich weiß nicht, ob er mittlerweile ſeiner Verdienſte um neudeutſche Regierer wegen den Schutz des Republikſchutzgeſetzes genießt und verzichte deshalb auf eine nähere Charakteriſierung — verſank wieder in der wärmenden Verſenkung. Aber wir ließen nicht locker. Wir riefen: „Polizei, Polizei!“ ſechs Monate hindurch. Und ſchließlich halfen keine Ohrenwatte und kein geplatztes Trommelfell mehr. Wir wurden erhört, und man übergab uns ſchweren Herzens den Gerichten.

„Der Schriftſteller Dr. Joſeph Goebbels wird angeklagt, öffentlich vor einer Menſchenmenge zur Begehung ſtrafbarer Handlungen, nämlich Körperverletzung, aufgefordert zu haben, wobei jedoch die Aufforderung ohne Erfolg geblieben iſt.“

Ich denke, nanu, denke ich. Nennt man das ohne Erfolg? Oder fingert ihr geſcheiten Leute die Sache ſo, daß der Pfarrer aus dem Spiel bleibt und nur der myſteriöſe Redakteur, der Schatten, der nicht Daſeiende, die Idee, die Phantaſie von einem Menſchen im Sinne des Bürgerlichen Geſetzbuches übrigbleibt? Vorſicht! Vorſicht!

„Sie können innerhalb einer Woche eine Voruntersuchung oder die Vornahme einzelner Beweiserhebungen vor der Hauptverhandlung beantragen. — Ferner können Sie Einwendungen gegen die Eröffnung des Hauptverfahrens vorbringen.“ Merkwürdig, dieſer Brief kommt vier Tage nach Datum in meine Hände, bleiben alſo noch drei Tage von der Woche, innerhalb deren ich „Einwendungen“

machen kann. Ich ſchreibe an den Richter einen ausführlichen Schrieb über den ganzen Vorgang und biete für meine Darſtellung aufs neue ſechzig der einwandfreieſten Zeugen an.

Ich bin allerhand gewohnt, aber was nun folgt, das geht denn doch über die Hutſchnur ſelbſt eines Staatsbürgers zweiter Klaſſe dieſer Republik:

„In Ihrer Strafſache teilen wir Ihnen mit, daß wir die Ladung der im Schreiben vom 21. Dezember genannten Zeugen als unerheblich ablehnen.

gez.: Sternheim, Landgerichtsdirektor."

Hm! So, ſo! Alſo Sternheim. Herr Sternheim lehnt ab. Als unerheblich. Erheblich ſind alſo für Herrn Sternheim anſcheinend nur die 6 (in Buchſtaben: ſechs) Charakterköpfe der I A, die als Zeugen paradieren. Ich ſchlage Krach. „Sie lehnen die Ladung meiner Zeugen als unerheblich ab. Sie können das deshalb nicht, weil Sie ja gar nicht wiſſen, was die einzelnen Zeugen zu ſagen haben. Ich muß darauf beſtehen, daß außer den von Ihnen geladenen Zeugen noch mindeſtens folgende Zeugen zur Vorverhandlung vorgeladen werden." Daraufhin dekretiert Herr Sternheim, ſeines Zeichens Landgerichtsdirektor: „Sie werden zur Hauptverhandlung auf den 13. Januar 1928, vormittags 10.30 Uhr, vor das Schöffengericht Berlin-Mitte, Abteilung 203, Erdgeſchoß, Zimmer 109, geladen."

Von meinen Zeugen ſagt er nichts, der Herr Sternheim! Am 13. Januar alſo geht die Komödie über die Bretter, die Gericht bedeuten. Der Pfarrer Stucke wird zeugen, vor Gott und vor den Menſchen!

Wir haben noch einen Trumpf in der Hand; den ſpielen wir am 13. Januar aus. Läßt man die von mir beantragten Zeugen nicht zu, dann werden wir der Öffentlichkeit ad oculos demonſtrieren, was dieſer Prozeß iſt:

Ein Theater, eine Farce, ein Luſtſpiel der Republik, und nicht einmal eins, das von Witz zeugt.

9. Januar 1928.

Ich meine es gut mit euch!

Eben komme ich nach in aller Haſt doch ſo wohltuender Fahrt von Hamburg zurück, ſtürze wieder in den Berliner Trubel hinein und mache mich gleich an die Arbeit für den großen Prozeß. Nun häufen ſich allmählich die Unterlagen. Zeugenausſagen über Zeugenausſagen, Beweisanträge, eidesſtattliche Erklärungen, Zeitungsausſchnitte, Anklagen und Gegenklagen, und, was die Hauptſache iſt, Perſonalakten. Dieſer Prozeß geht aufs Ganze. Und da man uns den Kampf aufzwingt mit allen Mitteln, ſo nehmen wir ihn gern und dankbar an. Mit allen Mitteln. Eine dicke Mappe iſt mir beſonders ans Herz gewachſen. Darauf ſteht geſchrieben: Pfarrer Fritz Stucke. So! Ohne alle Anführungsſtriche. Eine herrliche Mappe! Sozuſagen ein Zeitdokument. Ein Diener des Wortes wird hier ſeines Amtsrockes entkleidet und ſo gezeigt, wie der liebe Gott ihn geſchaffen hat. Menſchlich, allzu menſchlich. Dieſe liebe Mappe! Ich ſtreichle ſie, als wäre ſie ein heimlicher Goldſchatz. Das iſt ſie vielleicht auch. Für mich, für uns beſtimmt. Nur wenige wiſſen davon, und die verſtehen zu ſchweigen. Wir ſind direkt eiferſüchtig auf dieſe Mappe. Wie ein Geizhals mit ſeinem Gold im Strumpf, ſo gehen wir mit dieſer Mappe um. Wir öffnen ſie nur bei Lampenlicht, wenn die Neugierigen weit ſind, und dann berauſchen wir uns an dem betörenden Glanz dieſes Flitters. Lachen, klopfen uns auf die Knie, reiben uns ſchadenfroh die Hände und freuen uns wie die Diebe. Meint ihr, wenn man bei dem Geizhals Hausſuchung hielte, man fände heraus, wo er ſein Geld im Strumpf hat? Meint ihr, wenn einer, ein jemand, ein X, ein Abgeſandter von einem, einem jemand, einem anderen X zu uns käme unter irgendeinem Vorwand, ſagen wir einmal, weil er der törichten Meinung iſt, wir hätten Druckſchriften oder Kanonen gegen die Republik, meint ihr, er fiele ſo zufällig über unſere Mappe? Oh, da kennt ihr uns ſchlecht; da ſeid ihr im Irrtum, das ſeid ihr, ſchwer im Irrtum. Unſere Mappe iſt unſere Welt. Die verſtecken wir, wie der Geizkragen ſeinen Goldſtrumpf; wer weiß, wo. Aber nicht, um ſie, wie er, nach dem Tode lachenden Erben zu laſſen. Das könnte euch ſo paſſen! Mit dieſer Mappe haben wir etwas vor. Sozuſagen ja!

Und in dieſe lüſterne Vorfreude regnet, wie der Hagel in den Sonnenſchein, eine Karte auf den Tiſch. „Der Termin am

13. Januar vor dem Schöffengericht Berlin-Mitte iſt aufgehoben. Sie brauchen daher nicht zu erſcheinen.“ Und ich bin tieftraurig. Die dicken Tränen rinnen. Ich blättere zum Troſt noch einmal die Akten durch. Akten ſage ich euch! Da ſteht ſchwarz auf weiß geſchrieben, was vor Gott und den Menſchen keine Wahrheit iſt. Und dafür wollen den Finger heben die Kriminalaſſiſtenten von Krieg, Rauhut, Hartwig, Bober und Jedworny von der Abteilung I A des Berliner Polizeipräſidiums, der Schriftleiter Dr. Anton Hofrichter und der Pfarrer der Evangeliſchen Reformgemeinde e. V. Fritz Stucke. Und dieſe Eide — ſo muß man wohl ſagen — wird der Landgerichtsdirektor Sternheim abnehmen. So ſteht es geſchrieben. Und nun ein letztes Wort zur Güte. Ich meine es gut mit euch.

Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben. Der Prozeß kommt. Hoffentlich bald. Es iſt nicht mein Prozeß, ſondern unſer Prozeß. Weil der ehrwürdige Pfarrer Fritz Stucke totgeſchlagen wurde, darum hat man unſere Partei verboten. Werden wir freigeſprochen, dann fällt auch der letzte Schein eines Rechtes zu dieſem Verbot. Darum werden wir uns, wenn nötig, mit den Zähnen verteidigen. Jedes geſetzliche Mittel iſt uns recht, da wir zu wiſſen glauben, daß dem auch bei euch ſo iſt. Wir gehen nicht unvorbereitet in dieſen Prozeß hinein. Wir lagen nicht auf der Bärenhaut, derweil ihr uns zehn Monate Zeit ließet zum Nachdenken. Hoffentlich bekommt euch der Prozeß gut. Daß er uns gut bekommt, das laßt unſere Sorge ſein.

Ihr Herren von der I A des Polizeipräſidiums: Wenn man den Finger hebt, dann ſchwört man; und da muß man das ſagen, was vor Gott und nicht vor dem Brotgeber die reine Wahrheit iſt. Das, was in eurer Anklageſchrift geſchrieben ſteht, iſt nicht die Wahrheit, ſondern im Gegentum. Bedenkt das wohl! Es ſtehen Gegenzeugen bereit: deutſche Männer und Frauen von untadeligem Ruf, hundert, wenn notwendig zweihundert und mehr. Ihr ſagt nicht aus gegen irgendeinen tumben Tropf, der ſich nicht zu helfen weiß, ſondern gegen Männer, die eine Bewegung, die ſie über alles und mehr als ihr Leben lieben, zu verteidigen haben. Vorſicht iſt beſſer denn Nachſicht.

Ehrwürden! Hochwürden! Erſterbe in Demut! Wenn ein Rat angebracht iſt, ſeien Sie vorſichtig, wenn Sie unter Eid ausſagen. Man erinnert ſich meiſtens nicht mehr ſo genau der Dinge, wenn man im

großen Nebel war. Setzen Sie Ihre Worte richtig! Man kann auch die Aussage verweigern, dann nämlich, wenn sie einen selbst belasten würde. Unsere Mappe, unsere liebe Mappe ist keine Verteidigung, sondern eine Anklage, eine flammende Anklage, ein Angriff, mit Verlaub zu sagen. Sie ist mit nüchterner Berechnung zusammengetragen, und auf keiner Seite finden sich Spuren von Alkohol. Überhaupt der Alkohol, Ehrwürden! Dieser Teufel der Menschheit. Malen wir ihn nicht an die Wand. Wird vom Alkohol geredet, dann tut der Fachmann gut daran, in Schweigen zu versinken.

Gegenzeugen herein! Hebt die Hand und schwört und sagt die reine, lautere Wahrheit: So ist es! Hier stehen wir!

Zeugen der Anklage:

Ich meine es gut mit euch! Aber gereizt, wird selbst das Lamm zum Wolf! Ich warne Neugierige!

16. Januar 1928.

Durch die Blume

Ein penetranter Geruch verpestet die Luft in der Umgebung des Hauses der neunundneunzig Schafsköpfe, und keine offizielle Verlautbarung des Genossen Jörgiebel reicht mehr aus, selbst dem harmlosesten Zeitgenossen weis zu machen, das rühre von einem Gasrohrbruch bei den Schachtarbeiten her.

Also: Ich wohne jetzt in Friedenau in unmittelbarster Nähe einer großen Opelfiliale, und seitdem interessieren sich die Herren mit Gamsbart, Stutzen und Krückstock merkwürdig intensiv für neue Opeltypen. Zwar gibt es im Zentrum Filialen die Menge, aber anscheinend hat es die in Friedenau den Achtgroschenjungen der heiligen Hermandad besonders angetan. Im schnittigen Wagen kommen sie frühmorgens angebraust, und schaue ich zum Fenster hinaus, dann pendeln sie beutelustig die Straße auf und ab. Nur wenn ich das Haus verlasse, dann erwacht ihre Liebe zu Opel. Dann stehen sie harmlos vor den Scheiben und ergehen sich in tiefsinnigen Fachdebatten. Ich merke nie etwas. Ich habe nur so meine heimliche Freude, wenn der schnittige Wagen dahin muß, wohin ich will. Da ich nicht annehmen kann, daß der Berliner Vizepolizeipräsident Bernhard Weiß den Plan hat, eine Biographie meiner Bescheiden-

heit zu ſchreiben und dazu Material von ſeinen Rüſſelputzern ſammeln läßt, muß wohl dieſe ſo freundliche Überwachung ihre guten Gründe auf anderer Ebene haben.

Es iſt nicht nur eine Vermutung von mir, wenn ich der Meinung Ausdruck gebe, daß das Berliner Polizeipräſidium ſeit nahezu zwei Jahren mit einem wahren Bienenfleiß einen umfaſſenden Perſonalakt von meiner politiſchen und ſonſtigen Tätigkeit anlegt. Man kann es den Herren dabei nicht einmal verdenken, daß ſie den Wunſch haben, ſie möchten bei der Suche nach politiſcher Belaſtung auch ſo rein zufällig einen kleinen Kleckſer auf der moraliſchen weißen Weſte finden. Dann beruhten dieſe Kleckſer auf Gegenſeitigkeit, und jeder würde aus eigenſtem Intereſſe ſchon die Schnauze halten. Ich kann ihnen den Gefallen leider nicht tun. Und daher vor allem dieſe Betulichkeit. Was würde nun Herr Weiß zum Exempel dazu ſagen, wenn einer von uns, ſagen wir einmal ich, den mühſam zuſammengeklaubten Akt meiner eigenen Wenigkeit aus dem Berliner Polizeipräſidium ſelbſt mit eigenen Augen geſehen hätte. Sagen wir einmal, er wäre ihm abends um zwölf Uhr überreicht worden, unter Brüdern natürlich, und er hätte bis morgens um fünf Uhr Gelegenheit gehabt, ihn durchzuſtudieren. Er wäre dabei aber nicht vor Angſt in die Knie geſunken, ſondern ordentlich ſtolz auf ſeine Untaten geworden. Er wüßte alſo, was ſeine Gegner mit ihm vorhaben, mit welcher Rückſichtsloſigkeit ſie die Polizeigewalt gegen ihn einzuſetzen gewillt ſind, und er ſtellte ſich nun auf den für Herrn Weiß auf Grund ſeiner doch auch ihm gewiß von ſeinem hochſeligen Herrn Vater, dem Synagogenvorſteher Weiß, übermittelten religiöſen Erkenntniſſe außerordentlich verſtändlichen Standpunkt: Auge um Auge und Zahn um Zahn; und begänne nun, auch ſeinerſeits Perſonalakten anzulegen, fein ſäuberlich und einwandfrei — das wird doch noch erlaubt ſein — mit Photographien und lückenloſem Lebenslauf. Es gibt Menſchen, die ſcheuen den lückenloſen Lebenslauf wie der Teufel das Weihwaſſer.

Kurz und gut:

Es war früher unter uns ein „Parteigenoſſe", deſſen Namen ich bei nächſter Gelegenheit nennen werde. Dieſe Kreatur, die wir längſt ſchon in Verdacht hatten und deshalb überwachen ließen, hat nun vor uns ein Geſtändnis abgelegt, daß er uns verraten habe. Sein Verführer heißt Rühl; wir alle kennen ihn. Und was will der Knabe

Rühl und wofür ist er jede Summe zu zahlen bereit: unsere Personalakten über die I A.

So siehst du aus! Sie, verehrter Diener der Republik, haben sich wieder einmal so dumm in die Brennesseln gesetzt, daß Ihre Brotgeber nun doch in Erwägung ziehen müßten, Ihnen endlich den Gutenachtkuß zu geben; schon aus Selbsterhaltungstrieb. Wir haben noch mehr auf der Latte. Aber wir hassen Sie so inbrünstig, daß wir es vorziehen, Ihnen die Medizin, von der wir annehmen, daß sie Ihnen nicht wie Honig schmeckt, tropfenweise zu verabreichen. Sie können sich gratulieren! Und noch einige dazu. Wir sind gewillt, nunmehr mit diesem feigen System der Aushorcherei Schluß zu machen, koste es, was es wolle.

Ein nicht unbedeutender Mann der I A erklärte mir vor nicht allzu langer Zeit, daß ich dem preußischen Staate im Jahre rund fünfunddreißigtausend Mark koste für Schutz und Überwachung und so. Ich nehme an, daß in dieser Summe auch die acht Groschen des Herrn Rühl figurieren. Die sollen gestrichen werden. Er mag sich darauf verlassen. Der preußische Innenminister erklärte vor einigen Monaten im Landtag, er verachte das unwürdige System des politischen Spitzeldienstes, und er gebe sein Wort darauf, daß es in Preußen in keiner Behörde mehr existiere. Der Herr Minister Grzesinsky, geboren im Hause Cohn, kennt entweder sein Ressort nicht, dann ist er unfähig, oder aber er kennt es, dann hat er die Unwahrheit gesagt, und sein Wort ist keinen roten Heller wert.

Wir nehmen nicht an, daß er von sich aus diesen stinkenden Sumpf austrocknen wird. Diesen Optimismus überlassen wir den bezahlten Kreaturen der preußischen Verwaltung. Schön! Dann krempeln wir selbst die Ärmel hoch und geben uns mit Verzweiflung daran, diesen Augiasstall auszumisten. Gasmasken heraus!

Es wird ein lustiges Tänzchen, das wir euch vorführen wollen.

Diesmal mußten wir noch durch die Blume sprechen. Wir sind gespannt, was ihr zu tun gedenkt. Das nächstemal werden wir massiver. Ihr könnt euch gratulieren!

Dann reden wir auf gut deutsch.

30. Januar 1928.

Eine Mücke hat gehuſtet

Karl Jörgiebel, ehemaliger Gewerkſchaftsſekretär und derzeitiger Reklamegoi im Berliner Polizeipräſidium, gehört zu jenen ehrenwerten Männern, die am 9. November 1918 in Deutſchland Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit eingeführt haben. Das war, wie es ſcheint, ein lukratives Geſchäft. Denn aus dem ehemaligen kleinen Proletarierführer iſt nun ein großer Paraderepublikaner geworden. Und nachdem er vor einigen Tagen ſeine neue Villa — koſtet unter Brüdern hundertzwanzigtauſend Mark — bezogen hat, kann ihm kein Geldſackdemokrat mehr etwas vormachen. Ja, ſo ändern ſich die Zeiten!

Beſagter Karl Jörgiebel hat die merkwürdige Angewohnheit, meine Beſcheidenheit von Zeit zu Zeit mit einem allerhöchſten Regierungserlaß zu beglücken. Meiſtens unerfreulichen Inhalts, für ihn wie für mich. Denn ich nehme zu ſeiner Ehre an, daß es auch dieſen Schutzengel der Republik in tiefſter Seele ſchmerzt, wenn er die Demokratie mit Füßen treten muß. Aber was tut man nicht alles für eine Villa. Dieſer Tage kommt wieder ſo ein Schreibebrief auf meinen Tiſch geflogen:

„Der Ankündigung der für Freitag, den 17. Februar 1928, vorgeſehenen öffentlichen Wählerverſammlung iſt die Zahl Vierhundertachtundſechzig beigedruckt. Es iſt feſtgeſtellt worden, daß durch die der Verſammlungsankündigung beigedruckte eingeklammerte Zahl der jeweilige Saaldienſt beſtimmt wird, den die SS. des Gaues Brandenburg der NSDAP. zu verſehen hat. Dieſe Betätigung der SS. verſtößt gegen mein Verbot der NSDAP. für Groß-Berlin vom 5. Mai 1927. Auf Grund des vorgenannten Verbotes verbiete ich die vorgenannte Veranſtaltung.

gez. Jörgiebel."

Was ſagt ihr nun, ihr Männer? Unſer Drucker hat ſich, als ich ihm dieſen Brief zeigte, förmlich wie ein Regenwurm gekrümmt und gebogen vor Lachen. Die beigedruckten Zahlen bedeuten nämlich die Regiſternummern des Verlages. Der Herr Polizeipräſident oder einer ſeiner Rüſſelputzer — wahrſcheinlich iſt Herr Rühl wieder einmal beförderungsbedürftig — hat eine Mücke huſten hören, und nun behauptet er, das ſei ein Erdbeben.

Aber angenommen, die Zahlen bedeuten tatſächlich den jeweiligen

Saaldienſt. Wo ſteht es in der Weimarer Verfaſſung geſchrieben, daß ich mich in einer Verſammlung von wildgewordenem Straßenpöbel niederbrüllen oder gar zuſammenſchlagen laſſen muß? Iſt es denn dem Herrn Genoſſen Zörgiebel ſo gänzlich unbekannt, daß hier in Berlin von einem kommenden freien Deutſchland ſprechen, mit dem Teufel Brüderſchaft trinken heißt? Vor einigen Wochen traten mehrere Kommuniſten zu uns über, die eidesſtattliche Erklärungen abgaben, daß im vergangenen Jahr bei einer unſerer großen Verſammlungen ſechstauſend Rotfrontleute, unter der Führung von Teddy Thälmann, Spandau beſetzt hielten, um dem Spuk der Hitlerbanditen, wie ſie ſagten, endgültig den Garaus zu machen. Ich fuhr damals, eskortiert von ſechs Autos, über die Heerſtraße nach Berlin zurück, umjohlt und umbrüllt von tobenden Janhagelhorden. Vor unſerer Abfahrt wurden die Wagen von der Polizei auf Waffen unterſucht, und wir behielten zu unſerer Verteidigung nur das Autowerkzeug und ein paar Bleirohre. Was hätte Genoſſe Zörgiebel beiſpielsweiſe geſagt, wenn man uns da auf offener Straße niedergemeuchelt hätte? Haben die Dinge ſich bis heute geändert? Nein! Die Polizei will und kann unſere Freiheit und unſer Leben nicht gegen den roten Terror beſchützen. Und wenn das Berliner Polizeipräſidium mir die Organiſation eines eigenen Schutzes nur für das nackte Leben verbietet, dann leiſtet es damit — ich ſage das im vollen Bewußtſein der Tragweite dieſer Anklage — dem Verbrechen und dem geplanten Mord Vorſchub.

Nun wird Genoſſe Zörgiebel fragen, warum ich denn überhaupt rede und die öffentliche Ruhe und Sicherheit ſtöre. Weil ich nicht ſtillſchweigend zuſchauen kann, wie er und ſeinesgleichen Parforce reiten und Villen kaufen, während meine Volksgenoſſen, ehrliche deutſche Arbeiter und Frontſoldaten, verhungern und verkommen. Und das allein iſt auch der wahre Grund dieſer geiſtloſen Gummiknüppelmethoden: wir fangen wieder an, den Herren unbequem zu werden. Das Lachen hat aufgehört, und nun kommt wieder die ſchlotternde Angſt zum Vorſchein. Wenn wir das ſelbſt nicht ſchon wüßten, das Ausland ſchreit es uns allzu vernehmlich in die Ohren. Der Londoner „Daily Telegraph" ſchrieb über unſere Parker-Gilbert-Geburtstagsfeier unter dem 28. Januar:

„Die Wilhelmſtraße wurde durch dieſe Proklamation höchſtlich verwirrt und unterhandelt mit der Polizei darüber, ob es nicht ratſam

ſei, die Verſammlungen verbieten zu laſſen. Spät nachts wurden viele Plakate von in Zivil gekleideten Perſonen heruntergeriſſen."

Da liegt der Hund begraben. Saubere Einheitsfront das: Parker Gilbert, der Fronvogt der Hochfinanz über Deutſchland, Guſtav Streſemann, der Syndikus des Geldes und Anwalt des Weltgewiſſens, und Karl Jörgiebel.

Euch fällt das Herz in die Hoſen, wenn eine Mücke huſtet.

Was werdet ihr erſt für ſchlichte Heldengeſtalten abgeben, wenn tatſächlich das Gewitter kommt? 27. Februar 1928.

Latrinenparolen

Iſt es wahr, daß Sie während Ihrer Arbeit im Ruhrgebiet mit Freimaurern in engſter Verbindung geſtanden haben und von ihnen geldlich ausgehalten worden ſind? Wenn ja, wie verträgt ſich das mit Ihrer heutigen Geſinnung?

Entſpricht es den Tatſachen, daß Ihre Schweſter in Berlin jüdiſch verheiratet iſt und Sie häufig in ihrer Familie mittags zu Gaſt ſind? Wenn ja, wie können Sie das mit Ihrer Weltanſchauung in Einklang bringen?

Sind Sie jeſuitiſch erzogen und ſtehen Sie heute noch in Verbindung und Abhängigkeit zu ultramontanen Kreiſen und empfangen von dort Anleitung und Weiſung zu Ihrer politiſchen Tätigkeit? Wenn ja, was ſollen wir dazu denken?

Beruht das Gerücht auf Wahrheit, daß Sie vor einigen Wochen aus einem bekannten Berliner Lokal wegen Zechprellerei herausgewieſen werden mußten? Wenn ja, wie verträgt ſich das mit Ihrer ſo heuchleriſch zur Schau getragenen Anſtändigkeit und Honorigkeit?

Sind Sie Morphiniſt?

Iſt es wahr, daß Sie krank ſind und es nur noch eine Frage von Monaten ſein kann, daß Sie von der politiſchen Bildfläche verſchwinden und in irgendeinem Sanatorium für Nervenkranke Zuflucht ſuchen müſſen?

Entſpricht es der Wahrheit, daß Sie um ſich einen Kreis von Parteibonzen verſammelt halten, die Sie ſich durch Auszahlung von fürſtlichen Gehältern (evtl. franzöſiſchen oder italieniſchen Urſprungs?) gefügig machen?

Dulden Sie um ſich Parteigenoſſen in führenden Stellungen, von denen Sie wiſſen, daß Sie moraliſch minderwertig ſind und in ihrem Lebenswandel keineswegs den allgemeinen Begriffen von Sitte und Anſtand entſprechen?

Antwort, Antwort! Heraus mit der Sprache!

Das ſind Scherze? O nein, ſondern bitterer Ernſt. Das iſt nur ein kleiner Ausſchnitt aus dem Wuſt von Fragen und Nachforſchungen, die nun ſchon, ſolange ich in Berlin tätig bin, immer und immer wieder ſchriftlich und mündlich an meine Adreſſe kommen. Und das ſoll ich beantworten? Und ſoll mich obendrein noch bereit halten, jederzeit jeden neuen Wahnſinn und jede irgendwo ausgeheckte Lumperei zu widerlegen und zu entkräften? Sieht man denn nicht ein, wie maßlos beſchämend es ſein muß, ſolchen Irrſinn überhaupt weiter zu geben? Und hat man für die Klatſchbaſe oder den Schuft, der einem ſolche Bären aufbindet, gar keine andere Antwort zur Hand als die einer Nachfrage bei mir? Hat denn jeder Vagabund das Recht, mich zu inſultieren, und immer nur aus dem feigen Schutz der Anonymität heraus, und iſt denn keiner da, der gleich bei Erhebung von ohne weiteres durchſichtigen Verleumdungen von ſich aus der Partei den notwendigen Schutz gewährt, die doch einzig und allein in meiner ſo unweſentlichen Perſon getroffen werden ſoll? Wie oft muß man es denn ſagen, daß der Feind Mimikry betreibt, daß er jeden Tag eine neue Maske aufſetzt und man ihm nur die Maske herunterzunehmen braucht, um darunter immer wieder den ewigen Juden zu erkennen? Sind Sie Morphiniſt? Sehe ich ſo aus? Gehen Sie zu einem Juden zu Gaſt? Iſt Ihre Schweſter (ſie beſucht noch das Lyzeum und zählt 16 Lenze) mit einem unſerer Todfeinde verheiratet? Ja, ſind wir denn wahnſinnig geworden? Habe ich denn Grund gegeben zu dem Glauben, daß ich ein ausgemachtes Stück Vieh bin, ein Heuchler und gemeiner Kerl, auf den jeder Strolch unter Beifall der Menge ſeine Spucke abladen darf? Wenn das alles nur einen Schimmer eines Scheines der Berechtigung hätte, meint man, dann würde die Berliner Journaille, die doch ſonſt jeden Huſten von uns zu regiſtrieren pflegt, in vornehmer Zurückhaltung ſchweigen?

Der CV. arbeitet planmäßig und geräuſchlos nach eigener Angabe. Nicht eine der Kreaturen, die unſer Volk geſchändet und mißbraucht

haben, tritt gegen uns im offenen Gedankenſtreit auf und kreuzt mit uns die Klingen. Erſt ſchweigen ſie uns tot, dann ſchicken ſie uns den roten Terror auf den Hals, dann verbieten ſie uns Organiſation und Preſſe, und wenn das alles nichts mehr hilft, was bleibt dann dem Juden anders übrig als die von ihm ſo meiſterhaft beherrſchte Kunſt der Lüge und der Verleumdung? Und die betreibt er dann in der richtigen Erkenntnis, daß immer etwas hängenbleibt. Er ſaugt ſich eine fauſtdicke Pöbelei aus ſeinen ſchmutzigen Fingernägeln, und der Spießer nickt dann befriedigt: „Wenn auch nicht alles wahr iſt, etwas wird ſchon ſtimmen. So unverſchämt kann doch kein Menſch lügen.“ Doch, doch, ſo unverſchämt lügt der Jude. Angefangen von der jüdiſchen Braut Hitlers bis zur kleinen Gemeinheit gegen den letzten Parteifunktionär. Und dagegen ſollen wir uns verteidigen, ſollen jede Woche ein Dementi loslaſſen, um die ausgefallenſten Abſurditäten richtigzuſtellen? Das könnte dem Hebräer ſo paſſen! Damit drängte er uns in die Verteidigung, und dann könnten wir die Parole unſerer kampffrohen Arbeit „Der Angriff“ umtaufen in „Die Rechtfertigung“. Für ſo dumm hält man uns?

Wie wir fechten, das beſtimmen wir und nicht irgendein anonymer Hebräer. Noch ſind wir nicht ſo krank und morphiniſtiſch verſeucht, daß wir nicht Kraft genug hätten, ihm auch in dieſem neuen Jahr die richtige Antwort zu geben.

Ein Jude kann uns gar nicht beleidigen. Das einzige Mittel, mit dem wir an ihn herantreten, das iſt: wir fahren ihm in die Parade. Es wird ihm nicht gelingen, zwiſchen uns einen anderen Verkehrston einzuführen. Ich, der Freimaurerſöldling, der Jeſuit und Zechpreller, Morphiniſt und Todeskandidat, der Kamarillahäuptling und Beſchützer von Unmoral und Sittenverwilderung werde dem Judentum die Antwort nicht ſchuldig bleiben. Aber es wird eine Antwort, die der Hebräer nicht erwartet.

Darf ich Ihnen unſer Aktionsprogramm bis Oſtern überreichen, harmloſer Paſſant jüdiſchen Ausſehens?

7. Januar 1929.

Severing als Weihnachtsmann

Dem Reichstag liegt ein Antrag des Oberreichsanwalts in Leipzig vor auf Aufhebung meiner Immunität und Genehmigung meiner zwangsweisen Vorführung, weil der dringende Verdacht besteht, daß ich mich eines vollendeten Verbrechens des Hochverrats schuldig gemacht habe. Die Akten zu diesem Antrag ruhen vorläufig bei dem Geschäftsordnungsausschuß des Hohen Hauses; Berichterstatter in dieser Angelegenheit ist der frühere Reichsminister Dr. Bell, Zentrumsabgeordneter — derselbe, der im Jahre 1919 zusammen mit Hermann Müller das Versailler Schanddokument unterzeichnete und auf der Rückfahrt von Paris im D-Zug geschichtsträchtig den Füllfederhalter herumreichte, mit dem er das schmählichste Vertragswerk der Weltgeschichte höchst eigenhändig unterschrieben hatte. Es besteht kaum ein Zweifel, daß das Plenum dem Antrag des Oberreichsanwalts stattgeben wird, und so können wir denn in absehbarer Zeit das Vergnügen haben, einen Nationalsozialisten wegen Verrats des Höchsten — das liegt ja im Begriff des Hochverrats begründet — sich vor dem ersten Gerichtshof der Republik verantworten zu sehen. Da an dieser Sache immerhin unter Umständen ein bis zwei Jahre Festung kleben können, habe ich mich der Mühe unterzogen, einmal im Archiv des Reichstags die Akten dieses ominösen Falles durchzustudieren. Es ging mir wie wohl vielen aufrechten Deutschen in dieser Demokratie; ich war im Zweifel darüber, was es denn eigentlich Hohes in Deutschland seit 1918 noch zu verraten gäbe, nachdem die, die heute auf den Ministersesseln sitzen, in der Novemberrevolte das Höchste, die Ehre der Nation, heruntterrissen und in den Kot traten; wieso es denn komme, daß ausgerechnet die deutsche Politiker wegen Hochverrats unter Anklage setzen, deren permanent und mit System ausgeführter Beruf der schleichende und offene Landesverrat ist.

Es war erschütternder, als ich geahnt hatte. Überflüssig zu bemerken, daß dieser perfide Angriff aus dem Hinterhalt von seiten der Sozialdemokratie kommt, und daß sein geistiger Vater Karl Severing heißt. Es ist derselbe Karl Severing, der ansonst mit hochmütigem Lächeln auf der Regierungsbank sitzt und durch sein süffisantes und mokantes Schweigen zu verstehen geben möchte, daß die nationalsozialistische Opposition gar nicht ernstzunehmen sei und

kaum der Mühe eines Staatsmannes ſeines Kalibers lohne. Und was tut der Knabe Karl in dieſem Fall? Er läßt mich jahrelang durch ſeine Spitzel und Achtgroſchenjungen beobachten, ſchickt ſie in meine Verſammlungen in Berlin und im Reich, läßt ſie aufſchreiben, was ich ſage und was er gern möchte, daß ich ſagte, fieſelt meine Schriften und Aufſätze durch, läßt daraus Auszüge machen, in denen er das Anrüchige geſchickt zuſammenſtellt und das Abſchwächende und Mildernde wegſtreicht, braut daraus einen Hexentrank der Entſtellung zuſammen, und die formgerechte Anklage wegen Hochverrats iſt fertig. Drei Jahre bringt er mit dieſer lobenswerten Beſchäftigung zu. Von 1926 im November bis 1929 im November gehen die ſäuberlichen Aufzeichnungen. Er konſtruiert daraus eine ſogenannte fortgeſetzte Handlung, hält mit dem ganzen Material vorerſt hinterm Berg und holt in dem Augenblick, da die Bewegung unaufhaltſam zu wachſen und dem heute herrſchenden Korruptionsſyſtem gefährlich zu werden beginnt, zum entſcheidenden Schlag aus. „Um die Republik zu ſchützen", wird er ſagen. Wo war jemals die Republik durch uns in Gefahr und nicht vielmehr das ſchandhafte Partei- und Lügenregiment, das ſich dahinter verbirgt? Daß die SPD. als ausſchlaggebende Partei dieſer Demokratie etwas tun mußte und auch tun würde, das wußten wir. Daß ſie es ſo gemein und niederträchtig, ſo bar jeden Rechtes und ihrer eigenen Verfaſſung aufs ſchneidendſte zuwider tun könnte, das wollten wir bislang noch nicht glauben.

Der Reichstag wird jetzt ſein Votum abzugeben haben, ob meine Immunität in dieſer Haupt- und Staatsaktion aufgehoben werden ſoll. Wir haben kaum einen Zweifel darüber, wie dieſes Votum ausfallen wird. Sachgemäßer Berater des Hohen Hauſes in dieſer Angelegenheit iſt neben dem genannten Dr. Bell der von uns mehrfach vor dem verſammelten Plenum als „meineidiger Barmatjude" bezeichnete rothaarige Sozialdemokrat Heilmann. In der Tat ein edles Brüderpaar; aufs beſte geeignet, die Würde des Hohen Hauſes zu wahren, ſeine Autorität zu vertreten und das Hohe dieſer Republik gegen Verrat zu ſchützen. Nimmt es da wunder, wenn wir unter dieſem Syſtem vor die Richter geſchleppt werden, wo das Syſtem ſelbſt von ſolchen Typen repräſentiert wird? Iſt es nicht klar, daß dieſer Reichstag die Immunität der Abgeordneten aufheben muß, deren ſchneidender Logik er keine geiſtigen Argumente entgegenſetzen

kann? Bei den Kommuniſten wahrt man die verfaſſungsmäßig verankerten Rechte der Abgeordneten. Sie ſind ja die politiſchen Kinder des Herrn Severing. Bei uns pflegt man ſie immer und in jedem Falle aufzuheben, wie das ja auch konſequent und richtig iſt.

Ob ſie wohl im Ernſt daran glauben, daß ſie damit den Sieg des Nationalſozialismus um einen einzigen Tag aufhalten? Ob ſie in der Tat davon überzeugt ſind, daß eine Stimme deshalb verſtummt, weil man den Mund auf ein oder zwei Jahre verſchließt? Wenn ja, dann rechnen ſie falſch. Auch im Schweigen liegt eine Anklage. Manchmal eine furchtbarere und aufrüttelndere als in der Rede.

Sie werden das deutſche Gewiſſen, das in uns erwacht iſt, nicht zur Ruhe bringen. Wo ein Mund geſchloſſen wird, da öffnen ſich hundert neue und treiben vorwärts zu jenem Hohen, das wir in der Gegenwart vermiſſen und für die Zukunft gewinnen wollen. Dem haben wir uns verſchrieben; dem Hohen, das für uns gleichbedeutend iſt mit Deutſchland, und dem Wohl und Daſein unſeres Volkes. Das haben wir niemals und werden und können wir niemals verraten. Ihm haben wir all unſere Kraft und all unſere Liebe geweiht, und ihm werden wir auch einmal gegen alle Widerſtände die Bahn frei machen.

22. Dezember 1929

Hochverrat

Jetzt wiſſen wir auch, was das iſt und wie das geht:

Du bekommſt eine freundliche Einladung zum Reichsgericht, auf deren Hinterſeite ein imponierender roter Geier klebt. Darin ſteht geſchrieben, du habeſt dich pünktlich und gewiſſenhaft am angegebenen Ort einzufinden, und bei Nichterſcheinen werde man dich zwangsweiſe vorführen. Du gehſt durch eine hohe, eiſerne Tür, die ſorglich hinter dir verſchloſſen wird, und es dauert dann nicht mehr lange, dann ſitzeſt du in einem dumpfen, engen Zimmer, einem wohlgenährten, roſig ausſehenden, bebrillten Herrn gegenüber, der dich etwas barſch und arrogant um deine Perſonalien, die er ſelbſtverſtändlich längſt ſchon in den Akten ſtehen hat und beſſer als du ſelbſt kennt, ausfragt. Und dann fängt die Sache an luſtig zu werden.

Du haſt im März 1928 in Bernau auf dem Marktplatz eine Rede gehalten, in der du nach einem Bericht der „Deutſchen Zeitung“ geſagt haben ſollſt: „Es werde Zeit zum Handeln, und das Schickſal

habe uns dazu bestimmt, die Sklavenketten zu zerbrechen." Das ist Hochverrat!

Du hast im April 1928 unter dem Titel „Hinein in den Staat!" im „Angriff" einen Aufsatz veröffentlicht, in dem davon die Rede ist, daß die „Revolution ein schöpferischer Akt sei und manchmal nötig, um Luft und Platz zu machen. Und daß man nicht staatsgefährlich sein könne, wenn es keinen Staat gibt. Die Kolonie müsse beseitigt werden, um dem kommenden Staat Platz zu machen". Das ist Hochverrat!

Du hast am 6. August 1928 unter dem Titel „Revolutionäre Forderungen" im „Angriff" einen Aufsatz veröffentlicht, in dem davon die Rede ist, daß das, „was wir fordern, neu, einschneidend und radikal sei und darum im tiefsten Sinn revolutionär. Das habe in seinem Wesen nichts mit Radau und Barrikaden zu tun. Revolutionen seien geistige Akte. Wir wollten die Überwindung dieser Sklavenkolonie und ihren Ersatz durch einen Volksstaat der Freiheit. Rücksichtslosen Kampf gegen das Schmarotzertum! Krieg den Raffern, Frieden den Schaffern! Ausschaltung aller wirtschaftskapitalistischen Einflüsse auf die Gestaltung der Politik des Volkes. Lösung der Judenfrage, konsequente Ausmerzung aller fremdrassigen Elemente aus dem öffentlichen Leben auf allen Gebieten".

Das ist Hochverrat!

Du schreibst in einer Flugschrift „Das kleine abc", daß der Parlamentarismus geistig längst erledigt sei. „Die NSDAP. wolle an die Stelle des Parlamentarismus für eine Übergangszeit die nationalsozialistische Diktatur setzen, da diese unumgänglich notwendig sei, um die Grundbedingungen des kommenden nationalsozialistischen Staates zu schaffen." Das ist Hochverrat!

In Friedenau sagst du in einer Rede „es sei Aufgabe der Nationalsozialisten, die deutsche Revolution in die richtigen Bahnen zu lenken". In Neukölln verwahrst du dich dagegen, daß die NSDAP. für die Bombenattentate verantwortlich zu machen sei. „Wenn wir gesprengt hätten, dann sähe das anders aus." In Breslau erklärst du, „die Nationalsozialisten kämpften mit geistigen Waffen. Wenn man uns aber mit den Waffen der Gewalt entgegentritt, dann haben wir statt der Arme keine Leberwürste". Am 9. November sagst du bei einer Totenfeier auf einem Berliner Friedhof, „einst komme der Tag der Abrechnung und der Vergeltung". Am selben Tage hält ein

nationalsozialistischer Abgeordneter im Sächsischen Landtag eine Rede und erklärt, „es komme der Tag, da man den Verrätern am Volk die Köpfe vor die Füße legen werde". Ein spitzfindiger Staatsanwalt findet da natürlich gleich heraus, daß du dich mit besagtem Parteigenossen verabredet hast, und wenn auch nicht dieselben Worte gebraucht, so doch dasselbe gemeint habest. Du schließt einen Aufsatz mit den Worten: „Wir aber wollen uns unsere Tyrannen merken." Oder: „Die große Rechnung bezahlt ihr uns dereinst." Das alles ist Hochverrat! Damit verrätst du also offenbar das Höchste, was es in der Republik gibt. Dafür setzt das Reichsgericht einen ganzen Apparat von Beamten in Bewegung. Darüber ereifert sich Herr Dr. Bell im Reichstag wie eine hysterische alte Jungfrau, die Deutschnationalen heben darauf mitten im Kampf um das Volksbegehren deine Immunität auf, und du hast nun die tröstliche Gewißheit, daß das Verfahren zwar jetzt nicht stattfindet, aber in den Sommerferien des Reichstags, du also einen billigen und ruhigen Jahresaufenthalt auf irgendeiner Festung hast.

Du bittest den Richter bei der Vernehmung um genau präzisiertes Anklagematerial. Er hat keins. Das hier ist alles. Er gibt dir zur Antwort, man wolle nicht einzelne Stellen herausgreifen. Es handelte sich um dies alles. Und ist dann erbost, wenn du mit süffisantem Lächeln erklärst: „Mit anderen Worten: die janze Richtung paßt mir nicht!" Du fragst erstaunt: also die Gesinnung soll bestraft werden? Und er geniert sich nicht, darauf mit ja zu antworten.

So wird in Neudeutschland mit der Justitia umgesprungen. Das Reichsgericht hat dieses Verfahren eingeleitet auf Grund eines Briefes des damaligen Reichsinnenministers Severing. Der Brief datiert vom 20. November 1928, also zwei Tage nach den Berliner Kommunalwahlen, bei denen die NSDAP. der Sklarekpartei der Reichshauptstadt an die fünfzigtausend Stimmen abjagte. Unterdes hat unseres Wissens in der Reichsregierung ein Kabinettswechsel stattgefunden. Statt der Marxisten sitzen nun Patrioten in den Sesseln. Deutschlands Geschick wird von Frontsoldaten gelenkt. Herr Treviranus spielt die erste Geige, und der Stahlhelm gibt dem Besitzbürgerblock eine Chance.

Wir regen uns über all das nicht auf. Wir haben nie angenommen, daß die Rechtskoalition eine andere Politik betreiben könne und wolle als die von den Marxisten vorgezeichnete. Es ist so und

es bleibt so: in Deutschland ist der, der deutsch denkt und redet und handelt, vogelfrei. Die Juden, die Bonzen, das Parasitentum, den sozialen Massenbetrug, die Parlamentswanzerei, den Mehrheitsirrsinn, alles das anzugreifen und zu bekämpfen, bedeutet Hochverrat! Denn dabei ist in der Tat das Höchste dieses bemerkenswerten Systems in Gefahr.

Aber sie werden selbst nicht glauben, daß sie uns damit mundtot machen und den doch einmal kommenden Tag einer Generalabrechnung verhindern können.

Er kommt eher, als sie alle denken. Und ob sie uns heute verfolgen und drangsalieren, sie sind am Ende doch nur ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und doch das Gute schafft.

15. Juni 1930

Warten können

Es ist nichts einfacher, wohltuender, befriedigender und herzerfrischender, als an der Spitze einer jungen aktivistischen Gruppe stehend Faustpolitik zu betreiben, zu reden und zu handeln, wie es einem ums Herz ist, einen Schweinehund Schweinehund und einen Misthaufen Misthaufen zu nennen, einem Lügner, Verräter und notorischen Lumpen nach Bedarf eins hinter die Löffel zu kleben, daß ihm Hören und Sehen vergeht, das, was jeder anständige Mensch denkt und empfindet, auch zu sagen und zu tun; kurz und gut, aus seinem Herzen keine Mördergrube zu machen. Schwerer schon ist es, sich aus verstecktem Hinterhalt an sein Opfer heranzuschleichen, wie die Katze um den heißen Brei zu gehen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, eine Faust in der Tasche zu ballen und nur mit sich allein die Zähne aufeinander zu beißen und „Canaille!" zu zischen.

Am schwersten aber ist es, als reißender Wolf den Schafspelz umzulegen, die Maske des Biedermannes aufzusetzen, Bürger unter Bürgern zu sein, wenn innen ein Vulkan brennt, wenn einen Tag um Tag und Stunde um Stunde der Teufel verfolgt und man manchmal in einem sinnlosen Wutgeheul aufbrüllen möchte vor Haß und Rachedurst. Aber auch das soll gelernt werden. Ein Revolutionär muß alles können. Beweis für revolutionäre Gesinnung ist nicht allein das Schlagen, sondern das Schlagen zur rechten Zeit. Bereit sein ist alles. In die Gefängnisse wandern, verboten und niedergeknüppelt werden, das kann schließlich jeder. Aber vulkanische Leidenschaften

entfeſſeln, Zornesausbrüche wecken, Menſchenmaſſen in Marſch ſetzen, Haß und Verzweiflung organiſieren, mit eiskalter Berechnung, ſozuſagen mit legalen Mitteln, das unterſcheidet den Revolutionär vom Revoluzzer. Ich weiß, das ſtinkt nach Kompromiß. Aber ſagt mir einen anderen Weg, dem Feind an den Kragen zu gehen und, wenn er zuſchlagen will, freundlich den Hut zu lüften und zu flüſtern: was habe ich dir Böſes getan?

Auch die Revolution will organiſiert ſein. Wenn Revolution nichts anderes bedeutet als Durchbruch einer neuen ſeeliſchen Haltung mit anders gerichteten geiſtigen und politiſchen Inhalten, und wenn der Revolutionär von der Richtigkeit und Notwendigkeit dieſes Durchbruchs innerlich ſo unerſchütterbar überzeugt iſt, daß er notfalls ſein Leben darum zu opfern bereit wäre, dann wird er auch Mittel und Wege finden, dieſen Durchbruch praktiſch in Marſch zu ſetzen. Revolutionen haben ihr entſcheidendes Merkmal in dieſen Inhalten ſelbſt, niemals in ihren Methoden. Durchführungsmöglichkeiten ſind wandelbar. Unwandelbar muß nur bleiben, was durchgeführt werden ſoll.

Die Kriſe des deutſchen politiſch-wirtſchaftlichen Lebens, die heute in langanhaltenden inneren Erſchütterungen unſer Volk durchzittert, iſt für unſer Werden die furchtbarſte, aber auch die gefährlichſte Zeit. Weil wir Aktiviſten ſind, gehen uns die Dinge zu ſchleichend voran. Wir ſtehen immer auf dem Sprung nachzuhelfen und verlieren dabei Geduld und Weisheit des Handelns, möchten durch mutiges Draufgängertum das erſetzen, was die natürliche Entwicklung der Kriſe uns oft in ſo grauſamer Weiſe vorenthält. Und ſiehe da: wo einer losrennen will, fühlt er ſich von ſeinem Vordermann gehalten. Wo einer ſchreien will, da ſchließt ihm ſein Nachbar den wutverzerrten Mund. Iſt das nicht unerträglich?

Ja, das iſt unerträglich! Aber unerträglicher für den, der an der Spitze ſteht, als für den, der in Reih und Glied marſchiert. Da trägt jeder ſein Päckchen allein, aber der oben trägt an all dieſen Päckchen noch mit und hat ſein eigenes dazu zu tragen. Glaubt ihr, uns zuckte es nicht auch mal in den Fingern? Wißt ihr nicht, daß unſere Feder oft und oft andere Worte ſchreiben will, als der kühlwägende Verſtand geſtattet? Hört ihr denn nicht, daß die Stimme anders reden möchte, als die rechnende Überlegung erlaubt?

Warten können! Darauf kommt es jetzt an. Für die oben und für die unten. An die revolutionäre Kraft der Bewegung glauben, auch

wenn ſie honett und friedlich ihre ſcheinbar bürgerlichen Pfade wandelt. Das ſind die wirkſamſten Rächer nicht, die ihren Haß in Wut und Blut baden. Eiskalt dem Gegner auf den Pelz rücken, ihn abtaſten, auskundſchaften, wo ſeine verwundbare Stelle iſt, überlegſam und berechnend den Speer ſchärfen, ihn wohlgezielt in die lecke Blöße des Feindes hineinjagen und dann vielleicht noch freundlich lächelnd zu ſagen: Verzeihen Sie, Herr Nachbar, aber ich kann nicht anders! Das iſt jenes Rachegericht, das kalt genoſſen wird.

Ja, ſagſt du, aber die Kommuniſten ſind dann doch andere Kerle; die gehen 'ran wie Blücher. Gewiß, das weiß ich auch. Aber die können ſich das leiſten. Haſt du einmal erlebt, daß ein Berliner Polizeipräſident dem Gummiknüppel ſeiner Soldaten Einhalt gebot, wenn er auf unſeren Rücken niederſauſte? Eine Revolution, die ſich der liebevollen Obhut der von ihr bekämpften Gewalten erfreut, iſt keine Revolution, ſondern eine Revolte. Hier wird die Geſinnung des Durchbruchs erſetzt durch das Surrogat einer behördlich geduldeten radikalen Methode.

Nein, nein! So kommen wir nicht zum Ziel. Es geht jetzt darum, die Kräfte, die in unſeren Reihen mobiliſiert ſind, zu organiſieren. Redet nicht viel, ſondern arbeitet! Lernt Geſinnung haben ohne Krakeel. Das Warten bekommt uns beſſer als denen, die wir vernichten wollen. Die Zeit arbeitet für uns, und wenn wir mit der Zeit Hand in Hand arbeiten, dann können wir getroſt und ſeelenruhig zuſchauen, wie der Feind im eigenen Fett zu ſchmoren anfängt.

Lerne ſchweigen!

So lautet das erſte Gebot des Revolutionärs.

Lerne warten!

So lautet das zweite Gebot des Revolutionärs.

Arbeiten iſt das Erfordernis der Stunde. Und dann ſchweigend warten! 18. Februar 1929.

Auf den Schanzen!

Die KPD. veranſtaltet in Charlottenburg eine Verſammlung gegen die Nationalſozialiſten. Als Redner tritt ein Subjekt auf, das wegen Unbotmäßigkeit, gewerbsmäßiger Faulheit und Unterſchlagung aus der NSDAP. ausgeſchloſſen wurde. Die Nationalſozialiſten ſind auf den Plakaten ausdrücklich zur Ausſprache ein-

geladen. Ich gehe mit einer Reihe von Parteigenoſſen hin, und als ich mich zum Wort melde, wird mir die Diskuſſionsfreiheit verweigert unter der Angabe, Führer der NSDAP. dürften hier nicht ſprechen. Darauf verlaſſen wir Nationalſozialiſten unter Proteſt das Lokal.

Die Folge davon iſt eine niegeſehene Bluthetze der „Roten Fahne" gegen unſere Bewegung im allgemeinen und gegen meine Perſon im beſonderen. In zwei Wochen zählen wir zwölf Schwerverletzte.

Wir veranſtalten im Kriegervereinshaus eine Verſammlung, in der wir uns mit dem Marxismus beiderlei Couleur und ſeiner arbeiterverräteriſchen Politik auseinanderſetzen wollen. Dazu ſind die Führer der KPD. und der SPD. perſönlich eingeladen unter Zubilligung einer einſtündigen Diskuſſionsfreiheit. Der bekannte frühere kommuniſtiſche Abgeordnete Urbahns macht davon Gebrauch. Er redet eine Stunde lang zur Diskuſſion, einen haarſträubenden Unſinn, und ſchließt mit der Drohung: „Auf den Schanzen ſehen wir uns wieder!" Die Menge quittiert dieſe unverſchämte Provokation mit lautem Gelächter. Ich antworte in meinem Schlußwort: „Ich wünſche nicht, daß wir uns als Deutſche auf den Schanzen begegnen. Sollten Sie das trotzdem wollen, Sie werden feſtſtellen, daß wir auch da unſeren Mann ſtehen."

Die Folge davon iſt, daß noch am ſelben Abend ſechs Parteigenoſſen in dunklen Seitenſtraßen von kommuniſtiſchem Mob feige niedergeſchlagen werden.

Am Sonntagmittag marſchiert die SA. in der roten Hochburg Neukölln auf. Die KPD. hat durch blutrünſtige Mordaufrufe den Janhagel mobil gemacht. An allen Ecken lungern Baſſermannſche Geſtalten herum, überſchütten die in Zucht und Diſziplin dahermarſchierenden Kolonnen mit Schmährufen, werfen mit Steinen nach ihnen und ſchießen auf ſie. In der Wiener Straße laſſe ich die SA.-Abteilungen an mir vorbeimarſchieren. Ich ſah ſelten ſo leuchtende Augen. Das iſt in der Tat eine neue Front, geboren aus Willen und Hingabe.

An einer Straßenecke, an der ich einen Augenblick allein ſtehe, werde ich erkannt. Es hagelt Schmähungen und Drohungen. Ich fahre von dort mit vier Begleitern ein Stück um den Görlitzer Bahnhof herum, um mir von hier aus den Zug und ſeine Haltung aus etwa

fünfzig Meter Entfernung anzuſchauen. Während ich mich nichtsahnend mit meinen Parteigenoſſen unterhalte, füllt ſich allmählich hinter uns der Platz. Eine Rotte von Pöbel ſtürmt vor. Ein ſtämmiger Mann — (Krauſe heißt die Kanaille, man wird ſich den Namen merken müſſen) — brüllt wie vertiert: „Das iſt der Arbeitermörder Goebbels, Proleten heran! Jetzt machen wir ein Ende!“ Zweihundert bis zweihundertfünfzig Mann ſtürmen vor, mit Bleirohren und Knüppeln bewaffnet. Ich erhalte gleich einen Schlag über die Schulter. Als ich mich zur Seite drehe, ſehe ich gerade noch, wie ſo eine Beſtie die Piſtole auf mich anlegt. Ein Schuß kracht. Dann Knall auf Knall! Der Wagen wird von einem Hagel von Steinen überſchüttet; ich ſtelle feſt: der Chauffeur iſt ſchon getroffen. Das Blut läuft ihm ſtrömend den Nacken herunter. Kopfſchuß? „Können Sie noch fahren?“ „Jawohl, ich fahre.“ Der Motor läuft an. „Straße frei!“ Das Geſindel weicht. Im Fond des Wagens ſteht der SA.-Mann Krüger, ein achtzehnjähriger Junge und ſchießt aus ſeiner Schreckſchußpiſtole Schuß auf Schuß. Die feigen Schweine von der Gegenſeite liegen augenblicklich auf dem Bauch. Aber ſie werfen, ſie ſchießen. Ich halte dem tapferen Tonak ein Taſchentuch und den Kragen der Lederjacke gegen die furchtbar blutende Wunde im Nacken. Und er fährt. Kreidebleich, mit vor Schmerz zuſammengebiſſenen Zähnen ſitzt dieſer tapfere Junge am Steuerrad und haut in die Menge hinein. Parkſchilder fallen um, es geht haarſcharf an gedrängt ſtehenden Menſchen vorbei, über Bordſteine und Trottoirs. Ich drücke nur die Wunde feſt zu. Verfolgt von einer wahren Schuß- und Wurfkanonade ſauſen wir durch die tobenden Maſſen. Ich denke, das iſt das Ende. Eine Taxe wird angehalten. Beſetzt! Knüppel, Peitſchen, Werkzeug heraus! Sollen wir uns niederſchlagen laſſen, als wären wir räudige Hunde? Tonak ſpringt auf. „Ich fahre!“ Los! Bei der nächſten Polizeiſtreife halten wir an. Ich erkläre kurz den Vorfall. Da iſt ja auch ſchon das Überfallkommando. So ſchnell, meine Herren?! „Aus Ihrem Wagen iſt geſchoſſen worden.“ Der Zeitgenoſſe Krauſe ſteht feixend im Hintergrunde und will ſich gerade verdrücken. Auf meine dringenden Vorſtellungen hin nimmt die Polizei ihn feſt. Zur Wache!

Wir werden vernommen. Man hat im Wagen eine Schreckſchußpiſtole mit fünf abgeſchoſſenen Hülſen gefunden. Reicht leider nicht aus. Sieh da, kommt da ein pfiffiger Wachtmeiſter und hat unter dem Wagen, der unten vor der Tür ſteht, einen ſcharfgeladenen Re-

volver entdeckt. Dieſer karriereluſtige Schlauberger! Unten ſtehen die Kommuniſten und lachen ſich eins. Aber ſie lachen wohl zu früh.

Auf die I A! Vernehmung bis zum ſpäten Abend. Man behandelt mich wie ein rohes Ei. Ich bemerke, wie Telephongeſpräche hin- und hergehen; Tuſcheleien draußen auf den Gängen. Die Marſchroute wird anſcheinend angegeben. Und plötzlich heißt es dann, faſt wie ſelbſtverſtändlich: „Der Zeuge Krauſe, der Beſchuldigte Goebbels.“ Aber ſie rechnen falſch. Ich gebe auf die Frage, ob ich Waffen hätte, ausdrücklich zu Protokoll: „Nein, aber hätte ich welche gehabt, ich würde ſie rückſichtslos gebraucht haben.“

Am Abend werden wir entlaſſen. Sie hatten ſich verrechnet. Ich bedaure die bemitleidenswerten Beamten, die ſich für dieſe Zuhälterarbeit hergeben müſſen. Pfui Teufel! Aber wir erreichen doch: die Nationalſozialiſten werden als unſchuldig entlaſſen, und der Zeitgenoſſe Krauſe bleibt in Haft. Aber habt keine Angſt, ihm wird nichts geſchehen. Er iſt ja eine Stütze dieſer Republik. Wir machen den harmloſen, manchmal nur dummdreiſten unteren Beamten keine Vorwürfe. Sie wiſſen nicht, was ſie tun. Sie ſind nur Werkzeuge des einen, der alles lenkt und alles fingert, und des von ihm repräſentierten Syſtems, jener Republik, die nichts anderes darſtellt als Bolſchewismus in Glacéhandſchuhen.

Tonak ſitzt am Steuer, von Fieber geſchüttelt, und fährt den Wagen langſam zum Tor des Präſidiums heraus. Der Poſten grüßt, wir fahren über den Alexanderplatz, die Charlottenburger Chauſſee herauf. Und im Fahren denke ich: das war auf den Schanzen! Wir ſtanden unſeren Mann, aber Genoſſe Urbahns war nicht zu ſehen. Er war verhindert und ließ ſich vertreten durch Krauſe. Miſt, Dreck, Betrug und Phraſe, alles, alles! Dieſer Peſt das Genick abzubrechen, das iſt ſchon ein Leben wert.

Ich fahre auf. Einer im Wagen bemerkt leiſe, faſt träumeriſch: „Nun habe ich nur noch einen Wunſch: daß ich noch den Tag erlebe, an dem wir ins Polizeipräſidium gehen, an eine Türe klopfen und einer ſagt: Herr Weiß, es iſt ſoweit!“

30. September 1929.

So ein Sonntag

Je mehr die politiſche Arbeit mit dem unaufhaltſamen Aufſtieg der Bewegung anwächſt und erhöhte Anforderungen an die Partei und an jeden einzelnen ſtellt, um ſo eiferſüchtiger iſt man beſtrebt, die wenigen Stunden der Feiertäglichkeit und Ausſpannung, die einem das niemals raſtende Tempo der Großſtadt läßt, für ſich zu behalten. Früher waren es der Sonnabend und Sonntag, die man für die „Geſellſchaft mit ſich ſelbſt", von Oskar Wilde einmal „die beſte von allen" genannt, abſperrte. Der Sonnabend iſt längſt geopfert. Nun greift das Schickſal auch mit unbarmherziger Hand nach dem Sonntag, und ſo ſchwer es fällt, er muß einer härteren Notwendigkeit preisgegeben werden.

Man ſitzt mit vielen Menſchen in einem Kino. Es iſt für heute unſer. Man fühlt und empfindet die Geſchloſſenheit des Publikums, geht auf in der faſt ſelbſtverſtändlich gewordenen Einheit des Denkens; man weiß: hier biſt du zu Hauſe, hier ſtört dich nicht, was dich draußen auf Schritt und Tritt quält und verfolgt. Marſchmuſik klingt auf, Bilder aus der Bewegung rollen über die Leinwand, ein guter deutſcher Film ſtärkt Herz und Verſtand. Du denkſt: was würden wir aus alledem machen, gehörte es uns. Gewiß, was wir heute ſchaffen, das iſt ein Anfang. Aber wir fangen doch wenigſtens an. Die anderen ſchreien nur und ſchimpfen und kritiſieren. Hier aber wird gehandelt.

Oder du ſitzſt im Theater und ſiehſt ein gutes altes Schauſpiel oder ein zukunftsträchtiges neues Drama, mit viel Willen und reſolutem Können dargeſtellt. Wieder dieſelbe Atmoſphäre gleichgerichteter Bewußtheit unter der Zuſchauerſchaft. Alles, Spiel und Theater, durchglüht und beſeelt von politiſchem Aktivismus, von einem undefinierbaren Etwas, das all unſeren Demonſtrationen eigen iſt, das den Fremden mit geheimnisvollem Schauer erfüllt und den Freund immer und immer wieder, wo er hineingerät, aufs neue belebt, wärmt und vorwärtsſtößt.

Man fährt auf ein paar Stunden durch den graublauen Nachmittag, um etwas friſche Luft zu ſchöpfen. Draußen in einem Vorort. Fern klingt Trommelſchlag und Geſang auf. Da kommen ſie! Die

Braunhemden! Begleitet von einer endloſen Menſchenmenge marſchieren ſie, eiſern in Schritt und Tritt und tragen über ihren Häuptern die roten Fahnen. Ernſt und entſchloſſen blicken die harten Geſichter, und das aufſteigende Lied klingt wie ein Schwur. In jeder Hand, die ſich zum Gruß erhebt, liegt ein verhaltenes Zittern, als wartete ſie darauf, daß ſie ſich zur Fauſt ballen könne.

✠

Durch eine öde Landſtraße ſchnurgerade in den noch im erſten aufkeimenden Lenz ſchlummernden Wald. Durch einſame Dörfer, an verlaſſenen Forſthäuſern vorbei. Plötzlich: Fiedel- und Klampfenklang. Dazwiſchen Geſang und Lachen. Und über all den jungen Menſchen ſteht die Fahne! Die ſtolze rote Fahne mit dem ſchwarzen Heilszeichen!

An einem Waldgaſthaus hat der Volkstanzkreis ſein Lager aufgeſchlagen. Die Jungens und Mädels tanzen deutſche Tänze und ſchmettern ihre hinreißenden Kampfgeſänge in den grauen Sonntagnachmittag hinein. Rings herum ſteht Freund und Feind. Der Spießer und der Kommuniſt, die vornehme Dame, die im Auto herauskam und verwundert über dieſes Mirakulum anhalten ließ; der erſtaunte Dorfarbeiter, der Wandervogel und der Portokaſſenjüngling in Frack und Klack. Betroffen ſchauen ſie alle zu, und in den Augen liegt eine ſtille Verwunderung, wie eine Sehnſucht nach etwas, das unwiederbringlich verloren iſt.

Ein Trupp kommuniſtiſcher Latſcher kommt vorbei und ſchaut mit verwirrtem Lächeln dem fröhlichen Treiben zu. Ein Dreikäſehoch trägt über der Schulter einen Wimpel mit der Aufſchrift „Nie wieder Krieg!". Niemand denkt daran, ihm das Tüchlein zu nehmen. Nur lachen alle. So komiſch wirkt das. Vor allem deshalb, weil der Bengel ſtehenbleibt und am Ende begeiſtert in ein aufklingendes Lied mit einfällt, während der Leithammel der Gruppe — ein übles Subjekt — alle Mühe hat, ſeine Schäflein mit- und wegzubekommen.

Wir ſehen einen etwa achtzehnjährigen blonden Burſchen in kommuniſtiſcher Wanderkluft, dem es ſichtlich ſchwerfällt, mitzugehen. Er ſchaut noch lange zurück. Es iſt uns faſt, als ſähen wir, in einem Prisma zuſammengezogen und zu ſchmerzender Deutlichkeit konzentriert, wie hier Blut zu Blut, Wille zu Wille, Idee zu Idee drängt.

Keiner wird entlaſſen, der nicht eine unſerer Zeitungen mitnimmt. „Das koſtet nichts, nur das Leſen!“ Das iſt die ewig gleichbleibende Antwort, die Dame und Arbeiterfrau, Wanderburſche und Spießer auf ihre erſtaunte Frage empfangen.

Ein paar Tage ſpäter werden ſie in unſeren Verſammlungen ſitzen, und über einen Monat ſtehen ſie in unſerem Lager. Das iſt nicht mehr aufzuhalten! Das frißt wie Feuer!

✠

Man ſitzt noch auf eine Stunde in einem großen, dichtgefüllten Saal. Die aufpeitſchenden Fanfaren preußiſcher Militärmärſche reißen die müden Sinne wieder hoch. Man ſpricht ein paar Sätze. Man fühlt es förmlich: ſie verſtehen dich auch ohne viel Worte. Wir rennen heute nur noch offene Türen ein. Wie war es vor ein paar Jahren? Da kämpfte man ſtundenlang gegen die maſſive Gegnerſchaft von Unglauben, Skepſis und Bosheit. Jetzt iſt alles ſo klar. Man braucht nur einen Funken zu ſchlagen, und das Pulverfaß geht auf.

Man ſieht ein paar alte Geſichter, bekannt und vertraut ſeit vielen Jahren. Der da war dabei in Lichterfelde, der focht mit in den Pharusſälen, der fungierte in Spandau als Kurier; ſie alle ſind noch in Marſch. Nur heute gegen damals überſtrahlt von Glück und Erfüllung: es geht vorwärts. Sie ſehen es, ſie fühlen es, ſie wiſſen es.

Und dazwiſchen Hunderte, Tauſende neuer Geſichter; alle vom ſelben Schnitt, von gleichem Ausdruck und übereinſtimmender Bewußtheit. Und jeder fühlt ſich gleich dem neben ihm geborgen und weiß, wo er hingehört. Sie alle umſchlingt das Band einer gemeinſamen Idee.

✠

Brauſend fegt der Wagen die breite Chauſſee hinunter, hinein in den lichtüberſtrahlten Weſten der Hauptſtadt. An jeder Ecke, wo wir halten müſſen, grüßen erhobene Hände.

Welch eine herrliche Bewegung iſt das! Wohin man ſchaut, Leben, Kampf, Aufbruch. Ein Volk marſchiert. Wie gern opfert man dafür ſeine Tage, und wenn es nötig iſt, auch ſeine Nächte.

Erfüllt ſich doch darin alles das, was wir erſehnen und woran wir glauben!

Deutſchland iſt im Erwachen! 13. April 1930

Die alte Garde

Nur diejenigen, die den Kampf um die Geltung unſerer Idee und damit um die kommende Wiederbefreiung von Volk und Vaterland von Beginn an mitgemacht haben, können heute ermeſſen, welch einen Weg unſere Partei hinter ſich gebracht hat, und wie wunderbar all die großen Erfolge ſind, die wir jetzt Tag für Tag zu verzeichnen haben. Es ſind ja kaum drei Jahre her, da waren wir in Berlin noch ein kleines, verzweifelt kämpfendes Häuflein von Sektierern, die von der Öffentlichkeit nur eiſige Nichtachtung, im beſten Fall aber ſpöttiſche Ablehnung erfuhren. Niemand von uns hat es damals für möglich gehalten, daß wir uns ſobald ſchon unſeren Platz in den politiſchen Mächtegruppen erkämpfen würden, und man hätte den ausgelacht, der das vorauszuſagen gewagt hätte, was uns heute faſt ſelbſtverſtändlich geworden iſt. Wir erinnern uns noch lebhaft jener Gautagung im Jahre 1927, wo wir als Ziel unſeres Kampfes die Parole ausgaben, in zwei Jahren ſo weit zu ſein, daß wir den Sportpalaſt füllen könnten, und darauf nur ein ungläubiges Gelächter zur Antwort erhielten. Die Bewegung wuchs und wuchs. Sie ſchritt von Erfolg zu Erfolg, und heute wird ſie unter den Maſſenparteien der Reichshauptſtadt mit an erſter Stelle genannt. Wenn einer jetzt, durch unſere Erfolge angelockt, den Weg zur NSDAP. findet, ſo vermag er meiſt gar nicht zu ermeſſen, welch eine Unſumme von Arbeit, Opfer, Entbehrung und Hingabe an dieſen Aufſtieg geſetzt wurde. Er kann es ſich gar nicht vorſtellen, daß es auch einmal anders als heute geweſen iſt, und daß es trotzdem damals Menſchen gab, die an die Miſſion der Bewegung unverbrüchlich glaubten und ſich durch keinen Mißerfolg in ihrer Arbeit entmutigen ließen.

Die ehedem die Partei aus den erſten Anfängen heraushoben und ihr die Wege zu den beſcheidenſten Erfolgen ebneten, ſind auch heute noch die Hauptträger der Bewegung. Man findet ſie in allen Gliederungen der Organiſation, als Sektions- und SA.-Führer, als Schrift- und Raſſenwarte, als Zellenobleute oder auch als einfache SA.-Männer. Wie damals, ſo tun ſie heute Tag für Tag ihre Pflicht, ohne viel Ruhm für ſich zu beanſpruchen oder viel Aufſehen von ſich zu machen. Wie der Mißerfolg ſie ehedem nicht entmutigen konnte, ſo kann ſie der Erfolg heute nicht aus der Faſſung bringen. Sie bleiben ſich ſelber und ihrer Aufgabe treu. Die Partei aber hat

an ihnen ein unerſchütterbares Bollwerk. Sie ſind ihr Rückgrat und ihr Halt, an ihnen prallen alle Angriffe, Lügen und Verleumdungen ab; ſie ſind die chineſiſche Mauer, hinter der das heilige Land unſerer Idee liegt.

Es ſind meiſt kleine und beſcheidene Leute, und viele von ihnen wiſſen nicht, mit Eleganz und Schneid das Wort zu handhaben. Ihr Wort iſt die Tat und ihre Stärke der Charakter. Sie haben früh ſchon den Weg zur Partei gefunden, weil ſie in ihr allein politiſchen Willen und ſozialiſtiſches Gemeinſchaftsgefühl erkannten. Sie kamen meiſt aus dem Marxismus, waren durch die ganzen Abgründe ſeiner raum- und artloſen Weſenheit gegangen und fanden dann am Ende das Eingangstor zur deutſchen Erlöſung. Für ſie war das Wort Sozialismus keine Phraſe, die Sinngebung Arbeiterpartei keine leere Redensart. Wie damals, ſo glauben ſie heute noch mit Inbrunſt an die Erfüllung ihrer Sehnſucht, an die Erkämpfung eines ſozialiſtiſchen deutſchen Nationalſtaates, für den ſie hundertmal ihr Leben in die Schanze ſchlugen, und für den ſie, ſolange noch ein Atemzug in ihnen iſt, weiterhin zu kämpfen und zu ſterben bereit ſind.

Nun ſetzt der Strom der Maſſen in die Partei ein. Aus Hunderten ſind Tauſende und Zehntauſende geworden. Über Nacht werden es Millionen und aber Millionen ſein. Sie ſind nicht alle reinen Herzens, die da kommen. Sie würden heute noch ſchmähen und ſchimpfen, hätten die Stillen nicht eine Breſche geſchlagen in die feindliche Front und den Eingang in die Partei weniger mühe- und gefahrvoll gemacht. Niemand wittert in einem Neuling von vornherein einen Saboteur oder einen Konjunkturjäger. Aber trotzdem tut es not, darauf zu achten, daß im lauten Geſchrei der Ankömmlinge nicht das ſtille und hingebungsvolle Opfertum der alten Garde verlorengeht. Wir wollen nicht der Unfähigkeit das Wort reden, die durch irgendeinen Zufall früh in die Partei hineingeſpült wurde und nun mangelndes Können durch die Jahre der Zugehörigkeit zur Bewegung erſetzen möchte. Unſer Gruß aber gilt dem tapferen SA.-Mann und politiſchen Streiter, dem beſcheidenen Truppführer und fleißigen Kaſſenwart, der, ſolange er politiſch denken kann, in unſeren Reihen ſteht, Tag für Tag ſeine Pflicht tut, mit Charakter, Umſicht und reſolutem Können und dann bei großen öffentlichen Kundgebungen der Partei in der hinterſten Reihe ſitzt, ſtrahlend vor Glück und Zu-

friedenheit, daß auch er mithelfen durfte am Werk, das nun so herrlich aufgerichtet steht.

Auch dieser kleine Parteimann hat ein Recht darauf, daß die Bewegung das bleibt, was sie ist, daß sie sich niemals durch Massenerfolge in eine falsche Bahn treiben läßt, daß vor allem ihr sozialistischer Geist, je größer sie wird, desto schärfer ausgeprägt und dargestellt wird. Er kann und darf von seinen Führern verlangen, daß sie in den alten Bahnen weiter marschieren. Er hat Vertrauen zu ihnen und wehrt jeden Angriff, jede Verunglimpfung, Schmutz, Lüge und Verleumdung von ihnen ab. Aber ein Vertrauen ist des andern wert. Keiner da oben vergibt sich etwas, wenn er auch im härtesten Drang der Arbeit immer und immer wieder den Weg zum Mann aus der Masse sucht. Er wird bei ihm Kraft und neue Hingabe finden. Vielleicht kommt einmal der Tag, da werden ihn die Lauten wieder verlassen. Sorge er dafür, daß er dann nicht allein steht, sondern umgeben und beschützt von der alten, eisernen Parteigarde, die, wie früher, auch nun wieder bereit ist, mit ihm durch dick und dünn zu gehen.

Wir sagen das nicht, um uns eine billige Popularität zu erschwindeln. Die könnten wir bequemer haben, indem wir den vielen schmeicheln und die wenigen darüber vergessen. Wir sagen es, weil es eben einmal gesagt werden muß, und weil dem tapferen Kameraden der politischen Front gezeigt werden soll, daß er nicht allein und verlassen steht. Wie oft habe ich jedem einzelnen von ihnen die Hand gegeben und sah dann in seinen Augen ein leuchtendes Glück.

Heute stehen zwischen uns die Massen, die gekommen sind und mitmarschieren wollen. Aber auch über sie hinweg sind wir verbunden, und im Geiste strecken sich unsere Hände aus von hüben nach drüben und von drüben nach hüben.

Das Band einer gemeinsamen Idee umschlingt uns alle, und ob einer oben oder unten steht, wir werden in treuer Kameradschaft, wie bisher, weiter marschieren in die Zukunft.

Berlin zu Ostern 1930.

Verbote

Wir haben das nun ſchon ſo oft erlebt, daß wir etwas Abſonderliches gar nicht mehr darin zu finden vermögen. Wenn die Bewegung anfängt aufzuſteigen und den augenblicklichen Machthabern gefährlich zu werden, wenn ſie infolge der kataſtrophalen Zuſpitzung der politiſchen und wirtſchaftlichen Lage in atemberaubendem Tempo zunimmt an Zahl und Bedeutung, dann holt der jüdiſche Schmock aus ſeiner Kartothek unter dem Kennwort „Schauergeſchichten" die alten bewährten Ladenhüter heraus, dann provoziert der geſinnungstüchtige, klaſſenbewußte Prolet Überfälle, ſchlägt auf offener Straße alles nieder, was auch nur entfernt nach anſtändiger Menſch ausſieht, die Journaille dreht mit rabuliſtiſcher Zungenfertigkeit die Dinge ins Gegenteil, macht aus dem Angegriffenen den Angreifer und aus dem Angreifer den Angegriffenen, die öffentliche Meinung wird tage- und wochenlang mit ſchwerſtem Geſchütz belegt, die Partei ſozuſagen verbotsreif gemacht, der Spießer grunzt, da müſſe die Polizei einſchreiten, und unter dem Beifallsgeklatſch aller, die Ruhe und Ordnung lieben, erläßt dann die hohe Behörde einen Erlaß, der dem ſkandalöſen Treiben ein Ende machen ſoll. So beginnen die Verfolgungen.

Wir haben das zu oft erlebt, als daß wir noch darauf hereinfallen könnten. Wir haben noch nicht den gerichtsnotoriſchen Säufer Stucke vergeſſen, der von Ullſtein und Moſſe zu einem „ehrwürdigen und weißhaarigen Pfarrer" heraufgedichtet wurde, den die Hakenkreuzler in einer ihrer Verſammlungen faſt zu Tode prügelten, und zwar ohne jeden Grund, nur aus bloßer Luſt an Mord und Totſchlag, und der dann auch gerechterweiſe den Anlaß gab, die Partei auf ein ganzes Jahr zu verbieten. Wir haben damals im Mai 1927 dagegen Proteſt erhoben. Der Prozeß lief über zwei Jahre in den Vorinſtanzen. Es ſtellte ſich am Ende heraus, daß das Material des Berliner Polizeipräſidiums, genau wie ſein gefälſchtes Femebild, erſtunken und erlogen war, und ſo blieb denn nach vielen peinvollen Ausflüchten einem hohen Richterkollegium nichts anderes übrig, als den Proteſt unter formalen Vorwänden zurückzuweiſen.

Wir haben damals dem Berliner Polizeipräſidium öffentlich den Vorwurf gemacht, es habe beim Verbot im Mai 1927 aus parteipolitiſchen Gründen ſeine Amtsgewalt mißbraucht — eine der

ſchwerſten Anklagen, die man überhaupt gegen eine Behörde erheben kann — und es aufgefordert, uns deshalb vor den Kadi zu beſtellen. Das Polizeipräſidium hat nicht geklagt, und es wußte auch warum.

Nun iſt es wieder einmal ſoweit. Der preußiſche Innenminiſter Waentig, ſeines Zeichens Univerſitätsprofeſſor, Nachfolger Grzeſinſkis, von ihm nur unterſchieden dadurch, daß er keine Daiſy hat, unter ſeinen Parteifreunden wegen ſeiner vornehmen Allüren „Genoſſe Seidenſtrumpf" genannt, hat in einem Erlaß erlaſſen, daß die Uniform der NSDAP. verboten ſei. Nun gibt es eine ſolche ja bekanntlich gar nicht, ſondern nur ein Braunhemd, das unſere SA.-Männer zu tragen pflegen. Schadet nichts! Das Berliner Polizeipräſidium, an deſſen Spitze bekanntlich neben dem früheren, ehrſamen Küfergeſellen Jörgiebel ein gewiſſer Jude Weiß ſteht mit einem Spitznamen, den man nicht laut nennen darf, gibt dem Erlaß des Innenminiſteriums Ausführungsbeſtimmungen bei, die einfach jeder Beſchreibung ſpotten. Da iſt verboten: nicht nur das Tragen des Braunhemdes, ſondern auch das eines Koppelſchloſſes mit Hakenkreuz, einer braunen Hoſe, eines weißen Hemdes mit Parteiabzeichen und am Ende gar eines Bierflaſchengummis. Es erhebt ſich hier die Frage, was denn der Nationalſozialiſt überhaupt noch tragen darf, um nicht mit der Polizei in Konflikt zu kommen. Am beſten, ein jeder erfindet für ſich ein Phantaſiekoſtüm und paradiert darin ſo lange in den Straßen Berlins herum, bis irgendein Judenjunge daran Ärgernis nimmt und ihn zwingt, ſeine Erfindungsgabe aufs neue anzuſtrengen; oder unſere Parteigenoſſen rotten ſich zu Haufen zuſammen in Schwimmhoſen und Badetrikots und genießen die Freuden ihres Daſeins in dieſen heißen Sommertagen ſo ungeniert, als befänden ſie ſich mit Cohn und Veilchenſtengel am Strande von Binz oder Norderney. Einer wurde am Knie von einem Schupo aufgefordert, ſeine braune Hoſe auszuziehen. Er tat das prompt und ſtolzierte im Hemd zum Gaudium einer ſchnell angeſammelten Menſchenmenge nach Wilmersdorf herauf, ohne ſich auch nur im mindeſten durch die Bitten des übereifrigen Wachtmeiſters beſtimmen zu laſſen, ſeinen luftigen Habit wieder etwas zu vervollſtändigen.

Was ſoll das alles? Glaubt ein hohes Miniſterium im Ernſt, damit etwas zu erreichen? Und meinen die Wolff und Bernhard und Hahn, die heute nach einem Verbot der geſamten SA. ſchreien,

daß ſie damit der nationalſozialiſtiſchen Gefahr Einhalt gebieten können? Dazu iſt es längſt zu ſpät. Das hättet ihr gekonnt, als ihr noch über uns lachtet und ſpottetet. Heute müßt ihr ſchon andere Mittel anwenden. Etwa uns allen die Köpfe abſchlagen oder die Herzen aus der Bruſt reißen. Nimmt man der Führung die Verantwortung für die SA., die heute noch feſt und diſzipliniert in ihren Händen iſt, dann wird man ein blaues Wunder erleben. Dieſe Menſchen haben Hunger. Sie wollen heraus aus ſeeliſcher und materieller Verzweiflung. Sie vertrauen auf ihre Bewegung und ihre Führer. Aus Ordnung kann über Nacht Chaos werden, wenn man ſie wider Recht und Geſetz auseinanderreißt. Die Partei als Partei arbeitet legal. Was aber der einzelne tut, wenn die Partei mit Zwangsmitteln zerſchlagen wird, dafür übernimmt der die Verantwortung, der ſie zerſchlägt.

Im übrigen aber ſehen wir der weiteren Entwicklung der Dinge mit Gelaſſenheit entgegen. Unſere Herzen bleiben heiß und unſere Köpfe kalt. Wir brauchen gar nicht mehr für uns zu werben. Das beſorgen Preſſe und Polizei. Sie mögen neue Schikanen erſinnen. Wir haben für dieſe Flickarbeit nur ein verächtliches Lachen. Unſere Antwort heißt: weiterkämpfen!

Bei Philippi ſehen wir uns wieder!

29. Juni 1930

Die Dummheit der Demokratie

Das wird immer einer der besten Witze der Demokratie bleiben, daß sie ihren Todfeinden die Mittel selber stellte, durch die sie vernichtet wurde.

Die verfolgten Führer der NSDAP. traten als Abgeordnete in den Genuß der Immunität, der Diäten und der Freifahrtkarte. Dadurch waren sie vor dem polizeilichen Zugriff gesichert, durften sich mehr zu sagen erlauben als gewöhnliche Staatsbürger und ließen sich außerdem die Kosten ihrer Tätigkeit vom Feinde bezahlen.

Aus der demokratischen Dummheit ließ sich vortrefflich Kapital schlagen. Auch die Anhängerschaft der NSDAP. begriff das sofort und hatte ihre helle Freude daran.

Die Partei wuchs im Volke, weil ihre Führer sich im Volke bewegten. Von Wahl zu Wahl aber konnte sie von der Liste der Abgeordneten ihr Wachstum, amtlich bestätigt, ablesen.

1928 wies man den 12 Abgeordneten der NSDAP. in den hinteren Sitzreihen des Reichstagssaales ihre Plätze an. Unter ihnen befand sich Dr. Goebbels.

1930 trat die NSDAP. mit 107 Abgeordneten als zweitstärkste Partei auf. 6,4 Millionen Wähler standen hinter ihr. Die Partei hatte sich durchgepaukt.

Die Partei trat 1929 an die Spitze der Volksbewegung gegen den Young-Plan. Nur durch ihren Einsatz gelang es, sozialistische Massen für den Freiheitskampf der Nation zu gewinnen.

Dem Volksbegehren gegen den Young-Plan schlossen sich am 25. November 4 135 300, dem Volksentscheid am 22. Dezember 5 825 182 Stimmberechtigte an.

Im Parlament

Durch ein großes Portal geht's hinein in die heiligen Hallen. Über dem Portal steht der Witz: „Dem deutschen Volke!" Spaß muß sein!

Über dicke rote Teppiche treppauf, treppab, an Sälen und Konferenzzimmern vorbei. Darin treibt der sogenannte Abgeordnete sein Unwesen.

Eine große Wandelhalle dient zur Förderung der Verdauung. Daneben liegen Gänge mit langen Reihen von Klubsesseln. Eine der vielen Gelegenheiten, ein Viertelstündchen zu nicken.

Nicken ist übrigens sehr delikat gesagt. Kommst du um die Nachmittagsstunde durch diese Gänge, dann hörst du das wohltuend beruhigende, überparteiliche Geschnarche von deutschen Volksvertretern, die hier vom schweren Dienst am Vaterlande ausruhen. Eine der wenigen Stellen, wo die Tagespolitik schweigt und Morpheus sein friedliches Zepter schwingt.

Das Photographieren und Kurbeln ist im Reichstag verboten. Wer einmal als Laie in diesen Gängen herumirrte, der weiß, warum.

Durch viele Türen geht's ins Plenum hinein. Plenum heißt zu deutsch voll. Warum das Plenum Plenum heißt, wer weiß — wer weiß? Früher hieß das Plenum Sitzungssaal, weil meistens Leute darin saßen. Seitdem fast niemand darin sitzt — es sei denn, Gustav Stresemann spricht — nennt man's Plenum.

Vielleicht auch hat sich diese Bezeichnung erst eingebürgert nach dem ebenso unparlamentarischen wie wahrheitsgemäßen Zwischenruf Adolf Hoffmanns: „Herr Bresadent, es ist een Besoffener im Saal!" Der war wirklich voll.

Alldieweil Herr Löbe das Zepter schwingt und Otto Hörsing von seiner Couleur ist, hat man über diesen Zwischenruf den Mantel der Liebe gedeckt. Was hätte man auch Besseres tun können!

Im Plenum reden die Abgeordneten. Und zwar reden sie die berühmten Reden zum Fenster hinaus. Die Reden sind schöner, wenn man sie liest, als wenn man sie hört. Deshalb will auch niemand sie hören. Selbst die Abgeordneten entwerfen meistens während der Rede Fluchtpläne.

Wenn der Redner es gar zu schlimm macht, dann ist das Reichstagsrestaurant Asyl für alle Überläufer. Im Restaurant ist gute Ge-

legenheit, empfangene Diäten in Beefsteaks, Fürst-Pückler-Eis und Rheinwein umzusetzen. Man wundert sich nur, warum das Plenum nicht Restaurant und das Restaurant nicht Plenum heißt. Denn das Restaurant ist immer Plenum, und im Plenum restauriert sich der gequälte, gehetzte Volksvertreter von den Störungen der Verdauung. Auch eine der vielen Gelegenheiten, ein Viertelstündchen zu nicken.

Im Restaurant sitzen die Abgeordneten nach Parteien getrennt. Aber das tut dem Appetit keinen Abbruch. Dem Kommunisten schmeckt sein Wiener Schnitzel ebensogut wie dem Deutschnationalen sein Schweinekottelet. Nach der Stärkung binden beide den Helm fester und marschieren zu neuen Redeschlachten.

Das geht manchmal bis tief in die Nacht hinein, und sonderbarerweise gedeihen die meisten von ihnen zu üppiger Fülle bei diesem Dienst am Vaterland.

Die schlimmste Zeit für den Abgeordneten ist die Sechswochenfrist vor der Wahl. Da muß er ins Land hinaus und von Weltanschauung und so reden. Zwar nimmt er das nicht so ernst. Aber manchmal spricht er vor Menschen, die das bitter ernst nehmen. Allein die meisten von ihnen sind sehr vergeßlich, und deshalb kann der Kandidat seine Weltanschauung wechseln wie ein schmutziges Hemd.

Von seiner wahren Gesinnung darf er nichts sagen. Man würde ihn vermutlich verprügeln. Und zwar am ehesten die, die heute am lautesten Hurra schreien.

Darum redet er von der Freiheit des Volkes und meint Kattun. Darum ruft er auf zur Arbeit und meint die andern, während er Profite überschlägt. Darum singt er „Deutschland, Deutschland über alles!" Und brummt auf dem Nachhauseweg: „Ja, ich bin klug und weise."

Aber die schlimme Zeit der Wahl geht auch vorüber, und dann beginnen wieder die Tage der Rosen. Dann packt der Volksvertreter seinen Koffer und kutschiert erster Klasse nach Berlin. Dann setzt er sein verführerischstes Augurenlächeln auf und stolziert erhobenen Hauptes in das hohe Haus hinein.

Auf dem höchsten First flattert die Fahne — nicht auf Halbmast. Es ist kein Grund zu klagen, solange der Wein schmeckt und der süße Pöbel außerhalb der Bannmeile bleibt.

Das ist seine Fahne, seine stolze Fahne!

Für die Fahne tritt er ein mit ſeiner ganzen Perſon. Überall und immer da, wo die Gefahr weit iſt.

Und bläht die Bruſt im ſtolzen Bewußtſein:

„Es iſt nicht notwendig, daß Deutſchland lebt; aber es iſt notwendig, daß das Volk m i r gegenüber ſeine Schuldigkeit tut!"

17. Oktober 1927.

Alte Eſel

„Wäre ich ein Fürſt, ſo würde ich zu meinen erſten Stellen nie Leute nehmen, die bloß durch Geburt und Anciennität nach und nach heraufgekommen ſind und nun in ihrem Alter in gewohntem Gleiſe langſam, gemächlich fortgehen; wobei dann freilich nicht viel Geſcheites zutage kommt. Junge Männer wollte ich haben — aber es müßten Kapazitäten ſein, mit Klarheit und Energie ausgerüſtet und dabei vom beſten Wollen und edelſten Charakter. Da wäre es eine Luſt, zu herrſchen und ſein Volk vorwärtszubringen."

So ſagt Goethe in ſeinem bekannten Geſpräch mit Eckermann über Napoleon. Kluge und treffliche Worte von allgemeiner, ewiger Wahrheit. Sie galten zu Goethes Zeiten, wie ſie heute richtig ſind und ewig richtig bleiben werden. Und auf keine politiſche Gruppe paſſen ſie zur Zeit ſo wie auf uns.

Man hat uns bei Beginn dieſes Reichstages als kleinſte und wohl auch unangenehmſte Oppoſitionsgruppe im Plenum dieſes hohen Hauſes auf die letzten Plätze geſetzt, ganz am Ende des Saales, wo man nichts ſieht und nicht geſehen wird, nichts hört und nur durch das Sprachrohr der vorgehaltenen Hände, das wir dann auch fleißig zu benutzen pflegen, gehört wird. Das hat neben mancherlei Nachteilen auch den einen Vorteil, daß man in der Regel gezwungen iſt, die erlauchten Vertreter des deutſchen Volkes von hinten zu betrachten. Da ſehen ſie meiſt ganz anders aus als von vorn. Das geſpreizte Arriviſtentum der glatten, blauraſierten Viſagen tritt hier nicht in Erſcheinung. Die Vollbärte zeigen ſich nur dem erhaben thronenden Präſidium. Von hinten ſieht man nur Glatzen, nichts als Glatzen. Eine wie die andere. Quer durch die Parteien, von einer beluſtigenden Regelmäßigkeit. Ein Anblick für die Götter.

Und prellt mal einer von uns vor, aus Ungeduld, Wut und Zorn, rennt den ſchmalen Korridor herunter bis an die Regierungseſtrade und ſchmettert ſeine ſchneidenden, höhniſchen und niederträchtigen

Zwischenrufe in die satte Geruhsamkeit dieser greisenhaft dahinwelkenden Impotenz, dann klappern die falschen Gebisse, dann rauschen die Bärte, dann wackeln die grauen Häupter, und dem Unglücklichen schallt aus hundertfachem Munde der letzte Verteidigungsschrei einer sterbenden Welt entgegen:

„Maul halten! Das versteht ihr nicht, da seid ihr zu jung dazu!"

In der Tat, eine etwas merkwürdige, von keinerlei Logik und Überzeugungskraft belastete Beweisführung! Was heißt es schon, alt werden? Niemand wird den Rat der Erfahrung in den Wind schlagen, wenn er sich paart mit Mut, Kühnheit und Energie. Auch ein alter Mann kann ein Jüngling in seinem Herzen sein; aber dann wird er niemals der Jugend, wo auch immer sie sich im Überschwang und Leidenschaft zu Wort meldet, vorwerfen, daß sie jung oder zu jung sei. Alter allein hat nur wenig Überzeugendes an sich, und wir werden uns niemals der landläufigen Meinung anbequemen, daß aus einem jungen Strohkopf nur durch die Jahre ein alter Aristoteles hervorsprieße. Wer dumm auf die Welt kam und kaum etwas dazu lernte, aus dem kann nur ein alter Esel werden. Daran ändern nichts die Haare und nichts die Jahre.

Und die Tatsache bleibt bestehen und wird von keinem, der den Betrieb kennt, mehr geleugnet: Deutschland wird heute von seinen Greisen regiert, und zwar von seinen feigsten und dümmsten. Die Jugend ist von der Gestaltung unseres Volksschicksals ausgeschlossen. Der Glatzkopf und der Rauschebart geben den Ton an, und wir Jungen sind die Dummen und haben das Nachsehen.

Für diesen Zustand fehlt jede politische und moralische Berechtigung. Wenn schon in geruhigen Zeiten der vorwärtsdrängenden Jugend ein möglichst geräumiges Feld freier Betätigung in der Politik eingeräumt werden muß, will man nicht die aufschießenden Kräfte wahren Volkstums allmählich in der Greisenhaftigkeit verdorren lassen, wieviel mehr kann und darf man diese Forderung erheben in einer Zeit, in der Altäre gestürzt und Werte umgewertet werden, in der ein ringendes Geschlecht nach neuen Inhalten und Wesenheiten sucht, die Aufbruch und Anbruch zugleich ist.

Niemand von uns redet der Jugend das Wort, bloß weil sie jung ist. Aber deshalb gerade fühlen wir uns auch verpflichtet, unrechtmäßige und überhebliche Ansprüche des Alters zurückzuweisen, die sich lediglich auf die Jahre berufen möchten. Junge Männer wollen

wir an der Spitze Deutſchlands ſehen, aber es müſſen, wie Goethe ſagt, Kapazitäten ſein, mit Klarheit und Energie ausgerüſtet und dabei vom beſten Wollen und edelſten Charakter. Die Alten haben nun in zehnjährigem Verſagen bewieſen, daß ſie die Dinge nicht meiſtern können, daß das Vaterland vor die Hunde ging und das deutſche Volk heute hoffnungslos und verzweifelt vor ſeinen zerbrochenen Idealen ſteht. Nicht wir Jungen tragen die Schuld, daß es ſoweit kam, denn wir waren ja unterdes ausgeſperrt von Politik und Regierung, wurden verlacht und verſpottet als zu grün.

Das muß ein Ende haben! Immer vernehmlicher ſoll unſere aufrüttelnde Stimme erſchallen. Immer klarer, unabweisbarer wollen wir unſere Forderungen anmelden. Stellt euch zum Kampf! Widerlegt uns, oder macht Platz! Wir haben keine Luſt, aus falſcher Pietät die Zukunft unſeres Volkes zu verſpielen. Entweder ihr zeigt, daß ihr noch zu fechten verſteht für eure Ideale, die nicht die unſeren ſind, oder ihr müßt euch ſchon gefallen laſſen, daß wir euch ſo nennen, wie ihr's verdient:

Alte Eſel! 1. April 1929.

Farbröder

Das iſt ein ſchwediſches Wort und heißt zu deutſch: Vaterbrüder. Es bedeutet das, was wir bei uns zu Hauſe mit Onkel bezeichnen. Dieſer Ausdruck hat im Schwediſchen genau denſelben etwas gutmütigen, etwas ulkigen und wohl auch etwas geſchlechtsloſen Beiklang, den wir ihm unterzulegen pflegen. Ein Onkel iſt im allgemeinen ein luſtiger alter Geſelle, bei dem man nicht alles ernſt nimmt, und der wohl auch ſelbſt zuweilen nicht ganz ernſt genommen werden will. Man verſchleißt ihn ſo, wie er eben iſt, und die Nichten und Neffen haben ihren Spaß mit ihm.

Und nun kommt der Witz bei der Geſchichte. Nicht nur der leibhaftige Onkel trägt in Schweden dieſen Namen. Unter Farbrödern verſteht man in dieſem ſchönen Lande auch die Mitglieder des Riksdags, die Reichstagsabgeordneten, das, was man bei uns M. d. R. heißt. Und das beweiſt, daß der Schwede Sinn für Humor hat. Der Onkel! Das iſt nicht boshaft, nicht gemein, nicht höhniſch und nicht giftig, ohne Galle und ohne Bitterkeit. Es iſt in ſeiner lapidaren Kürze und kommentarloſen Unbarmherzigkeit einfach vernichtend. Das trifft die aufgeblaſene Wichtigkeit des parlamentariſchen

Schwadroneurs und Nichtstuers mitten ins Herz hinein. M. d. R.: das riecht noch nach etwas. Volksvertreter: das hat einen Hintergrund und ein Gesicht. Abgeordneter: das kann dem kleinen Mann noch imponieren. Aber Onkel: das entkleidet diesen bemerkenswerten Typ des demokratischen Europas allen Beiwerks, nimmt ihm die letzten Kulissen, reißt ihm endgültig die Maske vom Gesicht. Da, schau her: ein Farbror, ein ulkiges Überbleibsel aus vergangenen Zeiten. Ein Onkel!

Vielleicht machen wir es uns mit dem Parlamentarismus viel zu schwer. Wir legen ihm noch ein Gewicht bei, das ihm praktisch gar nicht mehr zusteht. Was sich da in den Couloirs der Parlamente herumflegelt, in Geschäften und Politik macht, Staat und Volk ausschmarotzt, hat ja längst in den breiten Massen den letzten Kredit verloren. Man nimmt das bloß noch humoristisch. Aber dieser Humor ist nur eine versteckte zynische Bitterkeit. Er kommt nicht aus dem Herzen, sondern aus der Galle.

Stehe einer auf unter uns und gebe sein Wort darauf: ich glaube an den Parlamentarismus und an die Segnungen der Demokratie! Hebe einer seine Hand hoch und schwöre, daß er eine entscheidende Wendung, ja nur einen kühnen Entschluß von einer Umbildung der Regierungskoalition oder der Ernennung eines neuen Kabinetts erwarte. Wir alle, ob Freund oder Feind der Republik, ob Demokrat oder Aristokrat, ob Bürger oder Proletarier, sehen im Reichstag und den augenblicklich dort hausenden Parteien nur ein notwendiges Übel, und eine Übereinstimmung ist lediglich in der Frage noch nicht herbeizuführen, was wir an seine Stelle setzen sollen. Das schon wäre vernichtend für den Parlamentarismus, daß ein Mann oder eine Partei eine allgemeingültige Meinung darüber bilden könnte, was nach ihm kommt. Denn er besteht aus eigener Kraft nicht auf Grund des ihm innewohnenden sittlichen Lebensgesetzes, sondern aus dem augenblicklichen Mangel eines Besseren. Das Volk nimmt ihn hin, weil er nun einmal da ist. Aber dafür auch mit der nötigen Ablehnung und Verachtung. Wir wählen euch, wir lassen von euch die Gesetze machen, uns von euch die Steuern abknöpfen — ihr dürft dicke Diäten einstecken und erster Klasse fahren. Aber glaubt nicht, daß wir euch dafür ehren und lieben. Ihr seid doch und bleibt für uns Parasiten, Nutznießer unserer Not, politische Schieber und Geschäftemacher, schwarzweißrot und schwarzrotgold angestrichene Bon-

zen, demokratiſche Raubritter, denen man nicht über den Weg trauen darf. Wir ſind uns zu gut dafür, als daß wir uns deshalb mit euch herumprügeln. Zudem ſeid ihr geriſſen und gewandt im Verdrehen von Worten und Begriffen. Aber ihr befindet euch auf dem Holzweg, wenn ihr meint, wir merkten das nicht. Wir haben euch längſt durchſchaut. Wir ſind nur zu höflich, das zu ſagen. Aber unſeren ganzen eiſigen Hohn faſſen wir zuſammen, wenn wir euch ſo nennen, wie ihr's verdient: die Onkel! So denkt das Volk.

Nun regiert das Kabinett Brüning ſchon nahezu zwei Monate. Als es vor acht Wochen aus der Taufe gehoben wurde, da atmete der Bürger auf und glaubte, wir ſtänden an einem Wendepunkte der deutſchen Nachkriegspolitik. Der Stahlhelm murmelte etwas von Taten, die man abwarten müſſe, und die DNVP. beging gleich Harakiri; die dramatiſchen Heldentenöre und lauteſten Rufer im Streit ſchraubten plötzlich ihre geſpannten Stimmbänder herunter, und es begann wieder einmal, wie ſo oft, wenn es der Republik ans Leder ging, der große Patriotenrummel. Nun ſind wir um einiges älter und weiſer geworden. Wir fragen den Stahlhelm: auf welche Taten wartet ihr? Wir wollen von der DNVP. wiſſen: was iſt denn nun beſſer geworden? Es hat ſich nur ein Firmenſchild geändert. Aber das Perſonal iſt geblieben. Die Onkel regieren weiter.

So iſt die Lage. Es geht nun langſam in den Sommer hinein, und die Gefahr beſteht, daß die Dinge ſich wieder einmal für einige Monate verſteifen und damit unwiederbringliche Zeit verlorengeht. Der Reichstag trat vor einigen Tagen aufs neue zuſammen. Wäre da nicht der Augenblick, dieſes alte und überlebte Haus vor den Etatsberatungen zu entlaſſen und dem Volk aufs neue ſein Schickſal in die Hand zu geben?

Damit wenigſtens ſo vierzig, fünfzig Farbröder verſchwinden?
Und die Onkel durch Männer erſetzt werden?!

18. Mai 1930.

Die Wirtſchaftspartei

Im Reichstag geht das Wort um, ihr Name komme daher, daß ihre Abgeordneten meiſt in der Wirtſchaft ſitzen, und ihr Programm laute: die Brötchen etwas kleiner und viel teurer. Wenn es nicht wahr iſt, ſo iſt es doch gut erfunden und hat an ſich das, was allen wirkſamen Witzen gemein iſt: es übertreibt in grotesker und deshalb

zum Lachen reizender Form einen in der Tat vorhandenen Wahrheitskern. Die Wirtschaftspartei ist die geistloseste und platteste Angelegenheit eines zur aufreizenden Stupidität herabgewürdigten Parlamentarismus. Ihr Wesen ist kleinbürgerlicher Materialismus in jeglicher Form. Ihr Programm ist geronnene geistige Anspruchslosigkeit, und ihre Führer fühlen sich darin wohl, oder wenn sie klüger sind, tun sie so, als ob.

Kann die Wirtschaft die Politik retten? Nein! Denn die Wirtschaft ist nur eine Funktion der Politik. Eine schlechte Politik hat als Folge immer eine schlechte Wirtschaft, und eine gute Politik eine gute Wirtschaft. Man kann die Wirtschaft nicht von der Politik trennen, ebensowenig wie den Atem vom Herzschlag. Ist eine Wirtschaftspartei in der Lage, etwas zur Besserstellung des Mittelstandes zu tun? Ja und nein. Sie kann das, wenn sie auch bereit ist, für ihre materiellen Ziele politische Machtmittel einzusetzen. Sie kann das nicht, wenn sie sich auf das rein Wirtschaftliche beschränkt. Die heutige trostlose Lage des deutschen Mittelstandes ist eine zwangsläufige Folge unseres versklavten politischen Daseins. Folgen verschwinden immer und nur dann für immer, wenn man ihre Ursachen beseitigt. Beseitigt man mit politischen Machtmitteln ein naturwidriges und erdachtes, lebensfremdes staatliches System, dessen Hauptaufgabe es zu sein scheint, das eigene Volk im Dienste des Weltgeldes auszubütteln und dabei eben die schaffenden Stände nach und nach dem völligen Ruin preiszugeben, dann fallen auch automatisch und zwangsläufig die von ihm verursachten wirtschaftlichen Folgen. Nur in einem freien Deutschland gibt es eine freie Wirtschaft, und nur eine von den Fesseln der Tributknechtschaft losgelöste Wirtschaft gibt dem Mittelstand sein Lebensrecht wieder. Der Kampf gegen die systematische Vernichtung des Mittelstandes hat also im Politischen zu beginnen, und sein endgültiger Erfolg oder Nichterfolg entscheidet zuletzt über das Schicksal aller Einzelmenschen und aller Stände, auch des Mittelstandes.

Die Wirtschaftspartei ist nichts anderes als ein plumper und dummpfiffiger Versuch, an die Stelle von ewigen politischen Lebensnormen wirtschaftliche Zweckmäßigkeiten zu setzen. Sie spekuliert in diesem Bestreben auf den unausgebildeten politischen Verstand der breiten kleinbürgerlichen Massen und schwätzt ihnen die Meinung auf, man könne auf Kosten der Gesamtheit das Dasein eines bestimm-

ten Standes retten, und zwar unter Umgehung des politischen Kampfes, lediglich mit parlamentarischen Mitteln. Diese Rechnung ist falsch. Sie ist deshalb falsch, weil die Wirtschaftspartei dabei in denselben Fehler verfällt, an dem der Marxismus geistig gescheitert ist und politisch in Bälde scheitern wird: sie geht von der Klasse aus und nicht vom Volk. Sie sieht und behandelt die Dinge in der Einzelheit und nicht in der Ganzheit.

Wir halten ihre eigentlichen geistigen Führer und Drahtzieher für zu klug, als daß wir annehmen könnten, sie wüßten das nicht. Für sie geht es auch nicht um das Schicksal des Mittelstandes. Sie sehen in der Wirtschaftspartei nur ein bequemes und ungefährliches Tummelfeld, auf dem parlamentarische Erfolge billig zu erringen sind. Und die um sie versammelten kleinen Leute? Sie sind meist dick und haben einen guten Charakter. Das ist aber auch alles. Sie sind in der Tat nicht mehr als gehobene Aufwertler. Die großen politischen Entscheidungen vollziehen sich für ihre Einsicht in einem nebelhaften Dunstkreis, und nur von ferne ahnen sie zuweilen, worum es eigentlich geht. Einige von ihnen haben sich in einer mehrjährigen parlamentarischen Praxis eine gewisse Routine angeeignet. Das kommt mit der Zeit. Aber werden sie einmal vor eine Frage von politischem Rang gestellt, dann fühlt es ein Blinder mit dem Krückstock, wie unbelastet sie mit Sachkenntnis sind und wie heillos verwirrt und richtungslos sie im Irrgarten der großen Politik herumstolpern.

Der Mittelständler, der seine Hoffnung auf diese Partei setzt, hat auf schlechtem Grund gebaut. Das sollte ihn eigentlich schon die Praxis der Vergangenheit lehren. Wie lange schon treiben die Wortführer dieser Partei in den Parlamenten ihr Unwesen! Hat es etwas genützt? Ist dadurch der kleine Kaufmann gerettet worden? Hat man ihn vor dem Ruin bewahrt? Hat man seine Existenz geschützt gegen das Überhandnehmen der großkapitalistischen Warenhäuser? Ist man ihm entgegengekommen bei Steuer- und Finanzfragen? Nichts von alledem! Der politische Verfall des Reiches hat die deutsche Wirtschaft insgesamt bis aufs Fundament verwüstet, und damit ist auch das Schicksal eines jeden Standes endgültig besiegelt. Sie wollten nicht politisch kämpfen, sie sahen nicht die Kräfte der Politik, die sie zur Durchführung ihrer teuflischen großkapitalistischen Ziele vernichten wollten und vernichten mußten: deshalb wurden sie von ihnen politisch überrannt und damit wirtschaftlich geschlagen.

Was nutzt da eine flüssige Rede im Parlament, wenn an ihrem Ende immer auf das Ja das Aber folgt? Was helfen da alle Bedenken, wenn daraus nicht der Wille entspringt, den feindlichen Mächten Widerstand zu leisten und um das geraubte Leben gegen sie zum Angriff vorzugehen! Das Ende wird sein, daß die Wirtschaft zugrunde geht, weil wir in Deutschland nur noch Wirtschaftsparteien haben, weil in ihnen und durch sie die letzten politischen Energien eines müde werdenden Volkes lahmgelegt sind und im entscheidenden Augenblick nicht zum Streich kommen.

Dagegen setzen wir uns zur Wehr. Wir sind nicht gewillt, widerspruchslos zuzuschauen, wie eine Clique von parlamentarischen Routiniers und engstirnigen Spießern das politische Wollen eines ganzen Standes verfälscht und umbiegt. Wir rufen dem deutschen Mittelständler zu: auch dein Schicksal ist mit dem Schicksal der Nation aufs engste verbunden. Darum heraus aus der Standespartei! Hinein in die NSDAP., die einzige wahrhaftige Volkspartei!

Werde politisch oder stirb!

23. Februar 1930.

Was wollen wir im Reichstag?

Wir sind doch eine antiparlamentarische Partei, lehnen aus guten Gründen die Weimarer Verfassung und die von ihr eingeführten republikanischen Institutionen ab, sind Gegner einer verfälschten Demokratie, die den Klugen und den Dummen, den Fleißigen und den Faulen über einen Leisten schlägt, sehen im heutigen System der Stimmenmajoritäten und der organisierten Verantwortungslosigkeit die Hauptursache unseres ständig zunehmenden Verfalls. Was also wollen wir im Reichstag?

Wir gehen in den Reichstag hinein, um uns im Waffenarsenal der Demokratie mit deren eigenen Waffen zu versorgen. Wir werden Reichstagsabgeordnete, um die Weimarer Gesinnung mit ihrer eigenen Unterstützung lahmzulegen. Wenn die Demokratie so dumm ist, uns für diesen Bärendienst Freifahrkarten und Diäten zu geben, so ist das ihre eigene Sache. Wir zerbrechen uns darüber nicht den Kopf. Uns ist jedes gesetzliche Mittel recht, den Zustand von heute zu revolutionieren.

Wenn es uns gelingt, bei dieſen Wahlen ſechzig bis ſiebzig Agitatoren und Organiſatoren unſerer Partei in die verſchiedenen Parlamente hineinzuſtecken, ſo wird der Staat ſelbſt in Zukunft unſeren Kampfapparat ausſtatten und beſolden. Eine Angelegenheit, die reizvoll und neckiſch genug iſt, ſie einmal auszuprobieren. Wir werden auch in den Parlamenten verparlamentiſieren? So ſehen wir aus! Glaubt einer von euch, daß wir, wenn wir in das Plenum des hohen Hauſes einmarſchieren, gleich mit Philipp Scheidemann Brüderſchaft trinken? Haltet ihr uns für ſo miſerable Revolutionäre, daß ihr fürchtet, wir würden vor einem dicken, roten Teppich und einer wohltemperierten Schlafhalle unſere geſchichtliche Miſſion vergeſſen?

Wer ins Parlament geht, kommt darin um! Jawohl, wenn er ins Parlament geht, um auch einer zu werden. Geht er jedoch hinein mit dem zähen und verbiſſenen Willen, auch hier ſeinen bedingungsloſen Kampf gegen die zunehmende Verlumpung unſeres öffentlichen Lebens mit der ihm angeborenen Rückſichtsloſigkeit fortzuführen, dann wird er nicht verparlamentiſieren, ſondern er bleibt das, was er iſt: ein Revolutionär.

Auch Muſſolini ging ins Parlament. Trotzdem marſchierte er nicht lange darauf mit ſeinen Schwarzhemden nach Rom. Auch die Kommuniſten ſitzen im Reichstag. Niemand wird ſo naiv ſein, zu glauben, ſie wollten ſachlich und poſitiv mitarbeiten. Und überdies: gelingt es uns diesmal nicht, unſere gefährlichſten Männer immun zu machen, dann werden ſie alle über kurz oder lang hinter ſchwediſchen Gardinen ſitzen. Das werden ſie auch, wenn ſie im Beſitze der Immunität ſind? Gewiß, und zwar in dem Augenblick, in dem die Demokratie ſich ihrer aus letzter Notwehr entäußern zu müſſen glaubt; dann, wenn ſie ſich ſelbſt ins Geſicht ſchlägt und offen den Terror der kapitaliſtiſchen Diktatur aufrichtet, den ſie normalerweiſe nur verſteckt ausübt. Aber bis dahin hat es noch gute Weile, und ſolange haben die immunen Vorkämpfer unſeres Glaubens Zeit und Gelegenheit genug, unſere Kampffront ſo zu verbreitern, daß ihre Abdroſſelung und die Mundtotmachung ihrer öffentlichen Predigt nicht, wie es die Demokratie wohl gern wünſchen möchte, ſo ganz geräuſchlos vor ſich gehen wird.

Ein Weiteres: Die Agitatoren unſerer Partei verfahren regulär ſechshundert bis achthundert Mark monatlich — um die Republik

zu festigen. Ist es dann nicht recht und billig, wenn die Republik diese Fahrtkosten durch einen Freifahrschein ersetzt? Wer von euch stimmt dafür, daß wir weiter unsere eigenen Groschen der jüdischen Dawesbahn in den Rachen werfen, während die Republik wahrhaft danach lechzt, uns zu helfen?

Das sei der Anfang vom Kompromiß? Glaubt ihr, daß wir, die wir hundert- und tausendmal vor euch standen und euch den Glauben an ein neues Deutschland predigten, wie wir Dutzende Male unser Leben dem roten Janhagel lachend entgegenwarfen, die wir uns mit euch gegen alle Widerstände amtlichen und nichtamtlichen Charakters durchpaukten, glaubt ihr, wir, die wir vor keinem Machtbefehl und keinem Terror kapitulierten, wir würden vor einem Freifahrschein die Waffen strecken?

Wenn wir nur Abgeordnete werden wollten, dann wären wir keine Nationalsozialisten, sondern vermutlich Deutschnationale oder Sozialdemokraten. Die haben die meisten Mandate zu vergeben, man braucht dafür sein Leben nicht zu riskieren, und um mit den geistigen Leuchten dieser Partei zu konkurrieren, dazu reicht auch bei uns die Grütze noch aus.

Wir betteln nicht um Stimmen. Wir fordern Überzeugung, Hingabe, Leidenschaft! Die Stimme ist nur ein Hilfsmittel für uns wie für euch. Wir werden mit hartem Schritt den marmornen Boden der Parlamente betreten, werden hineintragen den revolutionären Willen der breiten Volksmassen, aus denen wir, schicksalsbestimmt und schicksalsbestimmend, herauswuchsen. Wir pfeifen auf Mitarbeit an einem stinkenden Misthaufen. Wir kommen, um auszumisten.

Man soll nicht glauben, der Parlamentarismus sei unser Damaskus. Wir haben dem Gegner die Zähne gezeigt von den Podien der Massenversammlungen und von den Riesendemonstrationen unserer braunen Garde aus. Wir werden sie ihm auch zeigen in der bleiernen Sattheit eines parlamentarischen Plenums.

Wir kommen nicht als Freunde, auch nicht als Neutrale. Wir kommen als Feinde! Wie der Wolf in die Schafherde einbricht, so kommen wir.

Jetzt seid ihr nicht mehr unter euch! Und so werdet ihr keine reine Freude an uns haben!

30. April 1928.

Mich willſt du wählen?

Einen Staatsbürger zweiter Klaſſe, mit vier Vorſtrafen und acht ſchwebenden Verfahren? Sonderbarer Schwärmer!

Ich habe in einem Aufſatz dazu aufgefordert, daß jeder Nationalſozialiſt, „wenn es nicht anders gehe", ſich der Staatsgewalt fügen ſolle, gleichgültig, ob er recht oder unrecht habe. Dafür bekam ich vom Schöffengericht Elberfeld hundert Mark Geldſtrafe wegen Aufforderung zum Widerſtand gegen die Staatsgewalt.

Ich habe, als dem Scheidemannattentäter Hanns Huſtert im Zuchthaus vom Sträflingsbrei das Gebiß abfaulte, zu Sammlungen aufgerufen, damit dieſer Unhold ſich die Zähne reparieren laſſen konnte; dafür wurde ich vom Amtsgericht München mit fünfzig Mark Geldſtrafe belegt wegen Veranſtaltung einer unerlaubten Sammlung.

Ich habe, als einem meiner verwundeten Kameraden im Virchow-Krankenhaus von dem jüdiſchen Arzt Dr. Levi der Kopf aufgemeißelt werden ſollte, Gelder zuſammengetrieben, damit wir dieſen armen Proleten in eine deutſche Behandlung geben konnten. Dafür erhielt ich vom Amtsgericht München einen Strafbefehl von hundertfünfzig Mark, wieder wegen unerlaubter Geldſammlung.

Ich habe vor einer Maſſenverſammlung der NSDAP. dazu aufgefordert, einen Redakteur vom „Tag" etwas näher unter die Lupe zu nehmen, da er eine Hitlerverſammlung einen Affenſtall genannt hatte. Den Schmutzfinken Carlotto Graetz, der den Frontſoldaten Adolf Hitler auf das infamſte beleidigte und ihn mit Dirnen und Zuhältern in Verbindung brachte, nannte ich eine Judenſau, um ihn zu einer Beleidigungsklage zu zwingen. Der Graetz klagte nicht, aber ich erhielt ſechs Wochen Gefängnis wegen „Aufforderung zu Gewalttätigkeiten ohne Erfolg".

Es ſchwebt ein ſtaatsanwaltſchaftliches Verfahren gegen mich, weil ich den Berliner Vizepolizeipräſidenten Dr. Weiß Iſidor genannt haben ſoll, obſchon er Bernhard heißt.

Ein zweites Verfahren iſt eingeleitet, weil beſagter Bernhard Weiß im „Angriff" als Nero karikiert wurde mit der Unterſchrift: „Bernhard ſpielt grundſätzlich nur undankbare Rollen."

Dem ſchließt ſich ein drittes Verfahren an, weil der „Angriff" beſagten Bernhard Weiß in der Maske eines Eſels, „deutlich erkennbar", gebracht haben ſoll und dazu noch den republikfeindlichen Text: „Mit dem Ausnahmezuſtand kann jeder Eſel regieren."

In einem vierten Verfahren gegen mich soll ich aussagen, wer Orje ist. Orje nämlich hat ebenfalls dem Bernhard Weiß eine Feder aus seinem Siouxhelm gerupft mit der Satire: „Soll'n ma jejnanda antret'n, Isidor?"

Wie eine fünfte Anklageschrift zu melden weiß, habe ich mit dem Kraftwagen einem armen Proleten ein Bein abgefahren. Zwar ist die Sache schon über ein Jahr her; ich habe nie in meinem Leben ein Auto gesteuert und war auch an dem fraglichen Tage gar nicht in Berlin. Aber der Herr Staatsanwalt meint, es sei die Nummer I A 26637 gewesen, und mir sei das schon zuzutrauen. Mein Hinweis darauf, daß ich nichts vom Autofahren verstünde und auch nie einen Führerschein gehabt habe, war nur dazu geeignet, den Straffall bedenklich zu verschärfen.

Ich habe dazu aufgefordert, einen roten Bonzen, wenn er durch unsachgemäße Zwischenrufe die Einleitung mache zur Sprengung einer unserer Versammlungen, darauf aufmerksam zu machen, daß er sich in einer nationalsozialistischen Veranstaltung befinde; beruhige er sich dann noch nicht, dann solle der Versammlungsleiter es der SA. verzeihen, wenn sie unter Wahrung des Hausrechts den Störenfried an die frische Luft geleite. Macht ein sechstes Verfahren wegen „Aufforderung zur Gewalt".

Ich soll behauptet haben, die Republik sei nur ein Ramschgeschäft, in dem sich die meistbietenden Auskäufer und die schreienden Auktionatoren Staatsmänner und Politiker schimpften. Ergibt ein siebentes Strafverfahren wegen „Gefährdung der Republik".

Und zu acht habe ich geschrieben, es komme einmal der Tag, an dem eine zielbewußte, entschlossene Minderheit gegen diesen Staat der feigen Majoritäten marschieren werde, um mit Gewalt dem Wucher und der Ausbeutung ein Ende zu machen. Achtes Strafverfahren, vom Oberreichsanwalt eingeleitet, wegen „versuchten Hochverrats". (!!)

Wie ich aus zuverlässiger Quelle erfahre, laufen bereits wieder vier neue Verfahren. Worum es sich handelt, weiß ich noch nicht. Ich kann das auch kaum noch übersehen. Ich brauche nur den Mund aufzumachen oder die Feder zu zücken, gleich hat wieder ein Staatsanwalt der Republik für einen Monat Arbeit.

Ich habe mir nie von Barmat goldene Zahnstocher schenken lassen.
Auch trage ich keine von ihm abgelegten seidenen Schlafanzüge auf.
Während der Inflation bekam ich weder Gulden noch Dollars von ihm.

Ich habe nie das deutſche Volk und ſeine Ehre in den Kot getreten. Aber immer bin ich gegen die aufgeſtanden, die ſich an unſerem gemeinſamen Vaterlande in der Not feige vergingen.

Die Untergrundbahn wird mir in abſehbarer Zeit vermutlich keine Villa zum Preiſe von hundertzwanzigtauſend Mark ſchenken.

Meine Photographie mit eigenhändiger Unterſchrift prangt auf keinem Schieberſchreibtiſch.

Ich habe alſo keine Ausſicht, es unter den ſeit 1918 eingerichteten Verhältniſſen zu etwas zu bringen.

Und mich willſt du wählen?

7. Mai 1928.

Vor der Entſcheidung

Das Schwerſte hätten wir hinter uns: vier Wochen eines nervenzerreibenden Wahlkampfes mit all ſeiner Heuchelei, ſeinen Lügen, Verdrehungen, politiſchen Manövern, und was ſonſt noch zum Repertoire der freien Demokratie gehört. Die letzte effektvolle Woche bricht an.

Wir ſtehen vor der „Entſcheidung über die nächſten vier Jahre". So ſagt man im Jargon der Republik. Wir dagegen ſind unbeſcheiden genug, dieſer Meinung leiſe, verfaſſungsmäßige Zweifel entgegenzuſetzen. Entſchieden wird bei dieſen Wahlen gar nichts, ſie mögen nach rechts oder links ausſchlagen. Verſchiebungen innerhalb der parlamentariſch eingeſtellten Parteien mögen wohl andere Männer, aber niemals ein anderes Syſtem bringen. Die Politik der Parlamentsparteien, ſie mögen links oder rechts ſtehen, iſt zwangsläufig vorgezeichnet; ſie findet innenpolitiſch in dem Dawespakt und außenpolitiſch in Locarno und dem Genfer Bund ihre beſtimmenden Pole. Und die Wahl am 20. Mai hat gar keinen anderen Zweck, als den, darüber zu entſcheiden, wer dieſe Politik betreiben und dafür mit Pfründen und Miniſterſeſſeln belohnt werden ſoll.

In Preußen regierte bis heute die Sozialdemokratie, im Reich der Bürgerblock. Die Sozialdemokratie gibt ſich arbeiterfreundlich, der Bürgerblock national. Sind etwa in Preußen mehr Wohnungen gebaut worden als im Reich? Gibt es in Preußen weniger Erwerbsloſe, geht es den Kriegsopfern beſſer, ſind die durch die Inflation Ausgeplünderten nobler entſchädigt worden als im Reich? Und hat das

Reich vor Preußen die nationalen Belange gewahrt; hat es die Kriegsschuldlüge zurückgewiesen und dem vaterländischen Skandal der sogenannten Femeprozesse ein Ende bereitet? Nichts von alledem!

Eine marxistische Regierung unterscheidet sich innerhalb des deutschen Parlaments in nichts von einer bürgerlichen: beide sind kapitalistisch, pazifistisch und persönlichkeitsfeindlich. Beide treiben bedingungs- und widerspruchslose Erfüllungspolitik und machen sich gern zum wohlbezahlten Büttel der Welthochfinanz. Es mag am nächsten Sonntag die Wahl so oder so ausfallen. Der Kurs bleibt der alte. Dawes regiert die Stunde, und das Volk wird seinen Kalvarienweg zu Ende gehen müssen. Nur die Männer — soweit man da von Männern überhaupt ohne Ironie reden kann — werden wechseln, das Firmenschild kann geändert, die äußere Drapierung mag eine neue werden. Was sich dahinter versteckt, die Republik, der Parlamentarismus, die Demokratie, der Erfüllungswahnsinn, das alles wird bleiben und nie und nimmer durch eine Wahl umgestoßen werden können.

Und doch fällt am nächsten Sonntag eine Entscheidung von vielleicht geschichtlichem Ausmaß. Es bedarf keiner besonderen Prophetengabe, um voraussagen zu können, daß diese Wahlen mit einem Sieg der Weimarer Koalition enden werden. Die Sozialdemokraten werden, wie in Preußen bisher, so auch im Reich bestimmenden Einfluß gewinnen, und ihre Aufgabe wird es sein, das aufbegehrende Dawesvolk für alle Fälle erfüllungsbereit zu halten. Mit der Zunahme der wirtschaftlichen Versklavung der breiten Volksmassen muß, soll der Wahnsinn nicht ein vorzeitiges Ende finden, Hand in Hand gehen eine planmäßige Entsittlichung des Widerstandsgeistes, eine systematische Abdrosselung des deutschen Aktivismus, der sich gerade jetzt in unserer Partei eine breite Front der Abwehr und des Angriffs geschaffen hat.

Es wird sich am 20. Mai entscheiden, ob es uns gelingt, dem auch im Reichstag wirkungsvoll zu begegnen. Bringen wir eine kampf- und sabotagefähige Gruppe in das hohe Haus, so wird die Mittel und Wege zu finden wissen, dem amtlichen Terror ein Paroli zu bieten. Es geht ums Ganze. Delegieren unsere Anhänger soviel immune Kämpfer in den Reichstag, daß die in der Lage sind, unter Ausnutzung jeder parlamentarischen und außerparlamentarischen Handhabe dem Marxismus in seinem Verfolgungswahnsinn die Zähne

zu zeigen, dann braucht uns um die nächste Zeit unserer Entwicklung nicht bange zu sein. Gelingt das nicht, dann gehen wir Unterdrückungsperioden entgegen, denen gegenüber der bisherige Terror von Regierungen und Parteien nur ein Kinderspiel war.

Diese Entscheidung wird fallen, und zwar jenseits des parlamentarischen Bereichs im werdenden Geschichtlichen. Diese Entscheidung geht uns an. Und deshalb muß sie von uns in dem von uns gewünschten Sinne gefällt werden. Wer seine Partei liebt und in ihr heute schon den sich bildenden Staat im derzeitigen Unstaat sieht, der weiß, worum es sich handelt. Vor allem wissen das die Berliner Gesinnungsgenossen, die ein Jahr unterm Terror lebten und ein Liedlein davon singen können, wie die Demokratie in der Praxis aussieht.

Sie werden die letzten Reserven herausholen an Zeit, an Geld, an Eifer, an Leidenschaft und Überzeugungskunst. Wenn jeder das tut, was er der Partei und damit dem Vaterlande kraft seiner tieferen Einsicht schuldig ist, dann wird der 20. Mai für uns Nationalsozialisten ein Tag des entscheidenden Triumphes werden.

14. Mai 1928.

Die Schlacht ist geschlagen

Mit einem tiefen Seufzer der Befriedigung schreibe ich diese Worte. So ist also doch einmal dieses Meer von Ekel, Haß und Geifer ausgelaufen. Während diese Zeilen in die wartenden Spalten hineinrücken, haben die Zähler in den Stimmlokalen ihre Arbeit schon beendet, und nun kommen langsam nach und nach die ersten spärlichen Resultate heraus. Einen auch nur halbwegs geschlossenen Überblick über das endgültige Ergebnis kann man um diese Abendstunde natürlich noch nicht gewinnen. Eines nur läßt sich aus den sparsamen Meldungen einiger Berliner Kreise bereits jetzt voraussagen: die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei hat weit über Erwarten siegreich diesen ersten Waffengang mit dem abfaulenden Parlamentarismus bestanden, und wir glauben füglich die Hoffnung hegen zu dürfen, daß noch im Ablauf dieses Abends und dieser Nacht manch ein Gesinnungsfreund freudig und beglückt und manch ein Jude und Judenknecht zitternd und zagend den amtlichen „Heeresbericht" über den Frontbericht der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei an Hörer und Lautsprecher ablauschen kann.

Wie eine Erlösung von furchtbarster körperlicher und seelischer Qual rieselt es einem den Rücken herunter, wenn der Gedanke an das überhitzte Gehirn schlägt: die Wahlzeit ist zu Ende. Man kann kaum noch klar sehen und überlegen. Seit acht Wochen ist man nun durch Deutschland herumgeflogen, den Tag über manchmal fünfhundert bis achthundert Kilometer gefahren, abends vor tausend und zweitausend Menschen gestanden, bejubelt und niedergebrüllt worden; man hat sich nach der Versammlung, meist mitten in der Nacht, zu ein paar Stunden Schlaf hingelegt, dann wieder um sechs, sieben Uhr heraus, bis nachmittags um fünf Uhr gefahren. Berlin! Haufen von Post, Zeitungen, Beschwerden, Anfragen, Telephonanrufe, kein Geld, Sorgen über Sorgen, Konferenzen, dazwischen ein Plakat, ein Flugblatt hingehauen; hier einem Mutlosen ein gutes Wort gesagt, dort einem Tapferen gedankt; nach Hause, umziehen; schon rappelt der Fernsprecher: es wird Zeit, der Saal ist überfüllt. Also in Gottes Namen! Und dann steht man wieder gerade und redet mit fieberheißem Kopf und leerem Gehirn. Man ist nicht mehr fähig, einen eigenen Gedanken zu fassen. Man leiert alte Platten ab; sieht unten wie durch einen Nebel ein bekanntes Gesicht erstaunt aufblicken. Ja, ich weiß schon, es ging einmal besser, heller, tönender, mit Schwung und Leidenschaft. Aber selbst der größte Behälter wird leer, wenn es durch tausend Löcher tropft.

Wie oft habe ich mir an solch einem Abend vorgenommen: ist die Wahl vorbei, einen Monat lang werde ich den Mund nur auftun zum Essen und Zähneputzen.

Und nun ist dieser Augenblick also doch und trotzdem einmal gekommen.

Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei schickt zum erstenmal ihre eigenen Kandidaten auf Grund einer selbständigen Wahl in die deutschen Parlamente hinein. Bisher hatten wir noch keine Wahl auf eigene Faust versucht. Wir ließen uns immer den Bleiklotz anderer sogenannter verwandter Gruppen ans Bein hängen und waren dann mit der Instinktlosigkeit von Organisationen, mit denen wir innerlich gar nichts gemein hatten, auf Jahre hinaus belastet. Erfreulich war es anzusehen, wie sich unsere numerisch zwar unbedeutenden, in den kämpferischen Energien aber um so bedeutungsvolleren Vorposten immer zielbewußter durch das Gestrüpp, das Freunde und Feinde um unseren zähen Willen zu ranken bestrebt

waren, hindurchzwangen und wanden. Im letzten Reichstag schon war trotz der heftigsten Feindschaft, vor allem von Graefescher Seite, unsere Front auch im Parlamentarischen einheitlich und scharf umrissen; und als auch die Zahl noch um ein bedeutendes durch den glücklichen Übertritt des Grafen Reventlow, des Abgeordneten Stöhr und später Rube erhöht wurde, da schloß sich jener kleine Kreis, von dem aus in diesem harten Wahlgang vornehmlich der Kampf ins Land hinausgetragen werden konnte. Sollte der Erfolg uns diese Nacht in den Schoß fallen, dann werden wir, vor allem hier in Berlin, nicht der unermüdlichen, aufopferungsvollen Arbeit unserer bisherigen Abgeordneten, an ihrer Spitze Dr. Fricks, vergessen dürfen. Ihnen reihen sich an all die Redner und Organisatoren der Bewegung, der Wahlausschuß, die Beamten der Geschäftsstelle, alle Parteigenossen und Parteigenossinnen, und vor allem zuerst und zuletzt unsere tapfere, heldenmütige, aufopferungsfreudige Sturmabteilung unter ihrer tatbereiten, klugen Leitung.

Mir ist es, als müßte ich in diesem Augenblick jedem Burschen und Mädel in der Bewegung, jedem Mann und jeder Frau, den Jungen und den Alten die Hand geben, als sollten wir uns alle gegenseitig alles Gute wünschen und uns von Herzen freuen in dem Gefühl, das allein auf dieser Erde Freude und Glück von Dauer vermitteln kann:

Dem Vaterland gedient und unsere Pflicht und Schuldigkeit getan zu haben!

21. Mai 1928.

IdJ.

Im gewöhnlichen Leben nennt man das: MdR. = Mitglied des Reichstages.

Mögen die Abgeordneten der parlamentarischen Parteien sich als solches fühlen. Ich bin kein Mitglied des Reichstags. Ich bin ein IdJ. Ein IdF. Ein Inhaber der Immunität, ein Inhaber der Freifahrtkarte.

Was geht uns der Reichstag an? Wir haben nichts mit dem Parlament zu tun. Wir lehnen es innerlich ab und stehen auch nicht an, dem nach außen hin kräftig Ausdruck zu verleihen. Wir sind gegen den Reichstag gewählt worden, und wir werden auch unser Mandat im Sinne unserer Auftraggeber ausüben. Was heißt das überhaupt: Reichstag? Das ist ja kein Reich, das von ihm betreut wird. Das

Reich ist zertrümmert worden, und an seine Stelle trat die Provinz, die Sklavenkolonie. Der Reichstag ist nur Kulisse dazu, Verbrämung, Aushängeschild; er nennte sich besser und folgerichtiger Provinzialtribunal, Kolonialkonzil.

Der Reichstag ist heute nur das ausführende Organ unserer Unterdrücker. Selbst ohne Willen und ohne Bestimmungsrecht hat er lediglich die Befehle seiner übergeordneten Instanz, der Welthochfinanz, auszuführen. Da an diesem Zustand nach Ansicht der Parlamentsparteien nichts geändert werden kann, bemühen sich ihre Abgeordneten, dieses Schächtwerk an einem ehedem stolzen und unbesiegten Kulturvolk möglichst geräuschlos und ohne Aufsehen zu vollziehen. Mit den Wölfen muß man heulen, sagen sie. Wir unserseits gedenken das nicht zu tun. Wir haben die Absicht, manchmal und oft kräftig dawiderzuheulen. Man soll nicht glauben, daß auch wir Glieder, Mitglieder dieser Versklavungsmaschinerie sind. Wir denken nicht daran! Wir fühlen uns keiner Mehrheit, keiner Regierung und keinem Gelddiktat verantwortlich. In unserem Gewissen herrscht nur ein einziges, strenges Gesetz: das Gesetz der Zukunft unseres Volkes. Als seine Verwalter und Vollstrecker fühlen wir uns auch in den Parlamenten. Wenn wir uns nunmehr anschicken, in die Drecklinie des Reichstags vorzurücken, dann nicht, um mit dem Florett gegen Schmutz anzukämpfen, sondern um mit den gleichen Waffen zum Angriff vorzugehen, mit denen man uns seit Jahren niedergeknüppelt hat und vermutlich auch weiterhin niederknüppeln wird.

Ein JdJ. ist ein Mensch, der zuweilen selbst in einer demokratischen Republik die Wahrheit sagen kann. Er unterscheidet sich vom gewöhnlichen Sterblichen dadurch, daß er laut denken darf. Er hat die Erlaubnis, einen Misthaufen Misthaufen zu nennen und braucht sich nicht mit der Umschreibung Staat herauszureden. Er kann Barmat einen Schieber schimpfen, darf der Meinung Ausdruck geben, daß die republikanischen Würdenträger, die sich von ihm bestechen und aushalten ließen, an den Galgen und nicht in die Ministersessel gehören; er darf einen mit Namen Max Fridolin und einen mit Namen Bernhard Isidor nennen, auch wenn er nicht so heißt, sondern nur so aussieht. Ein JdJ. hat freien Eintritt zum Reichstag, ohne Vergnügungssteuer zahlen zu müssen. Er kann, wenn Herr Stresemann von Genf erzählt, unsachgemäße Zwischenfragen stellen, zum Beispiel, ob

es den Tatsachen entspricht, daß besagter Stresemann Freimaurer und mit einer Jüdin verheiratet ist; ob seine sogenannte Volkspartei von den Geldern des jüdischen Kommerzienrats und Großschiebers Litwin-Finkelstein gegründet und ausgehalten ist, ob sich das mit der Würde einer deutschen Partei und eines deutschen Ministers vereinbaren läßt, und ob Herr Stresemann überhaupt noch Wert auf das Beiwort deutsch legt. Alles das darf ein JdJ.

Ein JdF. bekommt von der Republik eine Karte ausgehändigt. Die steckt er in seine rechte Rocktasche, zeigt sie an der Bahnsperre dem Aufsichtsbeamten, der legt den Finger an die Mütze und — Sesam öffnet sich.

Dann fährt der JdF. beispielsweise von Berlin nach Essen, hält dort vor tausend und mehr Bergarbeitern eine Rede, in der er die Republik — versteht sich am Rande — über den grünen Klee lobt, fährt wieder — Sesam öffne dich —, ohne einen Pfennig zu bezahlen, nach Berlin zurück und empfängt dort den Dank der Republik in Gestalt von siebenhundertfünfzig Mark Monatsgehalt — für treue Dienste. Was er mit diesen siebenhundertfünfzig Mark macht, das steht bei ihm. Er nimmt einen Teil davon zu seinem eigenen Leben, und das andere steckt er wieder in seine Partei hinein. Hier stopft er ein Loch damit, und da gibt er einem lecken Faß den Boden wieder. Der eine ernährt damit seine Familie zu Hause, damit er sorglos seinen Kampf fortsetzen kann, der andere ohne Familie gründet damit eine republiktreue Zeitung oder läßt sie seinen SA.-Jungens zum Kauf einer Musikkapelle. Tschingdara!

Jetzt staunt ihr, he? Aber glaubt nicht, daß wir bereits am Ende seien. Das ist nur die Ouvertüre. Die JdJ. präsentieren sich devotest den MdR. Ihr werdet noch manchen Spaß mit uns haben.

Laßt das Theater nur mal anfangen! 28. Mai 1928.

Es kann losgehen

Noch ein freundliches Händewinken an die versammelte Gemeinde der Youngpatrioten und feigen Nutznießer des Tributkapitalismus! Viel Glück zur Fahrt und „gut Holz", dann werden die letzten Wahlplakate geschrieben, die Finanzen noch einmal überrechnet, der Mitarbeiterstab in Bewegung gesetzt, Richtlinien organisatorischer und politischer Art an den Funktionärkörper durchgegeben, die Maschine

läuft noch einmal auf Probe, man hört es ihr an, daß sie fehlerlos und tadelfrei funktioniert. Nun weg mit den Arbeiten, die nicht unbedingt vor dem 14. September erledigt werden müssen. Auf dieses Datum muß nun alle Kraft und alle Energie konzentriert werden: die Sache kann losgehen.

Wir haben in München die prinzipiellen Tendenzen dieses Wahlkampfes in langen Arbeitstagen festgelegt. Die Kandidatenlisten sind im Rohbau fertig. Welche Partei macht uns das nach: in dreistündiger Beratung mit den zuständigen Gauleitern wurden die Männer bestimmt, die wir im Reichstag wiederzusehen wünschen. Während die anderen Parteien wochenlang um die Spitzen raufen, hatte hier jeder Träger der Organisation Gelegenheit, seine wohlüberlegten Vorschläge zu unterbreiten, und der Führer traf dann nach Anhörung seiner Fachreferenten die Entscheidung. Die Gauleiter reisten in ihre Wahlkreise zurück. Soweit es noch nicht geschehen ist, treffen sie am morgigen Sonntag mit ihren Gauvertreterschaften die notwendigen Wahlmaßnahmen. Montag setzt sich dann die gesamte Organisation in Bewegung. Zuerst langsam, in der ersten Augusthälfte gleichmäßig ansteigend, ab 18. August auf höchste Leistungsfähigkeit eingestellt, um dann in einem atemberaubenden Tempo in den 14. September hineinzubrausen.

Welch eine herrliche Partei haben wir!

Sie hat ihre eigenen Gedanken, diese werden getragen von Führern, die aus der Organisation herausgewachsen sind, die wieder stützen sich auf die disziplinierten Kaders der SA., die geschulten Korps der Funktionäre und die breite Masse der Parteigenossenschaft. Die Partei finanziert sich selbst. Damit ist sie vollkommen unabhängig in taktischen Maßnahmen und programmatischen Entschlüssen. Wo sich faule Verfallserscheinungen in sie hineinschleichen, werden sie mit einer Handbewegung herausgeschnitten. Es ist gar nicht mehr möglich, die Organisation unserer Weltanschauung zu zerstören, man mag sie nun von außen berennen oder von innen zu unterhöhlen versuchen.

Seht, wie die anderen zusammenhocken, für ihre verfallenen Parteikadaver neue Namen erfinden, weil sie wissen, daß die alten Firmenschilder vor der Wählermasse längst den Stempel Bankrott tragen; wie sie ihre Toten aufeinanderlegen in der trügerischen Hoffnung, es würde ein Lebendiger daraus; wie sie darauf verwei-

ſen, was ſie in Zukunft leiſten wollen, damit nur ja niemand auf den Gedanken komme, zu fragen, was ſie denn in der Vergangenheit geleiſtet haben.

Wir haben dafür nur ein höhnendes Lächeln übrig. Warum ſollten wir für uns einen neuen Namen erfinden? Der alte, ruhm- und leidbedeckte Name wirkt auf die erwachenden Maſſen nicht abſtoßend und verächtlich, ſondern imponierend und werbend. Auf unſerem Firmenſchild ſteht unter unſerem Namen in unſichtbaren, aber deſto hinreißenderen Flammenzeichen das Wort: Zukunft!

Warum ſollten wir uns mit einem anderen verbinden? Der Starke iſt am mächtigſten allein. Wir ſind, auf uns ſelbſt angewieſen, groß geworden. Wir wollen auch, auf uns ſelbſt geſtellt, in die Macht hineinſteigen. Wir bleiben, was wir ſind und was wir waren. Wir brauchen nichts zu ändern, keine Bündniſſe zu ſchließen, unſere Anhänger nicht auf morgen zu vertröſten. Wir ſtehen ihnen gegenüber, Angeſicht zu Angeſicht und weiſen ſchweigend auf den Weg zurück, den wir gegangen ſind: er iſt überſät mit Opfern und Blut. An ſeinen Rändern liegen Tote zuhauf, ſeine Etappen ſind gezeichnet mit Arbeit, Fleiß, Idealismus, Hingabe und Furchtloſigkeit. Auf jedem Weiſer ſteht die Richtung: Freiheit und Brot. Und vor den glänzenden Augen der marſchierenden Kolonnen wird in der Ferne ſchon das Ziel ſichtbar: Deutſchland!

Wir brauchen nichts zu verſprechen: unſere bisherige Leiſtung ſagt mehr, als Worte zu ſagen vermöchten. Wir appellieren auch diesmal nicht an die Popularität, ſagen wie bisher unbeugſam und hart die Wahrheit, auch wenn ſie Schmerzen bereitet und Wunden ſchlägt. Aber wir fordern unſere alten Getreuen auf, diesmal noch mehr als je zuvor ihre ganze Kraft in den Dienſt unſerer Aufgabe zu ſtellen. Aber bedarf es deſſen noch? Wie oft, wenn wir in der Vergangenheit verfolgt wurden, wenn ſie uns niederknüppelten und verboten, als ſie den Youngpakt annahmen, das Volk belogen und uns als irrſinnige Idioten am ungefährlichen Radio brandmarkten, gegen uns ihre eigene Verfaſſung mit Füßen traten und ſich dabei, als ſie uns die Hemden auszogen, noch ſcheinheilig auf ihr römiſch-jüdiſches Recht beriefen, haben wir die Fauſt in der Taſche geballt und zähneknirſchend gelobt: Abwarten! Einſt kommt die Abrechnung!

Nun denn, die erſte kleine Gelegenheit dazu iſt da. Diesmal legal

und durchaus verfassungstreu. Wir werden sie zu nutzen wissen. Wir wollen den Volksbetrügern, den Zuhältern des Youngkapitalismus, den fetten Bonzen, den marxistischen Landesverrätern und ihren bürgerlichen Steigbügelhaltern ihre eigene Verlogenheit um die Ohren klatschen, daß ihnen Hören und Sehen vergeht. Wir sind bereit. Das Signal zum Angriff wird gegeben: es kann losgehen!

Bei Philippi sehen wir uns wieder!

3. August 1930

Appell an die Vernunft

Wir wenden uns vor entscheidenden Kämpfen im Augenblick höchster Not und Bedrängnis an die Vernunft und an den gesunden Menschenverstand, wir fragen den Bürger und Beamten, wir fragen den schaffenden Mittelständler und die breiten Massen der Angestelltenschaft: ist das Leben, das ihr heute notdürftig fristet, noch lebenswert, oder erkennt ihr mit uns die Notwendigkeit, an unserer katastrophalen Lage Grundsätzliches zu ändern? Ihr seid bisher mit den bürgerlichen Parteikadavern durch dick und dünn gegangen, habt für sie die Kastanien aus dem Feuer geholt, euch von ihrem Ruhe- und Ordnungsgeschrei einlullen oder durch ihre billigen patriotischen Phrasen in eurem aufbegehrenden nationalen Gewissen besänftigen lassen. Ihr mußtet erleben, wie man euch von Jahr zu Jahr vertröstete, euch goldene Berge für die Zukunft versprach: einmal war es die Börsenrevolte, von der man euch vorlog, man könne nichts dagegen machen. Ihr schwiegt und fügtet euch darein. Dann war es die Inflation, von der man euch vorschwätzte, sie sei ein Elementarereignis und von Gott als Schicksalsprüfung gesandt. Ihr sagtet ja und amen dazu. Dann preßte man euch in die Versklavungsmaschinerie des Dawestributpaktes und heuchelte, man werde die Arbeitslosigkeit damit beseitigen. Dann beugte man ein ganzes arbeitendes Volk unter das Joch der Youngknechtschaft und posaunte durchs Radio, man wolle damit die Wirtschaft wieder ankurbeln. Und jetzt? Und jetzt?

Jetzt erst erkennt ihr mit uns, daß alles das eitel Lug und Trug, Vorspiegelung falscher Tatsachen, Lüge und Bosheit war. Sie war nicht unabänderlich, jene Geldrevolte von 1918. Es fehlte den bürger-

lichen Parteien nur an Mut, ſich dagegen aufzulehnen. Die Inflation war kein Naturereignis, es haben ſich dabei nur die Nutznießer unſerer Not auf unſere Koſten geſund gemacht. Der Dawespakt endete in einer furchtbaren Wirtſchaftsanarchie, und der Youngplan hat uns bis heute ſchon Not und Elend, Hunger und Arbeitsloſigkeit, eine verwüſtete Wirtſchaft und ein ruiniertes Bauerntum, diktatoriſche Maſſenſteuern und den latenten Bürgerkrieg gebracht. Deutſchland unter dem Hammer: das iſt unſer Schickſal, das in greifbarer Nähe vor Volk und Nation ſteht.

Wer hat euch dieſen Weg geführt und ſich dabei immer auf Vernunft und Ordnung berufen: die jämmerlichen bürgerlichen Parteien, die zu feige waren, ſich dem drohenden Verhängnis entgegenzuwerfen, die immer das kleinere Übel wählten, die ſich als weiſe Realpolitiker aufſpielten und in der Tat bei allem und jedem verſagten. Aus ihrer Vernunft iſt nun über Nacht wirtſchaftlicher und politiſcher Wahnſinn geworden. Sie, die uns geſtern noch, weil wir die furchtbare Entwicklung, die nun in der Tat eingetreten iſt, vorausſagten, als Phantaſten und Kataſtrophenpolitiker beſchimpften, ſtehen nun vor dem Bankrott ihrer Politik. Sie haben die Kataſtrophe verurſacht, haben ſie infolge ihrer zum Himmel ſchreienden Feigheit weitertreiben laſſen und damit Volk und Nation, Bürger, Arbeiter und Bauer in unabſehbares Unglück geſtürzt.

Schaut, wie ſie ſich neue Namen zulegen, um dem aufſteigenden Volkszorn zu entgehen; wie ſie ihre bankrotten Firmenſchilder umändern, in dem irrigen Glauben, damit dem nun anbrechenden Strafgericht ein Schnippchen zu ſchlagen.

Es iſt umſonſt! Sie ſind erkannt in ihrer feigen Lügenhaftigkeit, und nun wird das Volk ſelbſt, hundertmal belogen und tauſendmal betrogen, über ſie das vernichtendſte Verdammungsurteil ausſprechen, das je in der Geſchichte ausgeſprochen worden iſt. Nun wird der Spieß herumgedreht. Nun hat der das Wort, von dem ſie glaubten, daß ſie ihm ſtraflos alles zumuten könnten: der Bürger, den man mit irrſinnigen Steuern zum Bankrott trieb, der Beamte, den ſchwätzende Finanzminiſter zum Notopfer zwangen, während ſie ſich ſelbſt für ein halbes Jahr Unfähigkeit eine Penſion von dreißigtauſend Mark bewilligen ließen, der Mittelſtändler, den die Regierung unter dem unſittlichen Konkurrenzkampf der Warenhäuſer hilflos verkommen und zuſammenbrechen ſah, ſie haben das Wort.

Sie nehmen den Stimmzettel 9 und wählen Hitler und seine Bewegung!

Denn hier ist die Wahrheit und Klarheit, Mut und Opferbereitschaft. Die NSDAP. hat in einem zehnjährigen Kampf bewiesen, daß sie innere Festigkeit besitzt, daß ihre Führer Männer sind und ihre Gefolgschaft das beste Auslesematerial darstellt, das Deutschland heute noch besitzt. Die nationalsozialistische Bewegung kämpft für die Freiheit der Nation nach außen und für die Bildung einer wahren sozialistischen deutschen Volksgemeinschaft nach innen. Bei ihr sind die Begriffe Nationalismus und Sozialismus keine leeren Redensarten, sondern Ausdruck eines tiefen sittlichen Verantwortungsgefühls. Die Lebensrechte der schaffenden Deutschen werden bei ihr beschützt und beschirmt wie nirgend sonst. Sie lehnt es ab, ein arbeitsames Volk im Dienst der Weltfinanz auszupressen. Sie will die Ketten zerbrechen, die heute die deutsche Nation gefesselt halten. Damit wird sie jeden einzelnen Stand befreien und ihm Leben, Brot und Freiheit garantieren; alles, daß Deutschland wieder auferstehe aus seiner tiefen Not zu neuem Glück und den Weg finde in eine bessere Zukunft!

17. August 1930.

An das schaffende deutsche Volk!

„Die nächste Wahl muß darüber entscheiden, ob wir ein Staatsvolk sein wollen oder ein wilder Haufen von Interessenten!"

Das waren die Abschiedsworte, die der gegenwärtige Reichsfinanzminister Dietrich dem verflossenen Reichstag nachrief. Wir erklären dagegen: zwar nicht das deutsche Volk, aber die Parteien sind längst schon ein Haufen von Interessenten. Sie sind nie etwas anderes gewesen, und wenn das Volk selbst heute noch nicht zum Staatsvolk herangereift ist, so ist das ausschließlich Schuld dieser Parlamentswanzen, die ihr eigenes Wohl immer und überall dem Gemeinwohl voranstellten, die uns mit Phrasen statt mit Brot füttern, die in der Politik nur eine Fortsetzung ihres Privatgeschäftes mit amtlichen Mitteln sahen und in der Wählerschaft nur dann ein souveränes Volk, wenn sie es bei Wahlen nötig hatten, um mit seiner Hilfe wieder in die Ministersessel gehoben zu werden. Sie sind sich heute auch selbst ihrer furchtbaren Schuld bewußt. Würden sie sonst ihre

Parteinamen ändern und ſich neue Mäntelchen umhängen, damit man ihre ſchamloſen Blößen nicht ſehe? Sie ſind erkannt. Wir reißen ihnen die falſchen Gewänder herunter und zeigen den breiten Maſſen, daß darin dieſelben alten Betrüger ſtecken, die uns wieder einmal hinters Licht führen möchten, und in der Erkenntnis, daß es mit den alten bankrotten Namen nicht mehr geht, ſich dazu neue Firmenſchilder zulegen.

Schluß damit! Das arbeitende deutſche Volk iſt ihres ſchachernden Parteihandels längſt müde. Alle Gemeinheit und Niedertracht, Lügen und Verleumdungen retten ſie nicht vor der großen Generalabrechnung, die das deutſche Volk am 14. September unter unſerer Führung abhalten wird.

Sie nahmen den Dawespakt an und erklärten, nun ſei der Weg ins Freie offen, und man ſehe ſchon Silberſtreifen am Horizont. Statt deſſen zeigte ſich nach fünf Jahren, daß unſere Prophezeiungen furchtbarer, als ſelbſt wir gefürchtet hatten, wahr wurden. Die Kataſtrophe trat ein. Der Weg ins Freie hatte das deutſche Volk in die Finſternis geführt, und aus den ſilbernen Streifen waren ſchwarze Wetterwolken geworden. Bauer, Arbeiter, Bürger und Mittelſtändler, ein ganzes Volk brach zuſammen unter der furchtbarſten Steuerlaſt, die jemals auf ſchwache Schultern gelegt wurde.

Dann ſetzten ſie ſich wieder mit dem Feind an den Verhandlungstiſch. In Paris wurde das andere Verdikt ausgebrütet und dem deutſchen Volk unter dem Namen Youngpakt aufs neue aufgeſchwätzt. Keine Lüge war zu billig und zu gemein, ſie mußte dazu dienen, den breiten Maſſen Sand in die Augen zu ſtreuen. Wir, die wir gegen den Volksmord vom Haag im Volksbegehren und Volksentſcheid zu Felde zogen, wurden von radioſprechenden Miniſtern als wahnwitzige Hetzer und pathologiſche Quertreiber angeprangert. Der Youngplan, ſo ſagte man, werde die Wirtſchaft ankurbeln, die Arbeitsloſigkeit beſeitigen, die Steuerlaſt erleichtern, Ruhe und Ordnung bringen und dem Volk den ſo lang erſehnten Frieden zurückgeben.

Und nun?

Das ganze ſchaffende deutſche Volk ſchmachtet unter unerträglichem Druck, die Wirtſchaft bricht zuſammen, Streiks und Ausſperrungen erſchüttern das geſamte Volksleben. Die Steuern werden auf diktatoriſchem Wege um Milliarden erhöht, ſtatt Ruhe und Ordnung,

Anarchie und Bürgerkrieg, ſtatt Frieden Aufruhr und ſchleichende Revolution.

Young regiert die Stunde. Wir ſind ſtatt einer Volksgemeinſchaft der ſchaffenden Arbeit eine Maſſe von Heloten. Von Staatsvolk kann gar nicht mehr die Rede ſein, denn den Staat haben ſie in den Verträgen von Verſailles, London und Den Haag verpfändet, und über dem Volk regiert in ſchamloſer Tyrannei ein verächtlicher Haufen von demokratiſch-pazifiſtiſchen Erfüllungs- und Tributparteien, die ſich den Teufel um das Wohl des arbeitenden Deutſchlands kümmern, um ſo wütender aber ihre eigenen Intereſſen und Profite verteidigen.

Dagegen nun, gegen die Demokratie, die gleichbedeutend iſt mit innerpolitiſcher Maſſenverblödung und außenpolitiſcher Tributtyrannei, gegen den Parlamentarismus, der nichts anderes iſt als die Organiſierung der Dummheit nach oben und der Verantwortungsloſigkeit nach unten, gegen den Pazifismus, der nach außen mit dem Palmwedel winkt und nach innen mit dem Gummiknüppel ſchlägt, gegen die Herrſchaft der Parteien, die das neudeutſche Syſtem der Barmat- und Sklarekkorruption großgezogen hat, gegen all den Unfug und Wahnſinn, der ſeit 1918 unter dem Stichwort Politik über Deutſchland ſein frevelhaftes Spiel treibt, ſetzt ſich diesmal das ganze ſchaffende deutſche Volk im Nationalſozialismus zur Wehr! Die Front der Jugend und des Arbeitertums iſt in Bewegung geraten. Sie wird nicht zum Stillſtand kommen, bis ſie das Reich erobert hat.

Reiht euch ein, Arbeiter, Bauern, ſchaffende Männer und Frauen! Kämpft mit uns für Freiheit und Brot, für Reinigung des öffentlichen Lebens, für wahre Volksgemeinſchaft nach revolutionärer Durchfechtung unſerer ſozialen Lebensrechte! Für eine ſtarke Politik nach außen und ihr vorausgehend eine gerechte Politik nach innen! Zerbrecht mit uns die Ketten der Sklaverei und wißt, daß das nur möglich iſt nach vorheriger Beſeitigung der Nutznießer und parlamentariſchen Büttelparteien des Youngkapitalismus!

Schaffendes deutſches Arbeitervolk! Wieder einmal, vielleicht das letztemal, ruht dein Schickſal in deiner eigenen Hand. Der Stimmzettel iſt deine Waffe.

Wehre dich!

Nur Nummer 9, Nationalſozialismus, Hitlerbewegung! Die Liſte der deutſchen Arbeit!

31. Auguſt 1930.

Die letzte Wahllüge

Nun wird's Ernſt. Noch eine Woche, und die Entſcheidung fällt. Die Parteien rüſten zu einem ſiebentägigen Großkampf, wie ihn die deutſche Wahlgeſchichte kaum je zuvor ſah. Es geht den parlamentariſchen Päpſten um alles: um die Polſterſeſſel, um Mandate und Pfründe, um Profit und Bequemlichkeit, um Miniſterpoſten und wirtſchaftliche Tyrannei, um ein ſattes und geruhiges Daſein in den Schlafkammern des Hauſes am Platz der Republik. Hier werden die heiligſten Rechte des Parlamentarismus verteidigt: Diäten und Freifahrkarte. Alſo heran an den Wahlpöbel! Noch einmal den Korb mit Verſprechungen ausgepackt und die Segnungen der eigenen Partei einem ſtaunenden Publikum wort- und phraſenreich angeprieſen. Bis zum 14. September gilt es, alle Kräfte anzuſpannen. Dann aber können wir wieder auf vier Jahre in der Verſenkung verſchwinden und Volk Volk ſein laſſen.

Die einen fürchten, daß ſie überhaupt verſchwinden, die andern, daß ſie zuſammengehauen und dezimiert, mit Wunden und Beulen bedeckt nur zurückkehren, die Dritten ſind froh, wenn ſie mit einem blauen Auge davonkommen, und die Vierten, wenn ſie ihren alten Beſitzſtand, ohne zuzunehmen, wahren.

Allein die Hitlerbewegung ſteht aufrecht und ficht um ihre Weltanſchauung. Ihr geht es nicht um Mandate, denn die ſind für uns nur Mittel zum Zweck, nicht Selbſtzweck. Darum aber auch werden wir die einzige Partei ſein, die haushoch in dieſem Wahlgang gewinnen wird, die als alleinige Siegerin, vervier-, verfünf- oder verſechsfacht das Rennen machen muß. Das wiſſen wir, und das wiſſen auch die andern.

Sie können unſeren ſchneidigen Anklagen keine ſtichhaltigen Gegenbeweiſe entgegenſtellen. Sie haben die Partie von vornherein verloren, denn ihre Politik hat auf allen Gebieten ſchmählich Fiasko erlitten. Sie haben das Reich verwüſtet, die Ehre der Nation verpfändet und das Brot des ſchaffenden Volkes verkauft. Sie können ſich ſelbſt nicht mehr anpreiſen, ſo alſo müſſen ſie den andern verleumden, um im Schutz der feigen Lüge ihre Schäflein ins trockene zu bringen.

Die kommenden letzten Tage des Wahlkampfes werden über uns eine Hochflut von Verunglimpfungen, von Lügen und Verleum-

dungen hereinbrechen lassen. Wir stehen schon jetzt bis an die Knie im Schmutz, den die andern uns nachwerfen. Schadet nichts! Wir marschieren weiter. Das könnte den Betrügern so passen, daß wir uns nun gegen ihre kleinen Lügen verteidigten und dabei vergäßen, sie wegen ihrer großen weltgeschichtlichen Lüge vor den Richterstuhl des Volkes zu ziehen. Auf allen Dreck und Unrat haben wir immer nur dieselbe stereotype Frage:

Wer hat den Youngplan angenommen? Wer hat uns damals belogen, er werde die Wirtschaft ankurbeln, die Steuerlasten erleichtern, die Arbeitslosigkeit beseitigen? Heraus mit dem Betrügerpack! Gar nichts anderes steht zur Debatte als das: wer trägt die Schuld an der heutigen Katastrophe? Wo sitzen die Verräter? Packt sie beim Genick und spediert sie aus dem feigen Dunkel der Anonymität an das helle Licht des Tages!

Seht, wie sie zittern! Wie sie schwindeln und wie sie lügen, wie sie Gift und Galle spucken, sich als Biedermänner aufspielen, gleich als könnten sie keiner Fliege etwas zuleide tun! Wie sie unter dem Geschrei „Haltet den Dieb!" selbst davonzulaufen versuchen! Steh, Kanaille, und ficht! Heraus mit der Wahrheit! Warst du dabei, als man ein Sechzigmillionenvolk in sechzigjährige Tributknechtschaft verkaufte, als man diesen Fronvertrag unter Gelächter und schamlosen Witzen im Reichstag annahm, als man die Männer des Volksbegehrens und Volksentscheids mit Hohn und Spott übergoß? Gestehe, Bube!

Gib das Lügen auf! Wir glauben dir nichts mehr. Die andern könnten die größten Verbrecher sein, sie wären weiße Unschuldsengel gegenüber den schwarzen Teufeln, die uns in die Not und Tributsklaverei stürzten. Steh Rede und Antwort: wo warst du, als gegen Young gekämpft wurde, als wenige beherzte Männer das Volk zum Widerstand aufriefen, als dagegen die Minister durchs Radio trompeteten, nun würde alles eitel Glück und Zufriedenheit?

Du schweigst? Du antwortest nicht? Du stotterst deine Entschuldigungen und fängst gar an, deine Widersacher, die der Wahrheit dienten und unbekümmert um Popularität ihren geraden Weg gingen, zu verleumden? Heraus mit der letzten Wahllüge! Du feige Kanaille! Vergiß nicht, sie am Sonnabendnachmittag, wenn alle Druckereien schon geschlossen sind und die von dir hinterhältig Angepöbelten und mit Schmutz Beworfenen sich nicht mehr wehren

können, herauszutrompeten! Wir werden ſie dir links und rechts um die Eſelsohren ſchlagen, daß du die Engel im Himmel ſingen hörſt. Unſere Parole für den 14. September ſteht ſeit langem feſt. Keine Lüge, kein Schmutz, keine Intrige und keine Bosheit kann uns mehr daran irremachen. Unſer Entſchluß iſt in langer Leidenszeit gereift und unerſchütterlich.

Am 14. September ſind wir frühmorgens die erſten am Wahllokal. Wir bringen Frau und Sohn und Tochter, Mutter und Vater, Freunde und Bekannte mit, und voll Ingrimm, Haß, Zorn und Empörung werden wir unſer Kreuz hinter die Nummer 9 ſetzen und damit das kommende junge Deutſchland wählen:

NSDAP. (Hitlerbewegung)!

7. September 1930.

Vor der Entſcheidung

So, das wäre geſchafft! Nun gilt es, heute und morgen noch einmal alle Kraft zu konzentrieren, die letzten Reſerven an Geld und Nerven, an Begeiſterung und Opferfreudigkeit zuſammenzuraffen, in gewaltigem Schlußſturm die feindliche Tributfeſtung zu berennen, und dann ſollen die Würfel fallen. Uns kann's recht ſein!

Das waren Wochen, wie wir ſie uns nicht wieder wünſchen möchten. Wir ſind durch die Tage und Nächte gerast. Jede Stunde, ja jede Minute war ausgefüllt mit einem Höchſtmaß an Arbeit und Leiſtung. Unſere Redner ſind von Auto, Eiſenbahn und Flugzeug kreuz und quer durch Deutſchland getragen worden. Unſere Organiſatoren ſaßen bis tief in den grauenden Morgen und legten die Aufmarſchlinien feſt. Der SA.-Mann war Abend für Abend auf Tour, und oft ging er nachts um vier Uhr ins Bett, um um fünf Uhr wieder aus bleiernem Schlaf herausgeriſſen zu werden zu ſchwerem Tagewerk. Jeder Parteigenoſſe hat den letzten Groſchen aus ſeiner Börſe genommen und ihn abends nach den hinreißenden und berauſchenden Maſſendemonſtrationen in den Opferkaſten geworfen. Eine Viertelmillion von Kämpfern im Großangriff, breit anſtürmend, in feſter Diſziplin und ſchweigendem Vergeltungswillen, das war unſere Partei in den letzten vier Wochen.

Nun ſollen wir in einer letzten Kraftanſtrengung den Endſpurt

machen. Heute nachmittag und heute abend treten die Parteien zur Entscheidungsschlacht an. Wollen sehen, ob sie mit uns Atem halten werden. Also heran!

Die SA. führt unsere Parolen ein letztes Mal in großen Straßendemonstrationen der Öffentlichkeit vor. Da darf kein Mann fehlen. An Schlaf denken wir morgen und übermorgen, wenn wir vor Freude überhaupt Zeit und Lust daran finden. Die JO.-Leute bearbeiten zur letzten Entscheidung noch einmal ihre Zellen, spornen sie zu höchster Aktivität an, machen jedem einzelnen seine Pflicht klar und worum es diesmal geht. Die Parteigenossenschaft fällt wie ein Schwarm von Hornissen über die Wählerschaft her. Da darf niemand anzutreffen sein, dem nicht ein Flugblatt, eine Broschüre, eine Sondernummer unserer Zeitungen in der Tasche steckt. Sagt es laut und vernehmlich, zu Hause und im Bekanntenkreis, an den Arbeitsplätzen, auf den Straßen, in der Untergrundbahn und im Autobus, wo ihr geht und wo ihr steht: Hitler ist unser Mann! Der schaffende Arbeiter wählt Liste 9! Die anderen können uns den Buckel heraufrutschen. Macht es im Scherz, macht es im Ernst! Paßt euch der Stimmung und Umgebung an. Behandelt eure lieben Mitmenschen so, wie sie es gewohnt sind. Facht ihre Wut und ihren Zorn an, lenkt sie in die richtige Bahn! Keiner darf diesmal aufs falsche Pferd setzen. Es muß eine Generalabrechnung mit dem System werden. Sie sollen morgen mit Beulen und Schrammen verziert, zerrissen und geschunden, aus tausend Wunden blutend, aus der Wahlschlacht heimkehren. Wir werden ihnen das Lügenmaul stopfen, wie sie es noch nie erlebten. Das ist unsere Rache, ein Gericht, das wir morgen kalt genießen wollen.

Sagt es euren Freunden und Bekannten, daß es mutlos ist, andere Parteien zu wählen. Sie knüpfen damit ihre Hoffnungen an zerfallende, zusammenschrumpfende Gebilde der Vergangenheit. Hier aber geht es um die Zukunft. Weist ihnen die Resultate der letzten Wahlen vor. Wer hat da verloren: alle anderen, immer und immer wieder, katastrophaler von Mal zu Mal. Wer hat da gewonnen: der Nationalsozialismus, der in einem triumphalen Aufstieg eine Bastion des Gegners nach der anderen nahm.

Morgen nun wird und soll er die Generalprobe ablegen. Sagt es überall, wo man euch fragt oder auch nicht fragt: wir werden sie bestehen! Seid nicht zu bescheiden! Wir haben diesmal allen Grund,

den Mund voll zu nehmen. Daß wir recht damit behalten, das werden wir morgen abend beweiſen, und daß wir uns dadurch nicht aus der Verfaſſung bringen laſſen, das zeigen wir euch übermorgen, wenn wir, als wäre nichts vorgefallen, wieder mit der neuen Arbeit beginnen.

Seid am Sonntag früh die erſten beim Wahlakt. Benutzt die übrigen Stunden des Tages, die letzten Reſerven an die Urne zu bringen. Stellt euch den Sektionen zur Mitarbeit zur Verfügung. Werbt und agitiert! Spart euch am letzten Tage langatmige Beweiſe. Appelliert an die Ehre, an den Charakter, an den Zorn, an die Empörung über angetanes Unrecht! Laßt niemanden aus, den ihr noch gewinnen könnt. Weiſt darauf hin, daß mit uns ein neues Volk aufſteht, und daß jeder es ſpäter bereuen wird, nicht mit dabeigeweſen zu ſein, als das junge Deutſchland zum erſtenmal in einer gewaltigen Heerſchau Muſterung abhielt über die kämpfende Front der Zukunft.

Und dann, wenn die Stunde geſchlagen hat, wartet mit uns zitternden Herzens auf das Ergebnis. Wir werden uns am Abend zuſammenfinden, und dann wollen wir uns für ein paar Stunden der Freude und der Begeiſterung hingeben, wollen uns die Hände ſchütteln, uns in die Augen ſchauen und einander zurufen:

Kamerad, das hätten wir geſchafft!

14. September 1930

Einhundertſieben

Das iſt eine runde, nette, anſehnliche und gewichtige Zahl. Viele unter uns erinnern ſich noch der Zeit, da wir ſie auf eine Mitgliedskarte ſchrieben und damit dokumentierten, daß die Ziffer unſerer Parteigenoſſen ſchon faſt ins zweite Hundert marſchierte. Auszudenken, daß das nun die Zahl unſerer Reichstagsabgeordneten ausmacht, daß wir damit die zweitſtärkſte Partei des Reichstags überhaupt und die ſtärkſte aller nichtmarxiſtiſchen Parteien geworden ſind, das ſcheint vorerſt noch kaum möglich. Wir müſſen uns zuvor einmal in die neue Rolle, die uns damit übertragen wurde, hineinfinden. Über Nacht iſt aus dem verachteten und verläſterten kleinen Häuflein eine Maſſenpartei allergrößten Stils geworden, und der Sieg, den ſie am 14. September an ihre Fahnen heften konnte,

ſteht ohne Beiſpiel da in der geſamten Parteigeſchichte. Man erlebte es bisher, daß eine Partei ſich bei einer Wahl verdoppelte und feierte das als unerhört und triumphal. Die Sozialdemokratie hat jahrzehntelang gekämpft, um das erſte Zwanzig zu erreichen. Daß eine Partei ſich im Laufe von knapp zwei Jahren verzehnfacht, überall im ganzen Lande in einem hinreißenden Siegesmarſch Baſtion um Baſtion und Feſtung um Feſtung des Gegners nimmt, rückſichtslos alles, was ſich ihr in den Weg ſtellt, Lüge, Verleumdung, Terror und Verbot niedertrampelt, in kürzeſter Friſt eine feſtgefügte Organiſation aus dem Boden ſtampft, ein halbes Hundert Zeitungen auf die Beine ſtellt, ein Bataillon der beſten politiſchen Redner in Bewegung bringt und dabei überſprudelt von Plänen und Ideen, mit einer Überfülle von Organiſatoren und geiſtigen Köpfen, alles das iſt gar nicht mehr mit natürlichen Gründen zu erklären, das iſt politiſche Myſtik. So etwas wie ein Wunder.

Unſere Pflicht aber iſt es nun, aus der Myſtik des politiſchen Wunders eine Realität des Tages zu formen. Die breiteſten Volksmaſſen, die in unſerer Bewegung zum Aufbruch gekommen ſind, haben damit ein eindeutiges und unmißverſtändliches Bekenntnis gegen das Deutſchland von heute und für das von morgen abgelegt. Sie wollen, daß mit dem bisherigen Regierungskurs innen- und außenpolitiſch, wirtſchafts- und kulturpolitiſch radikal gebrochen wird. Es war eine Manifeſtation gegen das Syſtem, wie ſie drohender und fordernder gar nicht gedacht werden kann. In ihr kam zum Ausdruck, daß der Wille, der in Deutſchland mit den Parteien und ihren Ideen aufräumen will, in unaufhaltſamem Wachstum begriffen iſt, daß ſich zu ihm nicht mehr nur eine engbegrenzte Partei, ſondern ein ganzes erwachendes Volk bekennt. Dieſem Willen haben wir das erlöſende Wort gegeben in unſerer Propaganda. Wir werden und müſſen ihm auch das erlöſende Wort in der Tat geben.

Man täuſche ſich im Lager der Mitte nicht über unſere Abſichten: die nationalſozialiſtiſche Bewegung hat keineswegs den Ehrgeiz, ſich vor den bürgerlichen Parteikarren ſpannen zu laſſen. Wir denken nicht daran, uns vor der Verantwortung zu drücken, wenn ſie an uns herantritt. Wir ſind nicht jene Phraſeure des Pathos, als die die Journaille uns darzuſtellen beliebt. Wir werden aber nur Verantwortung übernehmen, wenn wir das vor Volk und Nation auch verantworten können. Was die ſogenannte Republik als unantaſtbar

anſieht, das iſt für uns nicht heilig und anbetenswert. Die nationalſozialiſtiſche Bewegung will eine Umwälzung des Beſtehenden, und ſie iſt nicht gekommen, um Fallendes zu halten, ſondern es noch zu ſtoßen.

Die Bedingungen, unter denen wir uns bereit finden laſſen könnten, die Macht, die wir heute ſchon beſitzen, auch praktiſch einzuſetzen, ſind feſtgelegt. Sie erſcheinen jedermann, der uns in unſerer Weſenheit kennt, klar, gerecht und präziſe. Bei ihnen iſt keinerlei Parteiintereſſe maßgebend, ſondern lediglich das Wohl des deutſchen Volkes. Die Millionen, die uns gewählt haben, wollen, daß der Nationalſozialismus beſtimmenden Einfluß auf die Geſchicke des Reiches nimmt. Sie haben kein Intereſſe an parlamentariſchen Kuhhändeln und wollen noch viel weniger, daß unſere Stärke dazu dienen ſoll, einem fallenden Syſtem die letzte Krücke zu bieten. Wer mit uns regieren will, muß ſich ſchon darauf gefaßt machen, daß die Zeit, wo man mit dem Wohl des werktätigen Volkes ungeſtraft Schindluder treiben konnte, endgültig vorbei iſt. Auch lehnen wir jederlei Handel um Parteivorteile von vornherein und grundſätzlich ab. Die Vorteile unſerer Partei wahren wir ſelbſt. Die Regierung aber ſoll die Vorteile des Volkes wahren.

Wir haben uns in der vergangenen Woche von der erſten Überraſchung über den triumphalen und von niemandem erwarteten Wahlſieg bereits vollkommen erholt. Unſere Herzen ſind wieder heiß und unſere Köpfe kalt. Nicht umgekehrt. Wir ſtehen unſerer ſo plötzlichen Macht mit nüchternem Verſtand gegenüber, jeden Augenblick bereit, ſie zu benutzen. Wir können regieren, wir können Oppoſition treiben. Aber beides können wir nur im nationalſozialiſtiſchen Geiſt. Wir paſſen ebenſogut auf Miniſterſeſſel, wie wir auf die Tribünen der Volksverſammlungen paſſen. Wir ſind überall in der deutſchen Politik zu Hauſe. Aber wo wir gehen und wo wir ſtehen, da werden wir unermüdlich dem Volk und ſeinem Wohl dienen. Wir geloben das noch einmal feierlich in dieſer Stunde, da das Schickſal nach ſo viel Sorgen, Opfer und Blut nun ſeinen Segen über uns ausgießt:

Wir bleiben beim Volk, wir fechten für Deutſchland! Wir wollen nichts für uns, aber alles für die Nation! Wir werden mit allen Kräften dem Gemeinwohl dienen, dem Vaterlande Ehre und Brot zurückerobern und mit dem deutſchen Schickſal ſtehen und fallen!

Die Fahne hoch! 21. September 1930.

Die Finanzkolonie

Für den Staat von Weimar fand der Angriff kein anderes Wort als „Finanzkolonie".

„Wir sind an unsere Aufgabe als Geschäftsleute herangegangen", schrieb der Dawes-Ausschuß im Jahre 1924 und legte Beschlag auf die Deutsche Reichsbahn, die Zölle, die Steuern, die Notenbanken und die Industrie.

Den gleichen Satz übernahmen die Sachverständigen des Young-Planes im Jahre 1929 und fügten hinzu, sie hätten „Vorsorge für die Umwandlung der Reparationsschuld aus einer politischen in eine kommerzielle Verpflichtung getroffen."

Auf sechzig Jahre setzte der Young-Plan wachsende Tributzahlungen Deutschlands fest, die „der erwarteten Zunahme seines Wohlstandes folgen" sollten.

1924 zählte Deutschland 300 000 Arbeitslose.

1929, als man den Young-Plan unterschrieb, war die Zahl auf 3 Millionen angestiegen.

1933 gingen 6½ Millionen stempeln.

Das Wort von der Finanzkolonie war grauenvoll in Erfüllung gegangen.

Warum Angriff?

Deutschland ist eine Ausbeutungskolonie des internationalen jüdischen Finanzkapitals. Man hat uns Eisenbahn, Wirtschaft und Münze genommen, man hat aus unserem von jeher schon zu engen Raum lebensnotwendige Stücke herausgeschnitten und tastet jetzt nach den letzten Resten deutscher Unabhängigkeit, Landwirtschaft und Post. Mitleidlos schwingen die Büttel des Geldes über deutschen Arbeitern die Sklavenpeitsche, und es ist kein Ende in all dem Jammer abzusehen. Drei Millionen Erwerbslose sind stumme Kronzeugen des mörderischen Wirtschaftskrieges gegen deutschen Fleiß und deutsche Arbeit. Die ersten Armeekorps des namenlosen Heeres der zwanzig Millionen Deutschen, die in der Welt zu viel sind, gruppieren sich.

Diesem Volk nimmt eine gerissen lügende, heuchlerische Presse und angefaulte Moral den letzten seelischen Halt. Noch leben wir von den Vorräten vergangener Jahrzehnte des Fleißes und Kampfes. Allein mit automatischer Sicherheit naht der Tag, wo auch der letzte wirtschaftliche und seelische Besitz verkitscht ist, und wir Deutschen vor dem grauen, grauen Ende stehen.

So ist die Lage. Darüber hilft kein Drehen und Deuteln hinweg. Je mehr wir vor dem nahenden Zusammenbruch die Augen feige verschließen, um so grausamer wird über kurz oder lang das Erwachen sein. Darum rufen wir zur Einsicht und zur Sammlung der deutschen Widerstandskraft gegen die Verzweiflung.

Kann es so, wie es heute geht, noch zehn Jahre weitergehen? Diese mitleidlose Frage muß jeder beantworten, der noch an Deutschland glaubt. Und lautet die Antwort: nein!, dann gibt es nur eine Rettung: Kampf!

Darum rufen wir zum Widerstand!

Und noch eins: man hat uns, als wir diesen Zustand begründen halfen oder doch schweigend zusahen, Arbeit und Brot, ein Leben in Schönheit und Würde versprochen. Statt Arbeit gab man uns den Jammer des Almosenbettels, statt Brot Steine und Hohn. Ist das ein Leben der Schönheit und Würde, das heute drei Millionen täglich durch Stempel und Hunger amtlich bescheinigt wird? Und sind dafür zwei Millionen unserer Väter und Brüder draußen an den Fronten für ein anderes Deutschland gefallen, daß heute der

Jude und ſeine deutſchen Henkersknechte aus unſerer Haut Riemen ſchneiden?

Antwortet! Antwortet!

Wimmernd geſtehen's die Parteien links und rechts, daß ſie nicht helfen können. Sie können's nicht und wollen's nicht. Sie verdienen ja an der Beerdigung unſeres Volkes, und wo fände man den Totengräber, der ſich nicht über ein fettes Begräbnis freute! Schon rüſten dieſe Jammergebilde zum offenen Raub am letzten Reſt unſerer Freiheit, und leiſe, faſt ſchüchtern nur noch verteidigt der eine oder der andere die Überbleibſel jenes Heldengeiſtes, der einmal vier Jahre lang einer ganzen Welt die Stirne bot.

Müſſen wir darum verzweifeln? Nein! Die Parteien ſind nicht Deutſchland, die Parlamentswanzen nicht die Führer der Nation. Weg mit dieſen jämmerlichen Gebilden und Menſchen, die Deutſchland bis hierhin brachten! Deutſche Zukunft in deutſche Hände!

Arbeiter! Frontſoldaten! Heraus!

Wo die anderen feige wimmernd um Gnade winſeln und verteidigen, was zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel iſt, da gehen wir aufs Ganze. Wir haben nichts mehr zu verlieren. Man hat uns ja alles genommen. Wohlan denn: laßt uns aufmarſchieren, um alles zu gewinnen: den deutſchen Arbeiterſtaat!

Zu dem wollen wir vorbereiten. Das iſt die erſte Etappe unſerer Aufgabe. Kampf und Vorwärts machen den Weg dahin frei.

Noch immer war der Angreifer ſtärker als der Verteidiger!

Darum greifen wir an! 4. Juli 1927.

Iſt das ein Staat?

Am 9. November 1918 wurde er gegründet. Nicht wie ſonſt bei Staaten im Donner der Kanonen, ſondern unter dem feigen Gewehrgeknatter von Verrätern und Deſerteuren; mit Verſprechungen, von denen nichts, aber auch nichts gehalten wurde; indem man eine Fahne herunterriß, unter der zwei Millionen gefallen waren; mit einer Verfaſſung, die auf dem Schreibtiſch eines Juden entſtand.

Am 28. Juni 1919 ſchloß er Frieden mit ſeinen Feinden. Dieſer Frieden hatte ein übles Vorzeichen mit Namen Verſailles. Das bedeutet: Verſklavung der deutſchen Arbeiterſchaft auf ein halbes Jahrhundert, Abtreten von Gebietsteilen, die ſeit ewig unſer waren,

Anerkennung der Lüge, daß wir den Krieg verschuldet und deshalb seine gesamten Lasten zu tragen haben, Zerschlagung der deutschen Wehrhaftigkeit und damit Auslieferung unserer gesamten Zukunft an unsere Feinde.

Am 29. August 1924 gab man ihm die Bibel der Wirtschaft: Dawes. Das bedeutet: wir haben auf nahezu ein halbes Jahrhundert jährlich 2,5 Milliarden an unsere Unterdrücker abzuliefern. Das macht auf den Tag sieben Millionen; das ist eine Summe, mit der man in Deutschland auf einen Schlag die gesamte Wohnungsnot beseitigen könnte. Wir haben uns der freien Bestimmung über Eisenbahn, Münze und Wirtschaft begeben. Die sind jetzt in den Händen unserer Ausbeuter und werden von ihnen rücksichtslos gegen uns ausgenutzt. Jetzt sitzen die feindlichen Mächte mitten unter uns, kaufen sich mit dem uns gestohlenen Gelde unter uns an, und werden wir einmal der Reparationslasten ledig, wir haben dann mehr an Zinsen als heute an Entschädigungen zu zahlen.

Eine Folge dieser Verträge ist, daß in Deutschland drei Millionen keine Arbeit mehr finden und deshalb auf den Aussterbeetat gesetzt werden müssen. Eine Folge davon ist, daß ihre Kinder verelenden, und daß in zwei Jahrzehnten statt deutscher Menschen verkommene und angefaulte Krüppel unser Land bevölkern werden.

Eine weitere Folge dieser Verträge ist, daß Mittelstand und Gewerbe unseres Volkes mit automatischer Sicherheit zugrunde gehen. Sie müssen kapitulieren vor dem schrankenlosen und unersättlichen Vernichtungswillen der Hochfinanz. Denn diese Hochfinanz muß, will sie ihre Herrschaft auf ewige Zeiten befestigen, unserem Volke das Rückgrat zerbrechen, damit es lendenlahm und ausgepowert jedem Diktat seiner Unterdrücker gehorcht.

Über all diesem Jammer und all diesem namenlosen Elend sitzen vierhundertneunzig Auserwählte, deren Amt es ist, zu reden, statt zu helfen. Wir müssen sie selbst wählen und deshalb auch ernähren. Sie leben von unseren Hungergroschen, und deshalb geht es ihnen desto besser, je schlechter es uns geht. Sie wählen aus sich heraus die Gewandtesten und Listigsten, die sich sozusagen am besten auf den Rummel verstehen und den Übriggebliebenen von den vierhundertneunzig am sichersten ihr sattes, träges, feiges, wanzenhaftes Dasein garantieren. Diese gerissenen Schaumschläger besteigen nun die Throne, machen Verbeugungen nach Ost und West, nach Nord und

Süd, danken den Diätenſchluckern, daß ſie ihnen die Ehre antaten, für den ſachlichen und ungeſtörten Genuß des Raubes — ſie nennen das Ruhe und Ordnung — Sorge tragen zu dürfen, und dann pfeifen ſie, und wir müſſen tanzen; wie die Puppen am Draht!

Das nennt man dann ein Leben in Schönheit und Würde.

Nein, das iſt kein Staat, das iſt eine Sklavenkolonie, ein Ausbeutungsobjekt der Börſenfinanz, und zwar weil wir ſo feige ſind, ein ſehr bequemes. Machen wir uns ſelbſt nichts weis; und ſchauen wir den Tatſachen nüchtern und leidenſchaftslos in die Augen.

Warum redet ihr von Staatsmännern, wo es keinen Staat gibt? über uns regieren — heiliger Staatsgerichtshof! — ſtatt Staatsmännern Kolonialverwalter. Jetzt ſchreit ihr, wir ſeien ſtaatsgefährlich. Wo iſt der Staat, dem wir gefährlich werden? Wir kennen euch! Wir ſind der Kolonie gefährlich, weil wir den Staat wollen.

Ihr verwaltet die Kolonie und behauptet mit eiſerner Stirne, Staatsmänner zu ſein. Ihr nennt uns ſtaatsgefährlich, weil es für euch und uns gefährlich iſt, den Staat zu wollen.

Euch kennen wir, uns ſollt ihr noch kennenlernen!

Den Gläubigen aber rufen wir zu: Zertrümmert die Kolonie! Ihr erſtickt an dieſem Leben in Schönheit und Würde!

Steht auf und fordert: Den freien d e u t ſ ch e n Staat!

8. Auguſt 1927.

Proklamation!

An alle Deutſchen! Männer wie Frauen!

Es iſt an der Zeit! Der Feind ſteht im Lande! Mitten unter Euch!

Noch tanzt und jubelt Ihr und wollt ihn nicht ſehen. Noch redet er Euch ſüße Worte vor von Völkerfrieden und Verſtändigung. Aber ſchon wißt Ihr's alle: Es iſt Lüge! Es iſt Lüge!

Die Zeiten ſind vorbei, wo ihr an Phraſen und Verſprechungen glaubtet. Das w a r einmal! Der hochgebildete deutſche Michel hat an den Ohrfeigen gelernt, die die Geſchichte der letzten zehn Jahre ihm mit erfriſchender Rückſichtsloſigkeit ins Geſicht geſchlagen hat. Noch iſt er zu faul und zu feige, mit ſeinen Verführern und Vernichtern aufzurechnen.

Doch es wird Zeit! Es wird Zeit!

Er nahm Hypothek über Hypothek auf ſeinen Beſitz, bis er von

den Anleihen nicht mehr die Zinsen aus vordem Geliehenem decken konnte. Nun ist es mit dem Pumpen aus. Jetzt heißt's: Vogel friß oder stirb. Arbeiten oder verrecken. Da habt Ihr Brot! Zwar nicht genug für Euch alle. Aber für einige. Für die Fleißigsten und Willigsten, für die, die dem Vernichter ihrer Freiheit keinen Knüppel zwischen die Beine werfen. Die andern sollen dahin gehen, wo der Pfeffer wächst.

Es ist Matthäi am letzten! Dreht und windet Euch! Macht Sprüche und Ausflüchte! Drescht Phrasen von Schönheit und Würde, von Weltfrieden und Versöhnung! Die halten so lange, wie der Magen stille schweigt. Beginnt der zu reden — er spricht eine deutliche Sprache — dann hört das Gefasel auf. Tatsachen sind stärker als Versprechungen. Das war immer so; das ist auch heute noch so und wird in alle Ewigkeit so sein. Aus dem kommunistischen Manifest ist bis auf diesen Tag nicht eine Ähre herausgewachsen, aus der Ihr Brot backen konntet, um Eure Kinder satt zu machen. Wohl aber hat es Euch wacker geholfen, Tausende von Morgen Land zu verlieren, auf denen jetzt Getreide hochschießt, das die Kinder des Feindes groß macht, damit sie Euch nach fünfzehn Jahren endgültig den Schädel einschlagen. Das ist die Wahrheit! Das ist die nackte Wahrheit!

Was hat man Euch nicht alles *versprochen*, seitdem Ihr Euer Geschick selbst in die Hand nahmt? Angefangen vom Paradies auf Erden bis zum Betriebsrätegesetz und Achtstundentag. Und nun rechnet auf: Was hat man *Euch gehalten*?

Nichts! Steine gab man Euch statt Brot. Einen Geßlerhut statt Freiheit. Und ein Hundeleben für ein Paradies auf Erden. Man hat Euch betrogen. Man wird Euch in alle Ewigkeit betrügen, wenn Ihr nicht mit der Faust dreinschlagt und dem Verbrechen am Volk ein Ende, ein *ganzes* Ende macht.

Der Prolet geht stempeln. Warum schreit er's seinen Unterdrückern nicht ins Gesicht: Ist das alles? Ist das alles? Hat man mir dafür die Knochen in Fetzen geschossen, und haben Frau und Kind dafür vier Jahre gehungert und geweint? Du feiste, feige, fette Canaille, heraus mit meinem Staat! Her mit Freiheit und Brot! Und wenn du, Bonze, sagst, es muß gehungert werden um alte Schuld, warum gibst du, Bonze, nicht ein Beispiel und hungerst mit uns, der du ein vollgerüttelt Maß von dieser alten Schuld trägst?

Der Kriegsinvalide ſteht an den Straßenecken, mitten in Glanz und Licht, und bettelt ſich die Groſchen zuſammen, die ihm die Gebenden in Hundertmarkſcheinen geſtohlen haben, und die ſie ihm nunmehr mit Hohn und Gift in Pfennigen wieder in die ſchmutzige Mütze werfen. Warum dreht er den Krückſtock nicht herum und ſchlägt ſeinen Peinigern den Schädel ein? Wäre das nicht billig? Gibt ihm nicht Gott ein Recht dazu, jenes Recht, das in den Sternen hängt? Wo hat man Euch gelehrt, zu Schimpf und Spott und Hunger zu ſchweigen? Und um das betteln zu gehen, was Eure Vernichter Euch huckepack abgegaunert haben?

Statt zu handeln, ſchlagt Ihr Euch gegenſeitig die Köpfe ein. Verdient Ihr denn anderes als Hunger und Prügel? Ihr Dummen, Ihr Feigen, Ihr Kleinmütigen und Verzweifelten! Gaben Euch dafür die Väter ein geſegnetes Land, daß Ihr es Euch nehmen laßt und ſagt noch „Danke ſchön!“ und lüftet den Hut? Seid Ihr Männer, ſeid Ihr Arbeiter?

Wir rufen Euch auf! Ihr alle von Amboß und Feder, von Fauſt und Stirn! Ihr Männer und Frauen! Es iſt Zeit! Es iſt Zeit!

Tötet die Zwietracht, die der Feind unter Euch ſät! Hört auf, Euch einander zu haſſen und zu verfolgen und ſeid einig im Haß und in der Verfolgung Eurer Vernichter! Wir proklamieren:

Freiheit und Brot!
Es iſt der Ruf des jungen Deutſchlands!
Stimmt mit ein!
Anſchließen! Anſchließen! 14. November 1927.

Sturmzeichen

Als im Auguſt 1924 die Dawesgeſetze dem Deutſchen Reichstag vorgelegt wurden — ſie waren längſt ſchon vorher in den Kabinetten und Bankkontoren unterſchrieben und fertiggemacht — da war einer der gewichtigſten Gründe, die die damalige Reichsregierung den deutſchen Reichsboten für die Kapitulation vorbrachte, der, man müſſe den Verſklavungspakt allein ſchon deshalb annehmen, weil ſonſt die dreihunderttauſend Erwerbsloſen, die in der kredit- und blutleeren deutſchen Wirtſchaft keine Beſchäftigung mehr fänden, für immer aus dem Produktionsprozeß ausgeſchieden werden müßten. Guſtav Streſemann prägte in jenen wonnevollen Tagen

die Worte von der „Bibel der Wirtschaft" und vom „Silberstreifen am Horizont", und unter der Demagogie dieser Phrasen und Lügen ließ das deutsche Volk sich zur Annahme breitschlagen.

In nahezu vier Jahren, in denen wir uns der Segnungen dieser amerikanisch-jüdischen Finanzgesetze erfreuen, hat sich allerdings das Blatt gründlich gewendet. Aus den dreihunderttausend Erwerbslosen, die angeblich durch den Dawespakt wieder in die Produktion zurückgeführt werden sollten, sind mittlerweile drei Millionen von der Arbeitslosigkeit Betroffene geworden, und ihre Zahl steigt mit einer unheimlichen, atemberaubenden Stetigkeit. Aus der deutschen Wirtschaft, die durch ausländische Kredite — erinnert ihr euch noch des „Goldstromes", der von Amerika nach Deutschland fließen würde? — wieder in Gang gebracht wurde, ist ein Tummelplatz internationaler Geldmanöver geworden, und man kann automatisch sicher ausrechnen, in welchem Augenblick ihr letztes Stück deutschen Händen entwunden sein wird. Kleingewerbe und Handwerk seufzen unter einer drakonischen, unerträglichen Steuerlast; die Arbeiterschaft streikt, und das Unternehmertum sperrt aus. Die Landwirtschaft steckt bis über die Ohren in Schulden, und das Getreide, das in diesem Sommer erst seine gelben Ähren im Winde wiegen wird, ist bereits verkauft und verpfändet, zu Schleuderpreisen hergegeben, damit der Landmann von dem Erlös die dringendsten Schulden- und Steuerlasten begleichen kann. Schon zieht der Bauer die schwarze Fahne der Verzweiflung auf. Notwehrakte von unerhörten Ausmaßen werfen ihre schwarzen Schatten weit voraus; Bauernkrieg, Bürgerkrieg, Streik der Kapitalisten und Klassenkampf der Proletarier, hungernde Kinder und verzweifelte Väter und Mütter: das Leben in Schönheit und Würde, über dem ein silberner Streifen aufgeht.

Die Regierung ist machtlos. Sie erkennt das Übel nicht an der Wurzel — oder vielleicht will sie es auch nicht erkennen — doktert an den bösen Folgen herum, ohne die Ursachen zu beseitigen, gibt dem von glühenden Schauern durchschütterten Volkskörper Mittel gegen das Fieber ein und läßt dabei die Fenster offenstehen, durch die der Pestwind der Vernichtung, der Korruption, des Betruges und der amtlich geduldeten Ausbeutung der Volkskraft auf diesen kranken, siechen Organismus ohne Unterlaß hereinpfeift. Um den lautwerdenden Protesten zu entgehen, beschäftigen sich die Herren Minister mit

müßigen Fragen: wie man das Reich reformiere. Welches Reich? Dieſe Provinz des Geldes? Ihr ſagtet beſſer arm ſtatt reich. Wie man der Schule ein neues Geſicht gebe? Was nutzen die Schulen, wenn keine Kinder mehr kommen, die zu deutſchen Männern und Frauen erzogen werden ſollen, und ſo ſie kommen, arme verhutzelte Jammerleibchen ſind, aus denen ihr in der Schule Narren, Krüppel, Zuchthäusler und Sterbenskranke machen könnt, nur keine Menſchen, die das harte Leben meiſtern. Auch ſonſt haben die Regierungsparteien ſo ihre Sorgen: die Wahlen ſtehen vor der Tür. Es wird diesmal ſchwerhalten, dem Stimmvieh klarzumachen, es ſei Friede, Freiheit und Brot, was der ſüße Pöbel ſeit Jahren genießt. Darum hocken ſie einträchtiglich beieinander und knobeln die Rabuliſtik aus, mit der man einmal noch den feſſelbereitenden Urnenmob zuſammentrommelt. Aber es iſt vergebene Liebesmüh. Es geht noch hin dieſes und vielleicht auch das nächſte Mal. Aber einmal iſt Schluß! Dann kommt das dicke Ende nach.

Sturmzeichen wurden geſehen im Lande. Überall beginnt es zu brodeln, zu gären, hier und da gar zu brennen. Die Herren Miniſter laufen mit dem „Minimax" herum und löſchen die leckenden Feuer aus. Dann pfeift der Wind herein, und das Land ſteht wieder in roten Flammen. Wir ſitzen alle auf einem Vulkan. Hört es und denkt daran!

So kann's nicht mehr weitergehen. Das Volk will zu eſſen haben. Phraſen machen nicht ſatt. Auch dann nicht, wenn ſie dem wortreichen Gehege der Scheidemänner entfleuchen. Wir wollen Arbeit und Brot! Keine Stimmzettel und Verſprechungen!

Das deutſche Volk will anſtändig regiert werden, und da ihr das nicht könnt und nicht wollt, fordern wir euch auf, die Polſter zu verlaſſen und für Arbeiter und Frontſoldaten Platz zu machen. Wer nicht freiwillig geht, der muß es ſich bald gefallen laſſen, gegangen zu werden. Und er darf ſich dann nicht wundern, daß es dabei etwas unſanft zugeht.

Das Volk iſt im Erwachen. Daß es diesmal ſeine wahren Peiniger erkennt, dafür wollen wir ſchon vorſorgen. Und dann ſoll's nicht mehr heißen: Seine Majeſtät der Bonze iſt geſtorben, es lebe der neue Bonze! Dann brauſt es im Sturmwind einer neuen Freiheit:

Die Bonzen ſind nicht mehr!

Es lebe das deutſche Arbeitsvolk! 13. Februar 1928.

Wie oft haben ſie uns in der Vergangenheit, wenn wir gegen den Irrſinn der Tributpolitik und den in ihrem Gefolge mit unheimlicher Sicherheit näherrückenden Staatsbankrott öffentlich Proteſt erhoben, beſchimpft und verleumdet und als gewerbsmäßige Schwarzſeher und verantwortungsloſe Kataſtrophenpolitiker angeprangert. Als ſie den Youngplan annahmen, da erhoben wir vor der geſamten Nation unſere warnende Stimme und erklärten feierlich, daß das deutſche Volk unter dieſem Verſklavungsjoch früher oder ſpäter zuſammenbrechen müßte, und daß dann die breiten Maſſen der Werktätigen mit den Schuldigen furchtbare Abrechnung halten würden.

Wer hat nun recht behalten, die Radiominiſter oder wir? Iſt in der Tat die Arbeitsloſenziffer geſunken? Iſt die Wirtſchaft angekurbelt worden, die Abſatzkriſe gemildert? Hat man dem Bauern Hilfe gebracht, die bedrohten Oſtprovinzen aus der wirtſchaftlichen Umklammerung befreit, dem Mittelſtändler den unerträglichen Steuerdruck von den ſchwachgewordenen Schultern genommen, dem Arbeiter Leben und Brot gegeben? Nichts von alledem: die Arbeitsloſenziffer iſt mitten im Sommer auf über drei Millionen geſtiegen und erreichte damit das Doppelte ihres Standes zur ſelben Zeit des Vorjahres. Die Wirtſchaft liegt kalt und erſtarrt, die Fabriken ſind verödet. Wie Fieberſchauer raſen Arbeitskämpfe, Streiks und Ausſperrungen durch den Produktionskörper. Die Abſatzkriſe hat ſich, vor allem in den Randgebieten des Reiches, bis zur Unerträglichkeit verſchärft, der Bauer ſcheuert nur noch Getreide ein, das ihm nicht mehr gehört, ſondern längſt ſchon an die Finanzbarone verpfändet iſt. Er verfüttert jetzt ſchon ſein Winterfutter und wird im Oktober vor dem blanken Nichts ſtehen. Aus dem Oſten dringen die letzten verzweifelten Hilfeſchreie eines zuſammenbrechenden Grenzvolkes ins Reich. Dort rotten ſich die Maſſen der Bauern zuſammen und prügeln die Gerichtsvollzieher der Regierung, die die Hungertribute von der Subſtanz holen kommen, mit Dreſchflegeln zum Dorf hinaus. Das Kabinett Brüning hat auf diktatoriſchem Wege die grauenhafteſten und ungerechteſten Steuern ausgeſchrieben, die, wenn überhaupt, dann nur vom letzten Reſt der Subſtanz bezahlt werden können. Der Mittelſtand bricht unter der Laſt der Abgaben

und Steuern zuſammen. Den Arbeiter aber hat man aus Brot und Arbeit vertrieben. Er friſtet ein kümmerliches und demütigendes Daſein als Youngprolet, und der Tag iſt nicht mehr fern, da werden die Arbeitsämter auf ihre leeren Taſchen klopfen und achſelzuckend erklären: wo nichts iſt, da hat ſelbſt der Kaiſer ſein Recht verloren.

So iſt die Lage. Wir ſtehen mitten in der Kataſtrophe drin und nähern uns mit Rieſenſchritten ihrem gewaltſamen Ausbruch. Glauben die regierenden Parteien, daß ſie das mit mechaniſchen Verboten aufhalten können? Revolutionen brauchen nicht mehr gemacht zu werden, ſie kommen unter dieſen ſchamloſen Zuſtänden von ſelbſt. Das ſchaffende Volk iſt des Betrogenſeins müde. Es iſt ſo oft belogen und hinters Licht geführt worden, daß es nun hellhörig iſt und mit geſchärften Sinnen dem weiteren Verlauf der Dinge zuzuſchauen beginnt. Nehmen die Behörden im Ernſt an, daß ſie uns nur die Hemden auszuziehen brauchen, um dem drohenden Ausbruch der Volksleidenſchaften begegnen zu können? Das iſt ja nicht mehr Menſchenwerk, was ſich da Bahn bricht. Das iſt Werk des Schickſals, unentrinnbar und zwangsläufig. Hoffen die Gerichte tatſächlich, ſie könnten uns aus der Verwurzelung in den breiten arbeitenden Maſſen herauslöſen, wenn ſie uns vor ihre Tribunale ſchleppen und in hochnotpeinliche Verfahren ziehen? Ganz im Gegenteil! Behörden, Kabinette, Gerichte haben im Volk längſt jeden Kredit verloren. In einem dumpfen Argwohn ſchauen die breiten Maſſen dieſem frevelhaften Spiel zu, bis ſich eines Tages der geſammelte Zorn gewaltſam Luft macht. Man traut der Regierung nicht mehr. Man iſt den Tributparteien hinter ihre Schliche gekommen, und wo ſie einen Mann oder eine Partei verfolgen und bedrohen, da nimmt das Volk deshalb ſchon, weil ſie verfolgt und bedroht werden von Behörden, denen es ſelbſt ſein ganzes Unglück verdankt, für ſie Partei.

Sie mögen ſich winden und drehen, jammern, ſchreien, zetern und klagen; ſie mögen uns verleumden und über das aufmarſchierende junge Deutſchland das Blaue vom Himmel herunterlügen! Es nutzt nichts mehr, es iſt zu ſpät. Mit kleinen Verleumdungen hält man nicht den Aufbruch einer Nation auf. Wir wehren uns gar nicht mehr dagegen. Selbſt wenn alles das, was ſie an feiger Lüge gegen uns vorbringen, der Wahrheit entſpräche, was wollte es bedeuten gegenüber der Tatſache, daß heute in Deutſchland Schufte das große Wort

reden dürfen, die den Youngplan annahmen und damit Volk und Nation in den unvermeidlichen Zusammenbruch hineinstürzten.

Hier sollen sie stehen und fechten. Sie dürfen nicht glauben, daß wir uns vom geraden Weg abdrängen lassen. Wer hat den Youngplan angenommen? Wer hat ihn uns als Segnung angepriesen? Wer trägt deshalb die Schuld an der Katastrophe und am drohenden Chaos?

Heraus mit dem Geschmeiß! Reißt ihnen die Maske neuer Namen von der Fratze herunter! Packt sie beim Genick, gebt ihnen am 14. September Fußtritte auf die Fettbäuche und fegt sie mit Glanz und Gloria zum Tempel hinaus! 10. August 1930.

Gegen den Volksfeind

Als nach dem 9. November 1918 die sieggewohnten deutschen Heere, dennoch geschlagen und um den Preis ihres Opfertums betrogen, in die Heimat zurückfluteten, da stand in den Hirnen und Herzen jener grauen Frontsoldaten das Bewußtsein einer neuen Mission und der Wille zum Staat auf. Eine junge Generation, unerzogen in den Taktiken der großen Politik, ohne handwerksmäßige Tradition und nur ausgerüstet mit jenem sicheren Instinktgefühl für Seiendes und Werdendes, wurde mit einem Male unvermittelt und wenig vorbereitet vor die elementarste Aufgabe gestellt, die die Geschichte einem Volk, auch und gerade einem geschlagenen Volk nach Krieg und Zusammenbruch aufgeben kann: den Staat zu formen. Und diese jungen Männer, die vor Ypern und Verdun unerschüttert gestanden waren, versagten davor, mußten davor versagen, da ihre Überzahl, in Unkenntnis der treibenden Kräfte und Menschen, Frieden schloß.

Am Anfang der deutschen Republik stand die Kapitulation, und es war nur folgerichtig, wenn die Männer, die Weimar schufen, auch Versailles unterschrieben. Diese beiden Akte sind nur dem Schein nach zwiefach. Im Wesen sagen und bedeuten sie dasselbe: die Überführung der deutschen Volkshoheit an die wesen- und raumlosen Mächte des Weltgeldes, die sich je nach Bedarf in die Maske des Freundes oder des Feindes kleiden. Weimar gab die Form, Versailles den Inhalt des neuen, sogenannten Staates, der nun auf den Trümmern des großen Krieges errichtet wurde.

Und dabei war die deutsche Lage in jenen schicksalsschweren Monaten durchaus nicht so verzweifelt, wie es dem oberflächlichen Blick

fürs erſte ſcheinen mochte. Wir hatten den Krieg verloren: ein Volk kann und darf einen Krieg verlieren und braucht dabei nicht Schaden zu nehmen an ſeiner Seele. Was ſchwerer wog: wir verloren den Umbruch, jenen Revolution genannten Akt der Meuterei, verloren ihn vor uns ſelbſt ganz und bis zum letzten grauſamen Ende, das in Verſailles ſichtbar wurde.

Verſailles war ein Kriegsſchluß ohne faules und vergiftetes Beiwerk. Rund und nüchtern, ohne Phraſe und Vorbehalt wurden wir unter die Knute rachſüchtiger und machthungriger Sieger gezwungen. Und es gab damals niemanden unter uns, der darüber im unklaren blieb. Das war ein Frieden ohne Frieden, ein Kriegsende, das in ſeinem Schoße Haß, Empörung, Revolution, Krieg barg. Das wußten wir alle: Verſailles bedroht unſer Leben; Verſailles wird von uns zerbrochen, oder wir zerbrechen unter ihm. Quer durch den deutſchen Lebenskörper zog ſich dieſe klaffend-blutige Wunde, aus der in breitem Strom unſer rotes, warmes Volksblut floß. Dieſe Wunde mußte heilen, oder wir verbluteten daran.

Niemand ſtand damals auf unter uns und erfand ſilberne Streifen am Horizont. Keiner ſah in Verſailles Sanierung und glaubte dabei einen Weg ins Freie erkennen zu können. Wir waren ein Volk der Verzweiflung, mit ſchwindendem Blut und ſiechendem Leib, zum Letzten herabſinkend, ein Volk, dem ſchnell und durchgreifend geholfen werden mußte, oder es ging zugrunde.

Die Soldaten wurden abgelöſt von den Staatsmännern, die nur die Kuliſſe abgeben durften für die gefährlicheren Mächte des Geldes. Das große Leid des deutſchen Volkes ging von Verſailles über Spa, London und Genua, zurück nach London, einen erſchütternden Weg der Umformung politiſcher Verſklavung in kommerzielle Fron; und als am 29. Auguſt 1924 im „Deutſcher Reichstag" genannten Verpfändungstribunal der weißen Geldprovinz die letzten Reſte unſerer Souveränität den raumloſen Mächten des Goldes verpfändet wurden um einer Atempauſe, eines Scheinfriedens, eines Trugerfolges willen, da war jene Entwicklung vollendet, die aus einem Heldenvolk eine Helotenarmee, aus einer Nation von Ehre eine weſen- und wurzelloſe Gemeinſchaft von Profit, Flitter, Armut und Schmach machte.

Verſailles war eine blutende Wunde. Dawes iſt eine zehrende Schwindſucht. Und es ändert gar nichts an unſerer troſtloſen Lage, daß dieſer Verſklavungsakt im guten zu

beginnen ſcheint; um ſo ſicherer und folgerichtiger wird er im böſen enden. Blutende Wunden bindet man ab. Niemand täuſcht ſich über ihre Gefährlichkeit hinweg. Zehrende Krankheiten kommen meiſt harmlos und unerkennbar. Sie ſchleichen ſich an ihre Opfer heran wie der Dieb in der Nacht. Der von der Schwindſucht Befallene wird um ſo eher geneigt ſein, ſich über die Furchtbarkeit ſeiner Krankheit hinwegzutäuſchen, als die Natur in einer grotesken Laune ihn manchmal in dieſem Beſtreben zu unterſtützen ſcheint. Sie zaubert ihm eine verführeriſche Röte falſcher Geſundheit auf die ſchon müden Wangen, läßt das kranke Auge in einem lächelnden Glanz ſtrahlender Lebensluſt leuchten, aber ſchon der Volksmund hat dafür den treffendſten Ausdruck gefunden: Kirchhofsröslein. Dieſer Kranke iſt gezeichnet, nicht zum Leben, ſondern zum Tode.

Deutſchland unter dem Dawespakt: das iſt ein Volk, das an der Auszehrung leidet. Kredite und Anleihen ſind für dieſes Volk nur Morphiumſpritzen, die zwar auf eine Zeitlang die Schmerzen mildern und einen Zuſtand trügeriſcher Geſundheit hervorzaubern können — aber der Giftſtoff frißt ſich unentwegt weiter in die lebenswichtigen Organe hinein, bis der Organismus, ausgehöhlt und durchpeſtet, eines Tages erſchöpft und todwund zuſammenbricht, um nie wieder aufzuſtehen.

Das beginnt im Wirtſchaftlichen und endet im Organiſchen. Die Wirtſchaft iſt ſozuſagen nur das Einfallstor, durch das der Bazillus den Weg in den Volkskörper ſucht und findet. Es wäre falſch anzunehmen, die Produktion könne zerſtört werden, ohne daß das Volk darunter an ſeinem ſeeliſchen Beſtand ernſthaft zu Schaden komme. Die raumloſen Mächte, die uns als unerbittliche Gegner gegenüberſtehen, beginnen heute nur wirtſchaftsfeindlich, um volkszerſtörend aufhören zu können. Vor uns erhebt der ewige Volksfeind, der Jude, die Demokratie, der Kapitalismus — alles nur Umſchreibungen desſelben Geiſtes, der ſtets verneint — ſeine unheilvolle Drohung des Untermenſchen. Und es gibt dagegen für uns nur eine Wahl:

Kampf oder Untergang!

Wir führen in dieſem Jahr zweieinhalb Milliarden an ſtaatlichen Verpflichtungen ab an die Weltgeldmächte. Dazu kommen zwei bis drei Milliarden Zinszahlungen für Schulden privatwirtſchaftlicher Natur. Dazu kommt ein Handelsbilanzpaſſivum von gering angeſchlagen ſechs bis acht Milliarden für das laufende Jahr. Das heißt

in der Umgangsſprache: das deutſche Volksvermögen, ohnehin durch Krieg und Revolte bis ins Innerſte erſchüttert, ſchwindet in einem Normaljahr um rund zehn bis zwölf Milliarden. Man überdenke dieſen Kurs auf zehn Jahre in die Zukunft, dann ſteht an ſeinem Ende das vom internationalen Volksfeind gewünſchte Ergebnis: eine zerbrochene Nation, eine Helotenarmee, hauſend in einer Wüſte von Aſphalt und Armut.

Der wirtſchaftliche Zuſammenbruch bedingt automatiſch den Verfall unſeres Volkstums auf allen Gebieten. Wir ſehen ja ſchon Hand in Hand mit ihm vorwärtsgreifend den Charakterzuſammenbruch deſſen, was wir deutſch zu nennen gewohnt ſind, in Politik, Kultur, nationaliſtiſchem Denken und ſozialiſtiſchem Handeln. Die deutſche Seele iſt vergiftet, und nur das Wunder der Wiederaufrichtung des Charakters vermag ſie im Weſen wieder zur Geſundheit zu bringen.

Der Volksfeind ſchlägt ſeine Krallen in unſer Leben hinein. Deutſchland iſt in ſeiner Exiſtenz bedroht. Entweder gelingt es uns, das Volk zur Beſinnung und zum Angriff gegen die überſtaatlichen Mächte zu bringen, oder das Ende iſt da.

Darum werden wir nicht müde zu mahnen, zu ſammeln, aufzurütteln und als immer waches Gewiſſen im Untergang zu Anbruch und Aufbruch zu rufen: Zerſchmettert den Volksfeind!

24. September 1928.

In Geldſachen hört die Gemütlichkeit auf

Das, was der 48er Bürger Hanſemann an jenem denkwürdigen Junitag des Jahres 1847 von der Eſtrade des Preußiſchen Landtages den verſammelten Volksvertretern zurief, daß nämlich alle Freundſchaft ein Ende hat, wenn es, wie man in Berlin ſagt, um die Marie geht, das gilt heute noch ſo wie dazumal und wie es auch, ohne daß es ſo klaſſiſch formuliert geweſen wäre, ſchon vordem ſeinen ſicheren Kurswert hatte. So wird es in alle Ewigkeit ſein und bleiben: ſobald Geldfragen zur Debatte ſtehen, hört die Gemütlichkeit auf. Das kommt uns Deutſchen jetzt wieder einmal bei Gelegenheit der Pariſer Reparationskonferenz ſo recht zum Bewußtſein. Wie war bei uns es doch vordem mit Heinzelmännchen ſo bequem! Dieſe Heinzelmännchen der amtlich genährten Illuſion hielten uns in jeder,

wenn auch noch ſo prekären Situation bei guter Laune. Wir konnten unſere Eiſenbahn — das ſozialiſierte vorbildliche deutſche Verkehrsinſtitut — verkitſchen: die Heinzelmännchen machten uns weis, das ſei ein Weg ins Freie. Wir konnten unſere Reichsbank verramſchen und damit uns jeglichen Rechts auf eigene Münzgebarung begeben: dieſe flinken Kobolde kicherten uns zu, das ſei nicht ſo ſchlimm. Wir konnten Milliardenkredite im Ausland als Pump aufnehmen und damit unerfüllbaren Reparationsverpflichtungen nachkommen: das flüſterte und wiſperte, lachte und ſchmeichelte uns an, das verſtänden wir nicht, das müſſe doch nun endlich der langerſehnte ſilberne Streifen am Horizont ſein.

Und nun? Mit einem Male ſind die flinken Kobolde, dieſe holden Fabrikanten deſſen, was wir, weil es nicht wahr ſein konnte, ſo gern glaubten, pardauz die Treppe heruntergefallen, haben unter Kreiſchen und Geſchimpf das Weite geſucht, und wir ſtehen nun vor den ausgeſtreuten Erbſen unſerer Vorwitzigkeit, die Petroleumlampe der eigenen Gutgläubigkeit noch in der zitternden Hand und ſtaunen. Und von Paris her dröhnt in unſere Illuſionen hinein ein ehernes Halt. Das Schlußzeichen der Reparationsnutznießer: in Geldſachen hört die Gemütlichkeit auf.

Nun ſind wir geſpannt, ob ein ſicherer Guſtav Streſemann auch dieſe neueſte Kataſtrophe ſeiner hemmungsloſen Erfüllungspolitik entſprechend der von ihm erfundenen Geſetzmäßigkeit der Rückſchläge erklären wird. Denn eine Kataſtrophe darf man das wohl nennen, was bisher durch die ſo dicht verſchloſſenen Türen der beratenden Bankiers in Paris als Gerücht, als Parole, als Mutmaßung und Vorſchlag bis an unſere erſtaunt lauſchenden Ohren gedrungen iſt. Die franzöſiſche Preſſe iſt bis heute außerordentlich zufrieden mit den Sachverſtändigen. Ein Beweis dafür, daß unſere Sache faul, oberfaul ſteht. Von der Sache verſtehen die Sachverſtändigen ſchon etwas, nur findet ſich unter ihnen bis heute keiner, der von unſerer Sache etwas verſtehen wollte, und was die Hauptſache iſt, ſie in Paris im Namen unſeres gequälten Volkes tatkräftig verträte. Die deutſchen amtlichen Stellen hüllen ſich in peinliches Schweigen, das um ſo aufreizender wirkt, als jetzt der gegebene Augenblick wäre, mit einer breit angelegten Propaganda das deutſche Arbeitertum über das aufzuklären, was uns bevorſteht, um wenigſtens bei den kommenden Entſcheidungen mangels jeglichen anderen Aktivums eine

feste, unerschütterbare Willenskundgebung des deutschen Volkes selbst mit in die Waagschale schicksalsschwerer Entschlüsse werfen zu können.

Man hat in den vergangenen Monaten das deutsche Volk in einem geradezu sträflich verbrecherischen Leichtsinn glauben gemacht, in Paris ergäben sich für uns Möglichkeiten, unsere verzweifelte Lage zu lockern und eine Atempause zu gewinnen. Diese Illusionen sind nun auch dahin. Die französische Regierung besteht darauf, daß die Jahresleistungen nicht heruntergesetzt werden dürfen, und hält sicher jenen furchtbaren Trumpf in der Hand, daß, gefalle ihr die kommende Neuregelung nicht, der Dawesplan eben weiter in Funktion bleiben müsse. Und überdies: was könnte es uns schon nützen, wenn man unsere jährlichen Verpflichtungen von zweieinhalb auf zwei Milliarden herabminderte. Wir sind eben nicht in der Lage zu zahlen, weder zweieinhalb noch zwei noch eine Milliarde. Die Höhe der Zahlungen entscheidet höchstens über das Tempo unseres Zusammenbruchs, nicht aber über diesen Zusammenbruch selbst.

Geändert werden kann an unserer Not nur etwas durch radikale Umstellung unserer Gesamtpolitik nach innen wie nach außen. Nicht Krankheitssymptome gilt es zu bekämpfen, sondern die Krankheit selbst und ihre Ursache. Aber darüber wird in Paris nicht gesprochen.

Das Geld steht zur Debatte. Seine Höhe, seine Sicherheit und die Methode seines Einzugs. Bis jetzt war man freundlich und honett, lobte Herrn Stresemann und lud ihn zu Tisch, machte in Menschlichkeit und Weltgewissen und tat so, als hätte man die Moral in Erbpacht genommen. Nun ist der Spaß zu Ende, die Friedensschalmeien werden in die Futterale gepackt, und aus harmlosen Musikanten werden reisige Krieger des Geschäfts. Wie wäre es, wenn auch wir den Panzer des Trotzes umlegten! Der Spaß ist aus, die Gemütlichkeit hört auf. Das Geld hat das Wort. 25. Februar 1929

Leergebrannt ist die Stätte

Merkwürdig, wie sich das schon im deutschen Volke allmählich so herumspricht: daß dies System auf dem letzten Loch pfeift und über kurz oder lang irgendeine Entscheidung fallen muß. Die Kassen des Reiches sind leer. Wir leben augenblicklich, wie schon seit 1924 fast ausschließlich, von gepumpten Geldern.

Leergebrannt ist die Stätte, auf der die Demokratie ihr Reich des

Scheins und der Lüge aufbaute, und wir stehen nahe vor der Katastrophe. Verwunderlich ist dabei nur, wie wenig das den verantwortlichen Männern Kummer und Sorge bereitet. Man tut oben so, als sei alles in bester Ordnung, regiert und erläßt, als lebten wir in einem freien und reichen Staatswesen, und hält gar der Opposition, die nicht gewillt ist, in diesem Wahnsinnstaumel mitzumachen, mit viel Beredsamkeit vor, sie habe seit je den Teufel an die Wand gemalt, es sei noch kein Jahr vergangen, daß sie bei der Besprechung der deutschen Gesamtlage im Deutschen Reichstag nicht ihre Unkenrufe habe ertönen lassen, und trotzdem seien wir doch immer mit unserem Etat zu Rande gekommen.

Dieser Einwand ist von einem so sträflichen Leichtsinn, daß er nur in einem demokratischen System im Ernst erhoben werden kann, in jenem System, in dem niemand je für das, was er sagt und tut, zur Verantwortung gezogen werden kann. Gewiß ist es gegangen die Jahre seit 1918. Aber nur deshalb, weil man das Volk ernährte und die Reparationen bestritt mit aufgenommenen Geldern. Gewiß, die Steuern kamen herein, und die Könige der Republik legten jedesmal dem Reichstag einen ausgeglichenen Etat vor, fein säuberlich in Einnahmen und Ausgaben abgewogen und durchkalkuliert; aber niemand sprach davon, daß man dabei den Mittelstand ruiniert, Millionen von Volksgenossen arbeits- und brotlos gemacht, ein ganzes Heer von gewerbsmäßigen Nichtstuern erzogen, die Kommunen verwüstet, die Länder an den Rand des finanziellen Bankrotts gebracht und dem Bauern das letzte Stück Vieh aus dem Stall gepfändet hatte. Man nannte nur Zahlen, die sich gegeneinander aufhoben, und die Verantwortlichen an diesem irreführenden Wahnsinn sahen nicht und wollten es nicht sehen, daß an diesen Zahlen das noch warme Blut eines sterbenden Volkes klebte.

So ist es gewesen, und so ist es noch heute. Das deutsche Volk ist seinen Kalvarienweg gegangen, und seine Minister machten aus unserer Not Politik, münzten unsere Sorgen und Entbehrungen in kalte Zahlen um, schrieben Bilanzen und ließen den lieben Gott einen guten Mann sein. Nach uns die Sintflut! Und das Volk ging dabei vor die Hunde. Die Republik steht fest und unerschüttert, aber sie lebte bisher ausschließlich von den vorhandenen Beständen. *Die Politik des Novemberdeutschlands war eine einzige organisierte Auktion.* Man schnüffelte im deutschen

Nationalbesitz herum, wo es noch etwas zu verkitschen gäbe, und rettete sich dabei mit den Pfandgeldern durch. Aber auch die Bäume der Republik wachsen nicht in den Himmel hinein, und einmal muß auch diese Art Politik ein Ende nehmen. Dann nämlich, wenn es in Deutschland nichts mehr gibt, was man unter den Hammer bringen kann.

Und dieser Augenblick ist nun in greifbare Nähe gerückt. Die Kassen sind leer; wir zehren augenblicklich vom letzten Kredit. Die großen Geldleiher fangen an, störrisch zu werden, und mit den Zwangsversteigerungen geht es auch zu Ende, weil zwar genug Gerichtsvollzieher, aber keine Auktionsgegenstände mehr da sind. Die Götzendämmerung dieses korrupten Systems kommt herauf. Schon raunen es sich die Betroffenen zu, daß es so nicht mehr weitergehen kann, und hinter dem so demonstrativ zur Schau getragenen Optimismus der Regierung erkennt nicht nur der Eingeweihte die blasse Angst und Furcht vor den Dingen, die da kommen.

Wo ist in Deutschland noch ein Arbeiter, der in den vollen Genuß seines Fleißes kommt, wo ein Unternehmer, der weiß, wie er morgen die Schornsteine rauchen lassen soll, wo ein Bauer, der als freier Mann auf freier Scholle sitzt? Ein Volk unterm Kreuz: das ist die Bilanz zehnjähriger republikanischer Politik. Die feindlichen politischen Lager platzen aufeinander. Die Gewehre, die wir, so wollten es die Weltverbesserer, niemals mehr auf den Feind richten sollten, schleudern ihr tödliches Blei gegen den eigenen Blutsbruder.

Je tiefer die anderen im Sumpf verkommen, desto höher steigt u n s e r Wille und u n s e r Glaube an die Zukunft. Es ist gut, daß es so ist. Wir wußten es längst, daß die deutsche Gegenwart ein Eiterprozeß ist, der ausreifen muß, wenn das deutsche Volk je wieder gesund werden soll. Es liegt zuletzt doch ein tiefer Sinn im grauenerregenden Unsinn. Es bleibt uns nichts erspart. Über leergebrannte Stätten wird bald die Verzweiflung rasen, dann, wenn alle Illusionen zerstört sind und die nackte, furchtbare Wirklichkeit heraufdämmert.

Das wird dann auch die Stunde sein, für die das Schicksal uns bestimmte.

3. Juni 1929

Wir nahmen uns Zeit, dieſes neueſte Verſklavungsdokument gegen das deutſche Volk aufmerkſam und leidenſchaftslos durchzuſtudieren. Wir wollten uns nicht der Gefahr ausſetzen, vor der Öffentlichkeit den Vorwurf einſtecken zu müſſen, daß wir vorſchnell und ohne tiefere Sachkenntnis unſer Urteil fällen. Wir waren uns zu gut dafür, in wilden Proteſten Einſpruch zu erheben, ohne daß wir auch einmal aus der ganzen Pſychologie der Erfüllungspolitik heraus verſucht hätten, dem Sinn und Inhalt dieſes Paktes nachzuſpüren. Nun liegt der Youngplan ſeit Wochen auf unſerer täglichen Arbeit. Wir kennen ſeine Anlage und die in ihm vertretenen Anſichten über die deutſche Lage und unſeres Volkes Erfüllungsmöglichkeiten wie unſere Hoſentaſche. Aber trotzdem: kaum ſchlagen wir irgendwo und irgendwann eine Seite dieſer mit einer faſt unheimlich anmutenden geſchäftlichen Sachlichkeit geſchriebenen Denkſchrift über unſeren auf ſechzig Jahre mit nüchterner, ſataniſcher Fachkenntnis verteilten Volksmord auf, dann ſteht uns, wie beim erſten Leſen, das Herz ſtill, dann ſtockt uns der Atem, dann ſteigt uns eine heiße Blutwelle in den Kopf. Das iſt kein Menſchenwerk mehr, das iſt ein Teufelswerk. Da haben in Paris die Vernichter der Welt zu Tiſch geſeſſen, reißende Wölfe in Frack und Zylinder, und was ſie ausbrüteten, das iſt der letzte aufgellende Zerſtörungsſchrei einer dahinſinkenden Welt, die mit kraftloſen Fäuſten noch einmal das Chaos Europas zu halten verſucht. Das iſt nicht das Todesdokument des deutſchen Volkes; da hat ſich der Weltkapitalismus ſeine endgültige fratzenhafte Apotheoſe des Untergangs geſchrieben. Dieſer Pakt wird, das glauben wir unerſchütterlich, Deutſchland einmal frei machen, ſo wahnwitzig das auch in dieſem Augenblick klingen mag. Hier haben ſich die Geiſter endgültig geſchieden und werden ſich hier für die kommende Zukunft ſcheiden müſſen: für das Geld oder für die Arbeit. Und ein nach uns kommendes junges deutſches Geſchlecht wird nur noch ein verſtändnisloſes Lächeln übrig haben für jenen deutſchen Kanzler, der vom Bismarckſeſſel herunter den Abſchluß dieſes weltkapitaliſtiſchen Teſtaments mit den Worten „des wärmſten Dankes für die unermüdliche und aufopfernde Arbeit" begrüßte; der das als Sozialiſt tat angeſichts der Tatſache, daß das deutſche Volk und die Freiheit ſeiner Arbeit in dieſem Dokument auf drei Generationen in die ſchlimmſte Fron hineingezwungen wurde, die je die Geſchichte ſah.

Wir verſagen es uns, auf die Einzelheiten des Youngplanes hier einzugehen. Das wird künftigen Einzelbetrachtungen vorbehalten bleiben. Und überdies ſind ſie vorerſt noch zu unausdenkbar und grauenvoll, als daß man ſie in Worte faſſen könnte, die auch der Mann aus dem Volk zu verſtehen vermag.

Es iſt einfach unfaßbar, was uns da zur Unterſchrift vorgelegt wird. Man kann es nicht glauben. Das Auge eilt fiebernd durch dieſes Gewirr von Jahren und Zahlen und ſucht nach einem Haltepunkt. Über ein halbes Jahrhundert ſteht da verzeichnet, fein ſäuberlich und korrekt regiſtriert, und hinter jedem Jahr ſtehen Zahlen, phantaſtiſche Zahlen, Millionen und Milliarden, die wir bezahlen müſſen, die unſere Kinder abtragen ſollen, die ſie wieder auf die Schultern ihrer Kinder legen, wenn ihre Augen ſich ſchließen zum ewigen Schlaf.

Wir haben niemals das Recht eines Volkes beſtritten, das Schwert mit dem Hammer und der Pflugſchar zu vertauſchen und zu ſchuften ſtatt zu kämpfen. Wir wehrten niemals einer lebenden Generation, in der Feigheit ſich zu verkriechen und um ihr Recht betteln zu gehen, ſtatt darum zu fechten. Aber hier verkauft die Gegenwart nicht nur ihr eigenes Leben, ſie verpfändet das Daſein von Geſchlechtern, die kommen werden, die ſie ſelbſt zum Kommen ruft, um ſie der Sklaverei zu überantworten.

Dagegen machen wir Front. Und dazu haben wir nicht nur das Recht, ſondern die Pflicht. Mit der Verantwortung vor Deutſchlands Zukunft beladen treten wir in die Arena der politiſchen Öffentlichkeit hinein und ſchleudern dem Wahnſinn unſer unerbittliches, gellendes Nein entgegen. Nein! Tauſendmal nein! Niemals!

Für uns iſt das nicht bindend, was ihr unterſchreibt. Feierlich erheben wir vor der Geſchichte unſere Hände, rein und makellos, und ſchwören, daß wir nicht ruhen und raſten wollen, daß wir die Nacht zum Tag machen, daß wir arbeiten und kämpfen und glauben und opfern werden, bis dieſe Hände einmal in zitternder Vergeltung die Schmach und Fron dieſer Verträge zerreißen können.

1. Juli 1929

Volksbegehren und Sozialismus

Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei hat nie einen Zweifel darüber gelassen, daß sie, wie auch ihr Name schon sagt, eine sozialistische Partei ist. Für uns Nationalsozialisten ist der Sozialismus nicht ein Aushängeschild, mit dem wir die marxistischen Arbeitermassen an uns locken wollen, sondern tiefes, inneres Bedürfnis, und zwar nicht geboren aus einer wandelbaren Gefühlsstimmung, vielmehr aus nüchternen politischen Erkenntnissen. Wir wollen einen Staat, in dem die Arbeit und nicht das Geld der Souverän der Produktion ist, und wir haben den Willen, diesem ehernen Grundsatz das wirtschaftliche Leben unseres Volkes unterzuordnen.

Nun ist die deutsche Lage so, daß von einer sozialistischen Neugliederung unseres Wirtschaftslebens füglich gar nicht mehr die Rede sein kann. Es gibt in Deutschland nichts mehr, was zu sozialisieren wäre, denn die pazifistische Erfüllungspolitik der bürgerlichen Marxisten und der marxistischen Bürger hat einem außenpolitischen Phantom zuliebe und um ihre eigene unsittliche Machtposition zu halten, den deutschen Besitz auf allen Gebieten, vor allem aber auf dem Gebiet der Produktion verkitscht und verschachert, so daß uns heute in Deutschland kaum noch ein Stein gehört. Schuld daran trägt nicht allein die kapitalistische Raubbauwirtschaft des freihändlerischen Bürgertums, wie der Marxismus so gern wahrhaben möchte, und nicht allein die landesverräterische Verzichtpolitik der Sozialdemokratie, die das Bürgertum so gerne wahrhaben möchte. Beide wirken Hand in Hand und in ungetrübter Eintracht auf dasselbe Ziel hin, und deshalb fällt auf Bürgertum wie auf Marxismus die ganze Last der Verantwortung für die augenblickliche katastrophale Lage unseres Volkes.

Solange diese Lage fortbesteht, muß in Deutschland sowohl die Forderung auf Sozialisierung des Wirtschaftslebens wie auf Nationalisierung des Gesamtvolkes eine Phrase bleiben.

Der Youngplan, der in diesen Wochen dem deutschen Volk aufgezwungen werden soll, hat einen ausgesprochen antisozialistischen und einen ausgesprochen antinationalistischen Charakter. Er zerstört jede fernere Möglichkeit auf der einen Seite einer sozialen Verständigung innerhalb des deutschen Volkes und auf der anderen Seite einer Wiederherstellung unserer nationalen Freiheit und Ehre. Der

Kampf gegen dieſes Teufelsdiktat iſt ebenſoſehr Sache der deutſchen Sozialiſten wie der deutſchen Nationaliſten.

Ein Volk, das vertraglich gezwungen iſt, auf ſechzig Jahre in jedem Jahr eine Summe von zwei Milliarden an die Weltfinanz abzuführen, von zwei Milliarden, die es nicht aus eigenem Fleiß erarbeiten kann, die es vielmehr unter Verpfändung ſeines nationalen Beſitzes pumpen muß, dieſes Volk hat kein Recht, von Sozialismus zu reden: es iſt der bequeme Packeſel des Weltkapitals. Dagegen ſetzen wir uns als Sozialiſten zur Wehr. Und weiterhin: Ein Volk, das ſeine lebenswichtigſten Organe, wie Eiſenbahn, Münze und Wirtſchaft, verpfändet, dem das Ausland das Heereskontingent vorſchreibt, deſſen Verfaſſung beſtimmt wird nicht von der von der eigenen Volksvertretung feierlich beſchloſſenen, ſondern von den Tributdiktaten ſeiner Feinde, dieſes Volk hat kein Recht, von Nationalismus zu reden: es iſt eine ihrer Hoheitsrechte beraubte Plantage des Militarismus der andern. Dagegen ſetzen wir uns als Nationaliſten zur Wehr. Wir Nationalſozialiſten verfolgen alſo in unſerem Kampf gegen Young ein doppeltes Ziel: ein ſozialiſtiſches und ein nationaliſtiſches. Wir wollen die Youngketten zerbrechen, um dem deutſchen Nationalismus die Wege zu bahnen. Wir handeln alſo dabei im beſten Sinne des Wortes als Nationalſozialiſten.

Wenn wir uns in dieſem Kampf des Volksbegehrens bedienen, ſo iſt das nur eines der taktiſchen Mittel, mit denen wir verſuchen, zu unſerem Ziel zu kommen. Die Mittel, mit denen man einem Ziel zuſtrebt, ſind veränderlich. Das Ziel bleibt dasſelbe. Daß ſich bei der Anwendung dieſes Mittels Gruppen beteiligen, die weltanſchaulich von uns durch eine tiefe Kluft getrennt ſind, vor allem in ſozialiſtiſcher, aber, wenn man es recht beſieht, auch in nationaliſtiſcher Beziehung, ſo iſt das an ſich noch kein Beweis gegen die Richtigkeit dieſes Mittels. Was andere Gruppen mit dieſem Mittel erreichen wollen, iſt für uns vollkommen gleichgültig. Von Belang iſt nur, was wir damit erreichen wollen; und daß wir unſer Ziel, nämlich die weitere Vorbereitung des großen Endkampfes um die innere und äußere Befreiung Deutſchlands erreichen werden, dafür bürgt die Lauterkeit unſerer politiſchen Führung, die Konſequenz unſeres Programms und die ſtraffe Diſziplin unſerer Organiſation. Dem hat keine der ſonſt angeſchloſſenen Gruppen ein Gleiches in derſelben zielſtrebigen Klarheit und Folgerichtigkeit entgegenzuſetzen.

Wenn die Sozialdemokratie ein Volksbegehren einleitete auf Enteignung der Bank- und Börsenfürsten, der seit 1914 eingewanderten Ostjuden, auf Sozialisierung der Warenhäuser, würdet ihr da nicht mittun? Gewiß! Und warum? Weil das ein Volksbegehren von wahrhaft sozialistischem und nationalistischem Charakter wäre. Wieviel mehr ist das beim Kampf gegen Young der Fall! Hier müssen sich die Geister scheiden: für Young und damit gegen unsere sozialistische und nationalistische Zukunft! Gegen Young und damit für die Freiheit unserer Arbeit und die Wiederherstellung unserer Ehre. Deshalb tun wir im Kampfe gegen den Youngplan nicht nur mit, wir stehen hier, wie immer, mit klarem Ziel und revolutionärem Wollen in vorderster Front! 16. September 1929.

Gegen die Young-Sklaverei

Versailles: das war die Fortsetzung des Krieges mit den Mitteln der politischen Gewalt. Eine offene, blutende, lebenbedrohende Wunde am Körper des deutschen Volkes.

Dawes: das war die Fortsetzung des Krieges mit den Mitteln der diplomatischen Raffinesse. Eine Wunde, die, scheinbar im Heilen begriffen, unter ihrer Narbe einen Eiterherd barg, der unser Dasein vergiftete.

Young: das ist die Fortsetzung des Krieges mit den Mitteln der geschäftlichen Praxis. Eine Wunde, die nach außen vernarbt, nach innen wie eine schleichende Krankheit fortfrißt und unser Volksleben vernichtet.

Geändert hat sich seit Versailles nichts an der Tatsache unserer Versklavung, nur an den Methoden. Die vielgerühmte Liquidierung des Krieges besteht darin, daß die Art und Weise, wie man das deutsche Volk unter das Joch zwingt, abgefeimter, unsichtbarer, raffinierter und gemeiner geworden ist. Bei Versailles wußten wir alle, daß wir den Krieg verloren hatten, und daß der internationale Feind uns den Absatz in den Nacken setzte. Bei Dawes glaubte ein großer Teil des deutschen Volkes daran, daß das Schwert vertauscht sei mit dem Palmwedel, daß die Gewalt der Verständigung hätte weichen müssen. Bei Young redet man uns bereits ein, daß der Krieg endgültig liquidiert sei, und es nunmehr keine Sieger und keine Besiegten mehr gäbe.

Und dabei ist die deutsche Lage heute verzweifelter, als sie nach Versailles war. Versailles barg in sich den Kern zum Widerstand, zum Aufruhr und zur Rebellion. Dawes schon legte einen Teil unserer nationalen Kraft lahm, und der Youngplan vernichtet sie vollends.

Wir sind ein Volk geworden, das sich mit seiner verzweifelten Lage abzufinden beginnt. Wir gewöhnen uns an die Knechtschaft, und wir machen uns nichts mehr daraus, daß wir auf Generationen hinaus dem Weltkapital tribut- und zinspflichtig sind.

Der deutsche Widerstandswille ist in Fesseln geschlagen. Europa erscheint beruhigt und befriedet.

Was verlangt der Youngplan vom deutschen Volk?

1. Wir sind dazu verurteilt, auf rund sechzig Jahre Tributdienste für unsere Feinde zu tun, und zwar in einer Höhe und Schwere, wie sie bisher niemals einem Kulturvolk aufgezwungen wurden. Wir müssen auf drei Generationen jährlich an die Weltfinanz die phantastische Summe von zweitausend Millionen Mark abführen, und zwar werden wir diese Summen, da wir sie infolge unserer Absperrung vom Weltmarkt nicht erarbeiten können, auf dem Wege des Kredits aus dem Ausland nach Deutschland hereinnehmen müssen. Da uns aber niemand Geld auf unsere gute Gesinnung hin gibt, sind wir gezwungen, als Gegenleistung dafür unser Volksvermögen zu verpfänden. Die Folge davon wird sein, daß in kürzester Frist unsere ohnehin durch Krieg und Inflation bis auf ein Minimum zusammengeschrumpfte Substanz restlos verloren ist. Es wird uns dann kein Stein mehr im eigenen Hause gehören. Wir sind dann auch praktisch das, wozu man uns die letzten zehn Jahre bereits geistig und seelisch erzogen hat: die Arbeitstiere der Weltfinanz, die uns füttert, damit wir leben und für sie schuften können.

2. Die Hochfinanz hat zur besseren Durchführung dieses teuflischen Planes eine Weltreparationsbank gegründet, die die Aufgabe hat, das innerdeutsche Wirtschafts- und Finanzleben zu beaufsichtigen und zu kontrollieren. Diese Reparationsbank verwaltet unseren Etat, befindet über Deutschlands Einnahmen und Ausgaben, bestimmt unser gesamtes innerpolitisches Dasein, hat ausschlaggebenden Einfluß auf die Gebarung unseres sozialen Lebens, kurz und gut übt über Deutschland Rechte aus, wie sie niemals ein Kaiser oder König über uns noch über einem anderen Volk je innehatte.

3. Während der Dawespakt die Verantwortung für die Stabilität unserer Währung durch die Transferschutzklausel dem Reparationsagenten aufbürdete, ist diese Verantwortlichkeit nunmehr beseitigt worden. Deutschland muß über ein Drittel der ihm aufgezwungenen Verpflichtungen pro Jahr erfüllen, ohne Rücksicht auf seine wirtschaftliche und soziale Lage. Gleichgültig, ob dabei sein Volksleben verkümmert und seine Währung zusammenbricht.

4. Während wir auf Grund des Dawespaktes nur gehalten waren, aus einer aktiven Handelsbilanz heraus Tributzahlungen zu leisten — wenn auch die gegenwärtige erfüllungswütige Regierung niemals von dem Recht der Zahlungsweigerung, zu dessen Inanspruchnahme sie auf Grund unserer katastrophalen Lage geradezu gezwungen war, Gebrauch gemacht hat —, ist diese Chance uns im Youngpakt ganz, restlos und ohne Gegenleistung seitens unserer Unterdrücker verlorengegangen.

5. Der Dawespakt war als Provisorium gedacht. Der Youngplan ist endgültig und bietet uns bis zu seinem furchtbaren Ende keine Revisionsmöglichkeit mehr. Entzieht sich nun Deutschland für die Zukunft einmal unter dem Zwang seiner verzweifelten Lage den hier feierlich eingegangenen Verpflichtungen, dann bricht es Verträge, die in seinem Namen deutsche Staatsmänner ohne Zwang, gegen besseres Wissen und Gewissen unterschrieben haben.

6. Zwar wissen wir jetzt — und das wird als Vorteil des Youngplanes bezeichnet —, wieviel wir zu zahlen haben, aber die Endsumme ist so phantastisch hoch, daß unser Wissen darum nicht im mindesten einen Vorteil bedeuten kann. Wir bezahlen auf Grund des Youngplanes eine Summe von über hundertzwanzig Milliarden Mark an den Feindbund. Diese Summe ist auf rund sechzig Jahre verteilt. Unsere Staatsmänner haben also in Paris und im Haag einen Vertrag unterschrieben, der drei Generationen versklavt. Die Unterschrift unter diesen Vertrag ist schon deshalb unsittlich, weil man die, die ihn zu erfüllen haben, gar nicht um ihre Zustimmung befragen konnte, da sie ja noch gar nicht leben.

Wir setzen also Kinder in die Welt, von denen wir heute schon wissen, daß sie für ihr ganzes Dasein zu Sklavendiensten verurteilt sind.

7. Das Rheinland, so sagt man, wird geräumt. Wenigstens hat man es so der deutschen Regierung versprochen. Aber man hat uns

das schon so oft versprochen, daß wir nicht mehr daran zu glauben vermögen, weil man es ebensooft nicht gehalten hat. Deutschland jedenfalls hat sich im Haag verpflichtet, für den Rest der Besatzungszeit noch einmal dreißig Millionen Mark freigebig zu bezahlen. Und darüber hinaus: sollte es sich tatsächlich bewahrheiten, daß das Rheinland bis spätestens 30. Juni 1930 geräumt wird, dann bleibt die Tatsache bestehen, daß man das Rheinland formal frei machte, um dafür ganz Deutschland auf sechzig Jahre in Ketten zu legen.

8. Die Saarfrage, die angeblich auch im Haag endgültig gelöst werden sollte, ist erst gar nicht zur Debatte gestellt worden. Darüber sollen in der Zukunft Verhandlungen stattfinden. Man wird die Lösung des Saarproblems bei kommenden Erpressungen so teuer wie möglich an Deutschland verhökern.

9. Wir verzichteten im Haag, um den englisch-französischen Konflikt, an dessen Schürung wir alles Interesse haben mußten, beizulegen, auf die dreihundert Millionen Goldmark, die uns aus der Überschneidung des Youngplanes mit dem Dawespakt vertragsmäßig zustanden.

10. Wir verzichteten weiterhin und aus demselben Grunde auf den uns selbst nach dem Versailler Diktat zustehenden Ersatz der Besatzungsschäden in Höhe von schätzungsweise sechzig Millionen Mark.

Das nennt die feile, deutsch geschriebene Judenjournaille „Einigung in Paris und im Haag" und „Liquidation des Krieges". Ein Sechzigmillionenvolk auf sechzig Jahre in die Fron hineingepreßt, Land und Besitz verschachert, der Nachwuchs verkauft und verbüttelt, ein Volk in Tributknechtschaft auf Ewigkeit, die nationale Ehre verpfändet, die Arbeit verhökert, der Besitz verauktioniert und die Substanz verloren.

Es hat sich geändert seit Versailles und Dawes: unsere Sklaverei wird auf einen breiteren Zeitraum verteilt, sie wird unsichtbarer, korrupter und raffinierter. Young schließt den Kreis unseres Unglücks und unserer Schmach. Wir sind nun am Ende unseres Leidensweges. Das deutsche Volk hat die vielen Stationen seines Golgatha durchschritten, und eben machen sich seine Henker daran, es hohnlachend ans Kreuz zu schlagen.

Was können und müssen wir dagegen tun?

Zum ersten: Wir müssen den Volkskampf proklamieren gegen die Sklaverei. Das deutsche Volk ist sich gar nicht im klaren über die

Tragweite dieſes Tributdiktats, das ihm ſoeben aufgezwungen werden ſoll. Darum haben wir die Pflicht, unſer Volk aufzuklären, ihm ſeine Lage handgreiflich vor Augen zu führen und ihm Wege zu zeigen, die Sklaverei zu zerbrechen.

Zum zweiten: Das deutſche Volk wird, wenn es ſeine verzweifelte Lage einmal erkennt, von ſich aus und von ſelbſt ein Syſtem und ſeine Repräſentanten zum Sturz bringen, die es wiſſentlich und vorſätzlich in dieſe furchtbare Not hineingeführt haben.

Zum dritten: Es iſt dann unſere Aufgabe, den erwachenden Freiheitswillen der breiten Maſſen zu organiſieren, ihn ſyſtematiſch und bewußt weiter zu treiben und zu wachſenden revolutionären Erſchütterungen zu ſteigern.

Zum vierten: Dieſe revolutionären Erſchütterungen werden nur dann zum Ziel der Wiederbefreiung unſeres Volkes führen, wenn es gelingt, die beiden großen Aktionsflügel der deutſchen Innenpolitik, die in den großen geiſtigen Strömen des Sozialismus und des Nationalismus noch gefeſſelt liegen, freizumachen und unter einer neuen ſinn- und formgebenden Idee zu vereinigen. Dieſe Idee muß die Syntheſe bilden aus den zukunftsträchtigen Energien, die noch heute in den politiſchen Lagern von Bürgertum und Proletariat ſtecken. Sie heißt Nationalſozialismus und hat in unſerer Bewegung unter der Führung Adolf Hitlers ihre Auferſtehung gefunden.

Hier bildet ſich eine neue Front, die gegen Klaſſendünkel von rechts und Klaſſenhaß von links die ehrlich Wollenden des deutſchen Volkes in ſich zuſammenſchließt. Es iſt die Aufgabe unſerer Bewegung, dieſer Front den Weg zu brechen, ihr Sinn, Inhalt, Form und Programm zu geben. In ihr werden Proletarier und Bürger wieder Deutſche, und aus ihnen bildet ſich nach ſchweren ſeeliſchen Erſchütterungen ein neues deutſches Volk.

Ein Volk der Ehre und der Arbeit! Eine marſchierende Front der Bewußtheit, die Deutſchland frei machen will aus ſozialiſtiſchen und aus nationaliſtiſchen Motiven heraus.

Weil wir Sozialiſten ſind, darum wollen wir Young zerbrechen; denn Young bedeutet das Ende der Freiheit des deutſchen Arbeitertums, das Ende jeder Gerechtigkeit und damit jeder ſozialen Verſtändigung.

Und weil wir Nationaliſten ſind, darum haben wir dieſem Teufelspakt den Krieg angeſagt; denn Young bedeutet die Vernich-

tung unſerer nationalen Ehre, die Feſſelung unſerer politiſchen Freiheit, die Verewigung der deutſchen Schmach.

Bürger und Arbeiter reichen ſich hier die Hand. Nationaliſten und Sozialiſten marſchieren in einer neuen Front, wiederauferſtanden aus dem reinigenden Feuer einer jungen Bewegung, als Überwinder alter Ideale, als Zertrümmerer verweſener Formen, als Geſtalter neuer Ideen und Inhalte.

Die braunen Bataillone formieren ſich. Auf ihren Fahnen ſteht der Schlachtruf der Bewegung, die Deutſchland frei machen wird: Freiheit und Brot! In ihm findet unſer nationaliſtiſches und ſozialiſtiſches Bekenntnis ſeinen letzten und prägnanteſten Ausdruck.

Hinter dieſen Fahnen marſchiert das junge, bewußtgewordene Deutſchland, und aus Millionen Kehlen hallt heute ſchon der Ruf: Die Straße frei!

23. September 1929.

Volksentſcheid

Wenn es noch eines Beweiſes bedurft hätte, die abgrundtiefe Verlogenheit, Heuchelei und zitternde Angſt der derzeitigen Machthaber vor den kommenden Dingen aufzuzeigen, das allein würde vollauf genügen, daß die Regierung nahezu einen ganzen Monat nötig hat, um die Eintragungen zum Volksbegehren auszählen zu laſſen und dann, ohne dabei vor Scham und Selbſtverachtung in den Boden zu ſinken, den Tag des Volksentſcheides auf den 22. Dezember, alſo zwei Tage vor dem Heiligen Abend, feſtſetzt. Ja, das hätte genügt und könnte eigentlich heute jeden Blinden ſehend und jeden Tauben hörend machen. Später wird man einmal an dieſem Beiſpiel die Kinder in den deutſchen Schulen belehren, wie feige, hinterhältig und niederträchtig das amtliche Deutſchland nach dem Kriege der neuen Front einer kommenden Revolution Knüppel zwiſchen die Beine warf, wie es zu ſchwach und zu vergreiſt war, ſich zum offenen Kampf zu ſtellen, aber tapfer genug im Schimpfen, Verleumden, Verdrehen und Vertuſchen, in der Vorſpiegelung falſcher Tatſachen unter infamſter Ausnutzung amtlicher Machtmittel.

Der Reichstag hat als bezahlte Fremdenlegionskompanie auf deutſchem Boden, wie nicht anders zu erwarten war, das durch das Volksbegehren aufgeworfene deutſche Freiheitsgeſetz niedergeſtimmt. Aber wenn man die Dinge bei Licht beſieht, dann muß man doch

mit inniger Freude feststellen: am Ende waren die Erfüllungsparteien links und in der Mitte niedergestimmter als das Gesetz selbst. Es war ihnen bei Gott nicht wohl dabei, und dem einen oder dem anderen Finanzbüttel aus der Youngfront graust nun — und das mit Recht — vor den Dingen, die vor uns liegen. Daß die Regierung das Freiheitsgesetz für verfassungsändernd ansah, und daß das angeblich „dem deutschen Volke" geweihte Kolonialtribunal sich dieser Auffassung anschloß, ist außerordentlich erfreulich und für eine zukünftige Oppositionspolitik geradezu wegweisend. Damit ist klar zum Ausdruck gebracht, was wir seit zehn Jahren nicht müde werden, tauben Ohren zu predigen, daß Versailles und Weimar ein und dasselbe bedeuten, nur zwei verschieden gerichtete Gesichte desselben Zustandes darstellen, daß die Kriegsschuldlüge und die darauf basierende sechzigjährige Versklavung des deutschen Volkes gewissermaßen Bestandteile der Weimarer Verfassung sind, und wer dagegen ankämpft, diese Verfassung bricht. Damit wird Klarheit geschaffen. Die roten Zaren im Kabinett demonstrieren sich hier dem souveränen Volk ohne Maske und Schminke als vom Ausland bezahlte und ausgehaltene Büttel der Hochfinanz, die nur zur lügnerischen Täuschung der breiten Massen die Titel deutscher Amtlichkeit tragen. Zum ersten Male ist das demokratische Deutschland seit 1918 gezwungen, Farbe zu bekennen, und es tut das mit einer erfrischenden Deutlichkeit. Verfassung ist jetzt gleich Verfassung, das heißt Weimar gleich Zustand, und die Verfassungshüter demaskieren sich hierbei als Träger und Nutznießer des gegenwärtigen Verfalls, während die Verfassungsfeinde immer mehr sichtbar erscheinen als Beseitiger dieses Verfalls und seiner Nutznießung durch parasitäre Parlamentsbonzen. Zwischen Regierung und Volk schiebt sich nun nicht mehr das Blatt Papier von Weimar. Wir stehen uns Auge in Auge gegenüber; zwischen uns ist Klarheit.

Und das ist gut so. Was wir vom Kampf gegen Young vorerst erwarteten, das haben wir bereits erreicht. Die Fronten haben sich geschlossen, hüben und drüben. Der eine sagt ja, der andere sagt nein. Es ist dabei vorerst nur von untergeordneter Bedeutung, ob der nun bevorstehende Volksentscheid durchgeht oder fällt. Unsere Aufgabe muß es sein, ihn so hoch zu treiben, wie das nach Lage der Dinge möglich erscheint, im übrigen aber die Entscheidung für die nächste Zukunft abzuwarten. Die hohen Tiere in den Regierungs-

parteien täuſchen ſich, wenn ſie annehmen, das Volk in ſeiner Geſamtheit ſtehe dieſem Kampf teilnahmslos gegenüber. Das Volk fängt an, politiſch zu denken und — wir verdanken das in erſter Linie der Aufklärungsarbeit der NSDAP. — in der Erfüllungspolitik die Quelle alles Übels zu erkennen; wenn es ſich am 22. Dezember nicht in überwältigender Mehrheit zu uns bekennen ſollte, die Youngdeutſchen mögen nicht glauben, das ſei ein Votum für ſie. Die breite Maſſe iſt noch neutral, aber ſie neigt in ihren Sympathien ſchon ſtark zu uns. Es wird die Aufgabe der kommenden Monate ſein, dieſe Neutralität zu brechen und aus Zuſchauern Kriegsteilnehmer zu machen. Die Regierung möge ſich fragen, welche Druckmittel ſie dabei in der Hand hat, und welche wir. Sie hat nur Not, Verfall, Hunger und Arbeitsloſigkeit, Folgen der Youngpolitik. Wir haben den Hinweis auf dieſe Folgen, die uns nicht unerwartet kommen werden, ſondern die wir heute noch einmal, wie ſo oft, prophezeien.

Die Youngdeutſchen gehen einen gefährlichen Weg. Wir wünſchen ihnen dazu viel Glück. Stolpern ſie, wir werden ſchon nachſtoßen; und ſie mögen überzeugt ſein, das Volk wird ihnen keine Stütze mehr bieten.

Sie hängen heute ſchon in der Falle, ſie merken's nur nicht. Am 22. Dezember werden ſie noch einen Ausbruchsverſuch machen. Aber es iſt vergebens. Vielleicht laſſen wir nur die Leine etwas locker.

Herr Severing macht einen Volksentſcheid. Unter Umſtänden hat er Glück damit.

Die Entſcheidung jedoch fällen wir und werden ſie auch gewinnen.

8. Dezember 1929

Das zweite Haag

Die Delegierten der Feindbundſtaaten verſammeln ſich nun zum zweiten Male mit den Vertretern des deutſchen Volkes im Haag, um dem Youngplan die letzte Feilung zu geben, ſeine Unebenheiten und noch beſtehenden Unklarheiten aus dem Wege zu räumen und dann den in Betracht kommenden Parlamenten ein fertiges Vertragswerk vorzulegen. Die Weltpreſſe hallt auch diesmal, wie immer bei ſolchen Gelegenheiten, wider von großen Hoffnungen und Erwartungen, und der hochgebildete deutſche Michel rankt ſich zum letztenmal empor an dem Vertrauen auf ein gütiges Schickſal, das am Ende

doch die bösen Dinge zum Guten wenden werde. So ist augenblicklich die Lage.

Allerdings hat sich die Situation, seitdem die Herren der Welt mit ihren gefügigen Rüsselputzern sich das erstemal im Haag zur Debatte versammelten, grundlegend geändert. Stresemann fehlt unter den Partnern. Und das ist zweifellos für Frankreich ein großer Verlustposten. Nicht als glaubten wir, daß die an seiner Stelle die deutsche Republik vertretenden Minister ihm etwa nachstünden an Unterwürfigkeit, Liebedienerei und verantwortungslosem Optimismus; aber keiner versteht so wie er, auf der Klaviatur der deutschen öffentlichen Meinung souverän herumzuspielen. Was diesen Mangel noch um ein bedeutendes verschärft, das ist die Tatsache, daß heute innerhalb der deutschen Grenzen immerhin eine beachtliche Minderheit steht, die den Dingen ein aufmerksames Auge zuwendet und sich kein X mehr für ein U vormachen läßt. Zwar hat der Volksentscheid gegen den Youngplan und die daraus resultierende Versklavung des deutschen Volkes nur sechs Millionen aufrechte Deutsche zum Protest auf den Plan gerufen. Aber so klug ist man auch in Paris und in der Wallstreet, um abmessen zu können, wieviel schwerer diese sechs Millionen wiegen den dreißig Millionen gegenüber, die zu Hause blieben. Dazu stieß in den letzten Monaten auf die Anti-Youngfront ein Bundesgenosse, dessen ungeheure Durchschlagskraft im Endeffekt noch gar nicht abzusehen ist: die zunehmende Krisenhaftigkeit der deutschen Wirtschaft und die damit verbundene katastrophale Entwicklung der deutschen Reichsfinanzen. Man mußte dem wachsenden Unwillen schon einen der Hauptschuldigen am deutschen Bankrott opfern: den Juden Dr. Hilferding, der sich in der defaitistischen Tributpolitik etwas zu weit vorgewagt hatte und deshalb auch für die Parteien außerhalb der Gegnerschaft gegen Young nicht mehr tragbar erschien. Der Sturz Hilferdings ist in Deutschland durchaus nicht so spurlos vorübergegangen, wie es vorerst den Anschein haben mochte. Das deutsche Volk ist hellhörig geworden. Es erinnert sich in einer dumpfen Ahnung, daß dieser unglückbeladene Zeitgenosse schon einmal auf demselben Sessel saß, von dem er jetzt herunterfiel, und daß nach seinem damaligen Abgang fast wie automatisch die Katastrophe von 1923 eintrat. Wenn die Herren der Republik sich auch noch in der angenehmen Hoffnung wiegen, daß ihr bester und treuester Bundesgenosse die Vergeßlichkeit des deutschen Volkes sei,

das Ausland hat längst eingesehen, daß auch diese Wahrheit nur mit einem Körnchen Salz verstanden werden darf, daß sich seit einem Jahr eine grundlegende politische Umschichtung in den breiten Massen vollzogen hat und weiter vollzieht, und daß die Trägerin dieser Umschichtung in erster Linie die nationalsozialistische Bewegung ist.

Gewiß, auch damals, als es galt, die Dawesgesetze zur Magna Charta des deutschen Daseins zu machen, erhob sich von allen Seiten Widerstand und Skepsis. Nur die Lauten und Gewissenlosen waren ehrlich begeistert und trugen ihre Befriedigung vor aller Welt offen zur Schau. Aber der Widerstand dagegen war damals doch mehr gefühlsmäßiger Art, und diejenigen, die aus der Erkenntnis der Dinge ihre warnende Stimme erhoben, predigten fast immer tauben Ohren, weil ihnen keine trostlose Vergangenheit zur Verfügung stand, auf die sie wie auf eine Wunde den Finger legen konnten. Das ist nun anders. Dawes und die daraus resultierende ungeheure Verelendung der schaffenden Stände steht noch drohend vor aller Augen. Deutschland erwartet nun von Young eine grundlegende Besserung dieser Verhältnisse. Und wo diese nicht eintreten wird, da sie nicht eintreten kann, beginnt dann der Volkswiderstand.

Man mag aus diesen Andeutungen ermessen, von welcher weittragenden Bedeutung unser Kampf gegen Young für die Zukunft noch sein wird, und wie recht der Gegner hatte, wenn er, aus seinem Blickfeld heraus natürlich, Volksbegehren und Volksentscheid als ausgemachte Perfidie anprangerte. Es war in der Tat perfide, die Youngparteien aus dem Versteck herauszuholen, sie zum offenen Bekenntnis zu zwingen, nicht zuzulassen, daß die schicksalsschwerste Entscheidung, die je über unserm Volk fiel, hinter den Kulissen gefällt würde, sondern vorher in einer offenen Feldschlacht die Geister sich scheiden mußten. Nun haben die Parteien ihr Votum abgegeben, und keiner von ihnen wird es gelingen, sich der drohenden Verantwortung der kommenden Katastrophe zu entziehen.

Unter diesem ungünstigen Stern steht die zweite Haager Konferenz. Während dort die deutschen Delegierten sich bereit machen, ein Vertragswerk zu unterzeichnen, auf Grund dessen Deutschland gehalten ist, auf sechzig Jahre zwei Milliarden pro anno an die Weltfinanz auszubluten, fehlt jetzt schon genau dieselbe Summe im normalen deutschen Etat. Während man im Haag auf über ein hal-

bes Jahrhundert die Geſetze paraphiert, nach denen ſich das Leben unſeres Volkes abſpielen ſoll und muß, gerät das Reich unter die Zwangsverwaltung, melden die Städte ihre Zahlungsunfähigkeit an, verendet eben der letzte deutſche Steuerzahler unter einem unerträglichen Laſtendruck, verödet die Wirtſchaft und wird der deutſche Bauer mitleidlos von Haus und Hof vertrieben.

Und beginnt ein rebellierendes Volk aufzuſtehen gegen ſeine Peiniger. Dumpf grollt es ſchon in den Maſſen. Es geht wie der Atem einer neuen Zeit durch alle Klaſſen, Stände, Berufe, Landſchaften und Konfeſſionen. Der Sturm bricht los. Wir verharren noch im Schweigen. Aber das Land iſt ſchwanger von jener kataſtrophiſchen Stimmung, die die Atmoſphäre erfüllt, bevor nach laſtender Sommerhitze der erſte erlöſende Blitz ſchlägt.

Im Haag ſitzen die Herren Europas und ſchreiben ihr letztes Teſtament.

Sie ſollen auf der Hut ſein! Deutſchland iſt im Erwachen!

5. Januar 1930.

Der Youngpatriot

Sie wiſſen es alle, von Breitſcheid bis Treviranus: daß der Youngplan unerfüllbar iſt, und daß die Summen, die uns darin abgefordert werden, nicht aus dem Ertrag unſerer Arbeit gewonnen werden können, ſondern nur aus der Subſtanz, durch Hereinnahme von Anleihen und Krediten unter verantwortungsloſer Verpfändung des deutſchen Nationalbeſitzes; daß jedes private Geſchäft, das auf dieſe Weiſe Verträge abſchließen wollte, mit dem Staatsanwalt in Konflikt käme und wegen betrügeriſchen Bankrotts vor den Kadi gerufen würde. Sie wiſſen es alle, und wüßten ſie es nicht, ſie könnten es hören aus den Stimmen der Vernunft im neutralen und gar im feindlichen Auslande, aus den Mahnungen deutſcher Wirtſchaftskapazitäten, die gewiß nicht in dem Verdacht ſtehen, von unſerer Farbe zu ſein. Sie geben es auch unter vier Augen mit Augurenlächeln zu. Sie haben im Ernſt unſerer Beweisführung nichts entgegenzuſetzen, denn es iſt ihre Beweisführung, nur daß wir den Mut haben, ſie in der Öffentlichkeit vorzutragen, während ſie ſie nur hinter verſchloſſenen Türen verlauten laſſen. Sie unterſcheiden ſich von uns nur im Charakter, nicht in der Erkenntnis. Und darum

kann ihnen heute selbst der Wohlwollendste nicht mehr den guten Willen zubilligen. Sie sind Volksvernichter mit Bewußtsein und Wissen. Die Bruchstelle ihrer Haltung liegt nicht im Gehirn, sondern im Herzen. Es mangelt nicht am Wissen, sondern am Charakter.

Bei den roten Landesverrätern nimmt das nicht mehr wunder. Ihr ganzes politisches Geschäft war ja seit 1918 der Ausverkauf, die schamlose Verhandelung unserer nationalen Ehre und unserer sozialen Wohlfahrt für bare Kredite, mit denen sie das System auflackierten und salonfähig machten. Sie haben niemals Wert darauf gelegt, als national zu gelten. Ihr Beruf ist seit ihrem Bestehen der organisierte Landesverrat auf allen Gebieten. Es ist zwecklos und unfruchtbar, sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Ihnen imponieren nicht die Argumente, sondern nur noch der politische Knockout.

Das ist so der Fall bei den roten und bei den schwarzrotgelben Marxisten. Was aber soll man zu den schwarzweißrot drapierten Vaterlandsverteidigern sagen, die sich zum Steigbügelhalter dieses schamlosen Systems machen? Sie treiben dieselbe Politik wie die Brüder in Marx proletarischer und bürgerlicher Prägnanz, nur sie begründen sie anders. Sie sagen auch wie wir, daß Young ein Verbrechen ist am schaffenden Volk, an der nationalen Ehre und sozialen Gerechtigkeit. Aber sie bestreiten, daß man etwas dagegen tun kann und soll. Sie sind zwar bereit, im Parlament dagegen zu stimmen, weil sie wissen, daß die breiten Massen das so wollen — aber sie entziehen sich dem Kampf gegen dieses Vertragswerk, der im Volke selbst ausgefochten wird. Sie verlassen im entscheidenden Augenblick die Aufmarschfront des Nationalismus und fallen der Rebellion gegen die Sklaverei in den Rücken. Die Lambach und Treviranus nennen das konservativ, aber das ist in ihrem Munde nur eine Phrase, nur ein Aushelf, um die eigene politische Rückgratlosigkeit damit zu überkleistern. Und hinter ihnen dämmert bereits der niederträchtigste Versuch auf, der jemals an der Freiheit der deutschen Nation vorgenommen wurde: sie lassen von den anderen den Youngplan annehmen, um selbst dieses Schanddokument praktisch zu organisieren. Ihre nächste Parole wird die Lastenverteilung sein. Das heißt, sie werden sich, ist Young einmal Wirklichkeit geworden, damit abfinden und versuchen, die unmögliche Ausführung dieser Forderungen auf die Schultern der breiten Massen zu legen und das politische Bürgertum, soweit es geht, davon zu verschonen. Sie werden diesen

ſchamloſen Raubzug mit nationalen Phraſen einſpeicheln, und ſie geben damit dem, was ſie unter vaterländiſcher Geſinnung verſtehen, bei den breiten Maſſen den Gnadenſtoß und rauben ihm für alle Ewigkeit im Volk den Kredit. Eine national drapierte Haltung, die ſich vor aller Welt mit dem unſauberſten und diffamierendſten Geſchäft, das je die Geſchichte ſah, mit der Ausplünderung des deutſchen Volkes im Bütteldienſt der Weltfinanz, belaſten läßt, iſt damit erledigt. Sie hat ausgeſpielt und iſt für immer degradiert und korrumpiert.

Und dagegen gilt es Front zu machen. Der Youngpatriot, ein würdiges Gegenſtück zu jenen einundfünfzig Dawespatrioten, die in einer heilloſen Verkennung ihrer nationalen Pflicht der Kommerzialiſierung der deutſchen Kriegsſchuld den erſten Weg bahnen halfen, geht wieder um. Er ſitzt am Flügel der Aufmarſchfront, jederzeit bereit, die Reihen bewußt gewordener deutſcher Jugend aufs neue zu verwirren. Keine Schranke iſt hoch genug, uns vor aller Öffentlichkeit von ihm zu trennen, kein Wort zu ſcharf, ihn vor den Maſſen des Volkes zu diffamieren und zu brandmarken. Wir haben allen Grund, gerade jetzt den Nationalſozialismus endgültig zu reinigen von dieſen Überläufern nach Frankreich, ihre Geſinnung in der Aufmarſchbewegung mit Stumpf und Stiel auszurotten, um damit jede fernere Möglichkeit zu bannen, daß ein halber Schwächling unter uns rückfällig werden könnte. Das Jahr 1929 war das Jahr der Scheidung. Es hat zwiſchen Erfüllung und Widerſtand eine Mauer aufgerichtet, die nicht mehr überklettert werden kann. Es iſt unſere Pflicht, dafür zu ſorgen, daß nun keiner hüben ſtehenbleibt, der drüben ſtehen müßte. Nur nach vollzogener Reinigung kommt es zu einer Einigung des Willens, und erſt nach durchgeführter Scheidung fällt die Entſcheidung.

Man muß zum Widerſtand gegen Young ja oder nein ſagen. Es iſt angeſichts der bedrängten Lage, in der ſich Deutſchland befindet, unerträglich, daß unter den Aufrechten noch Halbſtarke ſtehen, die mit ihrem Kompromißgeruch die geſunde Luft des Angriffs verpeſten.

Wer Young annimmt, der ſoll es ausführen. Die Aufmarſchfront muß vor aller Welt rein bleiben und ihre Hände in Unſchuld waſchen. Sie darf den Verrätern an der deutſchen Nation nicht die

Möglichkeit geben, ſich bei der kommenden Abrechnung hinter der Verantwortung der anderen zu verkriechen.

Es gibt nur Younganhänger und Youngzertrümmerer.

Sie ſollen wählen, ſo oder ſo. Das Mundſpitzen iſt nun vorbei, es muß jetzt gepfiffen werden!

19. Januar 1930.

Geſinnungsperverſion

Vor dem Kriege:

Der Kaiſer verkehrt mit Juden und Judengenoſſen, während deutſchbewußte Politiker ſich nicht ſchmeicheln können, ſein Ohr zu beſitzen, ſondern gar noch von ihm belächelt und verhöhnt werden.

Der Kanzler des Kaiſerreiches, von Bethmann-Hollweg, brüſtet ſich damit, daß auf ſeinem Nachttiſch das „Berliner Tageblatt" liegt, und daß ihm am Morgen ſein erſter Blick gelte, damit er wiſſe, welche Politik er betreiben müſſe.

Der Wortführer der nationalen Oppoſition heißt Maximilian Harden, der Herausgeber der „Zukunft". Dieſer Jude ſchreibt das, was die bürgerlich-nationale Welt als ihre politiſche Meinung verficht.

In den Witzblättern vom Schlage des „Simpliziſſimus" werden der Pfarrer, der Schlotbaron, der Krautjunker und der Gardeleutnant als die verächtlichſten Subjekte, die Gottes Erde bevölkern, den breiten Maſſen dargeſtellt. Die ſogenannte nationale Intelligenz entrüſtet ſich nicht etwa darüber, ſondern ſie findet das beluſtigend und erheiternd, geiſtreich und unterhaltſam.

Die Arbeiterſchaft, der noch unverdorben gebliebene Teil der Nation, wird von internationalen Juden, Eindringlingen des Sozialparaſitismus, gegen den bürgerlichen Kapitalismus geführt. Die größeren Drohnen bekämpfen die kleineren Drohnen mit Hilfe der Ausgedrohnten.

Während des Krieges:

Der Jude Rathenau organiſiert die Rohſtoffverteilung.

Draußen kämpft der Frontſoldat unter Einſatz ſeines Lebens für die Sicherheit der Grenzen. Im Lande erlaſſen die Parlamentsbonzen Friedensreſolutionen.

Der Soldat gibt sein Blut, der Kapitalist leiht sein Geld.

Tausende müssen an den Fronten verbluten, während in den Fabriken unter Führung landesverräterischer Subjekte Munitionsstreiks organisiert werden.

Der Kaiser kennt keine Parteien mehr, er kennt nur noch Deutsche; dabei schließt er auch alle die ein, die keine Deutschen sein wollen, die es gar nicht sind und auf Grund ihrer rassischen Minderwertigkeit auch gar nicht sein können.

Am Ende des Krieges schreitet man zur Bildung von Arbeiter- und Soldatenräten. Tonangebend in diesen bolschewistischen Gebilden sind Subjekte, die niemals gearbeitet haben, sondern nur geschoben, die niemals Soldaten waren, sondern nur Deserteure.

Man beauftragt diejenigen mit der Niederschlagung der Revolte, die die Revolte erst angezettelt haben.

卐

Nach dem Kriege:

Auf dem Pariser Platz in Berlin werden die heimkehrenden Garderegimenter von einem internationalen Judenschieber im Namen des deutschen Volkes begrüßt.

Die, die das Volk durch ihre verbrecherische Politik seiner letzten Lebensrechte beraubten, nennen sich Volksbeauftragte, sie ziehen über der Republik die Fahne hoch, die der Feind draußen über den Schützengräben mit der Aufforderung zur Desertion herunterwarf. Minderwertigster Pöbel reißt den aus der Front mit Schmutz und Blut beladenen heimkehrenden Soldaten und Offizieren die Ehrenzeichen der Tapferkeit von der Brust und nimmt ihnen die Gewehre ab.

Der deutsche Soldat wird als Schwein, als Biest, als Bluthund beschimpft, während man vor dem Soldaten der Entente nur Bewunderung empfindet.

Deutschland unterschreibt einen Friedensvertrag, demzufolge es seine besten Söhne, Generäle, Flieger- und Marineoffiziere, Männer, die nur für das Vaterland ihr Leben einsetzten, als Kriegsverbrecher an den Feindbund ausliefern muß.

Zum bayerischen Ministerpräsidenten wird der polnische Jude Kurt Eisner ernannt. Die bürgerlich-christlichen Parteien bieten ihm ihre loyale Mitarbeit an.

Dieſer Jude Eisner telegraphiert nach Paris ungefragt und unaufgefordert Deutſchlands Alleinſchuld am Weltkrieg und ſetzt hinzu, daß es ſich für alle durch den Krieg entſtandenen Schäden haftpflichtig fühlt.

In des Volkes höchſter Not erſtehen ihm ſechzehn parlamentariſche Parteien.

Deutſche Soldaten werden vor dem höchſten Gerichtshof des Volkes als Kriegsverbrecher abgeurteilt, und man führt ſie in Ketten gefeſſelt in die Gefängniſſe.

Als das Regiment der Schieber in Gefahr gerät, ſtellen ſich dieſelben Helden zum Schutz davor auf. Die Republik gibt ihnen wider die mit dem Feind abgeſchloſſenen Verträge Waffen mit dem Anheimgeben, ſie unter allen Umſtänden und mit allen Mitteln geheimzuhalten. Dabei werden ein paar Dutzend landesverräteriſche Schufte mit Recht und nach Geſetz umgelegt.

Nachdem die Republik wieder gefeſtigt iſt, klettern die Schieber auf den Thron und ſtecken die Helden ins Loch.

Die größte deutſche Arbeiterpartei, die Sozialdemokratie, wird durch den Barmatſkandal ſo kompromittiert, daß man annehmen könnte, ihr Beſtand ſei ernſtlich gefährdet. Bei der nächſten Wahl gewinnt ſie dreihunderttauſend Stimmen.

Die Partei, die ſeit ihrer Entſtehung den Brudermord und Bürgerkrieg verfocht, beſchimpft die Partei, die dieſem Wahnſinn Einhalt gebieten will, als Arbeitermordorganiſation.

Der Marxismus als größte deutſche Arbeitnehmerbewegung wird zum Büttel der Großfinanz. Die Sozialdemokratie verſprach Sozialiſierung, aber ſie ſozialiſierte nicht, ſondern was ſchon ſozialiſiert war, kapitaliſierte ſie wieder.

Juden werden Richter, Ärzte, Rechtsanwälte und Lehrer. Wer ſie „Jude" nennt, fliegt dafür ſechs Monate ins Loch.

Die Deutſchnationale Volkspartei nimmt das Republikſchutzgeſetz an.

Ein deutſchnationaler Miniſter in Bayern und ein internationaler Miniſter in Preußen verbieten Adolf Hitler zwei Jahre lang das Reden, weil er Ausländer ſei.

Die Deutſche Volkspartei erringt einen großen Wahlerfolg unter der Parole: „Von roten Ketten macht euch frei allein die Deutſche Volkspartei". Dann legt ſie Deutſchland die roten Ketten um.

Eine große Regierungspartei verſchickt vom Reichstag aus Broſchüren, in denen offen zum Landesverrat aufgefordert wird; dieſelbe Partei ſtellt den Berichterſtatter, wenn es ſich darum handelt, Nationalſozialiſten die Immunität zu nehmen, um ſie wegen Hochverrats anzuklagen.

Die Kommuniſten kämpfen angeblich gegen Young, laſſen aber in Berlin beim Volksentſcheid die Stimmlokale überwachen, um die, die ſich gegen Young erklären, verfemen und terroriſieren zu können.

In Berlin fordert ein beamteter Schulrat, für die Volksſchulen Geſchichtsbücher herauszugeben, in denen Deutſchlands Alleinſchuld am Kriege feierlich feſtgelegt wird.

Gegen die Kriegsſchuldlüge demonſtrierende Studenten werden im beſetzten Gebiet von der Beſatzung und in Berlin von der Staatspolizei auseinandergeknüppelt.

Das iſt nur eine kleine Blütenleſe. Sie ließe ſich nach Belieben vergrößern. Aber auch das mag genügen. Es zeigt mit erſchreckender Deutlichkeit, wie tief wir geſunken ſind, und beweiſt auch, daß es ſich hier nicht mehr um eine akute Lähmung unſeres Nationalbewußtſeins handelt, ſondern um eine krankhafte Pervertierung unſeres Charakters und unſerer Haltung. Es iſt in der Tat eine Geſinnungsperverſion in des Wortes wahrſter Bedeutung. Nur eine grundſätzliche Auseinanderſetzung mit den Mächten des Untermenſchentums kann hier Wandel ſchaffen. Es geht nicht mehr um Reformen, es geht um einen radikalen Sturz der heute herrſchenden Unwerte. Das deutſche Deutſchland muß ganz von vorn anfangen.

Es iſt ſchon im Aufbruch! Wer marſchiert mit?

2. Februar 1930.

Rheinlandräumung

Einer der gewichtigſten Gründe, die für die Annahme des Youngpaktes ins Feld geführt zu werden pflegen, iſt der: der „Neue Plan" ſchaffe eine bisher noch nicht erkannte Möglichkeit, Europa endgültig zu befrieden, und in Verfolg dieſer Befriedung werde das unter ſchwerſter Beſatzung des Feindes ſchmachtende Rheinland wieder frei. Nun hat dieſe Freude über die kommende Rheinlandräumung ſchon dadurch eine kleine Trübung erfahren, daß Frankreich in Haag aus-

drücklich das Sanktionsrecht seitens der deutschen Unterhändler zugebilligt bekam, daß es also auch nach erfolgter Räumung jederzeit wieder die Möglichkeit hat, deutsches Land zu besetzen, ohne daß wir darin eine feindliche Handlung sehen könnten und dürften. Allerdings werden die Erfüllungspatrioten auf diesen Einwand erwidern, das Sanktionsrecht trete für Frankreich nur im alleräußersten Falle in Kraft, dann nämlich, wenn Deutschland sich weigere, auf Grund seiner Verpflichtungen weiterzuzahlen, also den Youngplan „zerreiße". Derjenige, der diesen Einwand anführt, ist sich wohl kaum darüber klar, wie sehr er gegen ihn selbst spricht. Denn er unterstellt ja damit, daß Deutschland in jedem Fall, auch in dem der tatsächlichen Unmöglichkeit, weiterzahlen werde, und daß eine deutsche Regierung, die aus Verantwortungsgefühl dem eigenen Volk gegenüber der Tributpolitik ein Ende mache, eben nichts anderes verdiene, als daß Frankreich ihr Land aufs neue besetze. Wir schmeicheln uns nicht, dieser Meinung stichhaltige Gegengründe anführen zu können. Denn hier liegt der Unterschied zu uns nicht in der Erkenntnis, sondern im Charakter, und darüber läßt sich bekanntlich nicht streiten.

Aber wir glauben doch, anderseits einen indirekten Beweis gegen die Rheinlandräumung führen zu können, und zwar von so vernichtender Schärfe, daß er zugleich auch den Youngpakt und die aus ihm resultierende neue Ordnung der Dinge mitten ins Herz hinein trifft. Die deutsche Regierung erklärt: wenn wir den Youngplan annehmen, dann wird das Rheinland geräumt. Briand sagte neulich in der französischen Kammer: Nur wenn Deutschland den Youngplan annimmt, werden wir unsere Truppen vom Rhein zurückziehen. Frankreich wird den Rhein nur räumen, wenn es im Youngpakt der bisherigen Regelung gegenüber eine bessere durchsetzt. Was für Frankreich als Tributnehmer günstig ist, das ist für Deutschland als Tributgeber ungünstig. Entweder also ist die Rheinlandräumung für uns ein Nachteil, dann bedeutet Young für uns einen Vorteil, oder aber sie bedeutet für uns einen Vorteil, dann ist Young unser Nachteil. Hält jemand uns für so dumm, daß wir glauben sollen, Frankreich schenke uns die Rheinlandräumung zum Dank dafür, daß wir uns bereit erklären, im Youngvertrag eine für uns günstigere und damit doch zwangsläufig für Frankreich ungünstigere Lösung der Reparationsfrage anzunehmen?

Aber darüber hinaus bietet gerade diese Frage die Möglichkeit,

das Problem Young von einer ganz neuen Seite aus aufzurollen. Wir haben in unserer Kampagne gegen diesen Vertrag immer darauf hingewiesen, daß seine große Gefahr gerade darin bestehe, daß er keine Revisionsmöglichkeiten mehr biete, daß er aus der politischen Frage der Kriegsentschädigungen eine geschäftliche Angelegenheit der Wiedergutmachung mache, daß eine Kommerzialisierung der Tribute Deutschland in die Unmöglichkeit versetze, je mit politischen Mitteln ein unwürdiges und unerträgliches Joch der Sklaverei abzuschütteln. Die versprochene Rheinlandräumung ist der schlagendste Beweis für diese Behauptung. Wenn Frankreich das Rheinland räumt, dann gibt es damit sein letztes unmittelbares militärisches Pfand aus der Hand, und es wird und kann das nur tun, wenn es andere bessere Sicherheiten hat, zu seinem Geld zu kommen. Diese Sicherheiten bietet ihm der Youngvertrag in vollstem Maße. Die Tributfrage regelt sich nach ihm automatisch und zwangsläufig. Sie ist nun ein wie ein Uhrwerk ablaufendes Börsengeschäft geworden. Frankreich gibt seine Pfänder heraus, weil es sie gar nicht mehr nötig hat.

Wann bindet man den Hund an die Kette? Wenn er wild oder wenn er zahm ist? Wann nimmt man ihm den Maulkorb ab? Wenn er beißt oder wenn er nur bellt? Der Youngvertrag bricht uns die letzten Reißzähne aus dem Gebiß heraus, wir können danach nur noch bellen, nicht mehr beißen. Warum sollte Frankreich uns wie einen wilden Hund an eine enge Hütte ketten, wo wir doch aufs beste dressiert sind, apportieren und auf Kommando kuschen und schön machen? Weshalb sollte Frankreich seine Negerbataillone am Rhein stehen lassen, da die deutsche Regierung freiwillig und ohne Widerspruch das tut, was ja doch diese Negerbataillone erst erzwingen sollten?

Daß Frankreich den Rhein räumt, daß es auf den Reparationsagenten verzichtet, daß es der Republik einen Teil der ihr durch den Dawesvertrag gänzlich geraubten Souveränitätsrechte zurückgibt, das ist eigentlich die tiefste Schmach, die die deutsche Regierung im Haag eingehandelt hat; und sie täte gut daran, sich darum in Grund und Boden zu schämen, anstatt damit auf den Märkten der Politik hausieren zu gehen. Frankreich hat dem deutschen „Hund" die Kette abgenommen, weil es besser als wir alle weiß, daß er nicht mehr beißen kann. Es sichert sich Sanktionsrechte für den Fall, daß ein-

mal einer kommt und aus dem zahmen Pudel wieder eine reißende deutsche Dogge macht.

Wir gratulieren der Regierung zu diesem Erfolg. Er enthebt uns des Beweises dafür, daß diese Regierung feige ist und gar nicht mehr den Mut aufbringen will, sich gegen die ewige Sklaverei zur Wehr zu setzen. Frankreich, der schärfste, kritischste und argwöhnischste Beobachter Deutschlands, sieht keinen Grund mehr, Sicherheiten zu fordern. Diese Regierung ist ihm Garantie genug, daß wir erfüllen bis zum letzten Rest.

Und die Nutzanwendung: das System von heute ist kein deutsches Vollzugsorgan mehr. Es ist nur noch der Geld- und Tributeintreiber des Feindes. Frankreich vertraut ihm ohne Pfänder. Darum muß das deutsche Volk ihm sein Vertrauen entziehen, muß es zum Sturz bringen und damit Platz machen für neue Männer:

für eine Regierung der Ehre, der Freiheit und der Arbeit!

16. Februar 1930.

Lastenverteilung

Das ist hier die Frage, um die augenblicklich eifrigst und mit Leidenschaft hinter den Kulissen und die nächsten Monate hindurch heuchlerisch und mit viel Pathos im Plenum des Reichstags gestritten wird. Was heißt das?

Die Republik hat seit 1919 eine Außenpolitik betrieben, deren einziges Charakteristikum die bedingungslose Erfüllungsbereitschaft war, und zwar eine Erfüllungsbereitschaft, die im umgekehrten Verhältnis zur Erfüllungsmöglichkeit stand. Man konnte die uns abgeforderten Tributleistungen nicht vom Ertrag unserer Arbeit nehmen, da unsere Arbeit eben dazu ausreichte, das deutsche Volk zu ernähren. Und so behalf man sich damit, von 1919 bis 1924 den liegenden Besitz in Deutschland zu verbütteln, und von 1924 bis 1930 setzte man die unselige Reparationspolitik durch wahllos hereingenommene Kredite fort. Wir haben bisher noch nicht den leisesten Versuch gemacht, die Lebenshaltung des deutschen Volkes in etwa der Erfüllungspolitik anzugleichen. Wir haben nur aus vorhandenen Beständen oder geliehenen Geldern erfüllt, also aus Besitztum und aus Eingängen, die wir nicht verpfänden durften, und die uns gar-

nicht zuſtanden. Wir haben damit die wahre Laſt der Tributpolitik für die breiten Maſſen des Volkes und vor allem für die beſitzenden Schichten durch unlautere und betrügeriſche Mittel künſtlich verſchleiert. Wir hielten Frieden, aber wir wollten uns den teuren Frieden nichts koſten laſſen.

Das iſt nun anders geworden. Der Youngplan organiſiert eine neue Methode der Kontributionen. Wir müſſen nun in der Tat das bezahlen, was der Feind uns abzwingt, und zwar in barem Geld und aus dem Ertrag unſerer Arbeit, unter ſchärfſter Einengung des deutſchen Lebensſtandards. Das iſt um ſo notwendiger, als es ohnehin in Deutſchland nicht mehr viel an Beſitztum gibt, das man verpfänden könnte, und die noch vorhandene Kapitaldecke kaum dazu ausreicht, die deutſche Produktion auf das notdürftigſte in Bewegung zu halten. Laſtenverteilung, das bedeutet nichts anderes als Streit um die Frage, wer die Zeche bezahlen ſoll. Im Bewilligen ſind ſie alle freigebig und generös. Wenn es aber einmal ans Blechen geht, dann möchten ſie ſich auf franzöſiſch empfehlen. Das deutſche Volk, und insbeſondere ſeine arbeitende Klaſſe wird ſehr bald erfahren müſſen, daß auch der Friede Geld koſtet, und zwar manchmal und oft mehr als der Krieg. Und man kann es den erfüllungsfreudigen Koalitionsparteien nachfühlen, daß ſie ein lebhaftes Verlangen verſpüren, ſobald die Laſten angenommen ſind, es anderen zu überlaſſen, ſie zu verteilen.

Man braucht kein Prophet zu ſein, um vorausſagen zu können, daß die Tribute in der Hauptſache auf die Schultern des arbeitenden Volkes gelegt werden. Der Beſitz hat es bisher immer verſtanden, ſich nach Möglichkeit vor den Pflichten der Nation zu drücken und nur ihre Rechte für ſich in Anſpruch zu nehmen. Es war die ſchamloſeſte Lüge, die die Sozialdemokratie jemals zur Verneblung des deutſchen Arbeitertums in die Welt geſetzt hat, der verlorene Krieg werde vom Beſitz getragen, und das Proletariat habe nunmehr Anſpruch auf die ſozialen Errungenſchaften, für deren Durchfechtung es die Monarchie zum Sturz brachte. Verlorene Kriege werden immer von den breiten Maſſen bezahlt. Was nutzt heute dem arbeitenden Mann eine Arbeiterpartei, wenn dieſe Arbeiterpartei die willigſte Tributeintreiberin iſt und nicht im mindeſten daran denkt, die ihrer Führung anvertrauten Maſſen gegen ein ſchamloſes Kontributionsſyſtem in Bewegung zu ſetzen! Wie heuchleriſch und ver-

logen ist es, wenn diese Partei einen Vertrag annimmt, der ein ganzes schaffendes Volk auf sechzig Jahre in die schimpflichste Knechtschaft hineinzwingt und zu gleicher Zeit noch von sozialen Reformen faselt!

Sie haben sich einander nichts vorzuwerfen, die bürgerlichen und marxistischen Youngpatrioten, die den „Neuen Plan" als die Magna Charta einer kommenden europäischen Ordnung preisen und nun hinter den Kulissen kuhhandeln, wie sie am bequemsten und ungefährlichsten die Gelder eintreiben können, mit denen sie unerfüllbare und wahnwitzige Forderungen des Feindes am Ende doch erfüllen können. Schon tauchen in der Ferne die neuen und neuesten Steuerprojekte auf. Sie treffen wie brutale Faustschläge das Haupt des kleinen Mannes. Es sind Massensteuern von einer so abgefeimten und arglistigen Grausamkeit, daß man es kaum glauben kann, daß sie von Deutschen gegen ihr eigenes Volk ersonnen worden sind. Dazu kommen Abstriche am Etat, die in ihrer Zielsetzung einer vollkommenen Abdrosselung des gesamten sozialen Lebens gleichzustellen sind. Die Masse muß bezahlen. Sie wird ausgepreßt wie eine Zitrone. Von Sozialismus kann in Deutschland fürderhin nicht mehr die Rede sein. Es muß nun geschuftet werden, Tag und Nacht und Nacht und Tag. Die Weiber und die Kinder werden mit in das Sklavenjoch der Tributknechtschaft hineingepreßt. Das ganze Volk muß Frondienste tun im Dienste der überstaatlichen Mächte, und die eigenen Minister schwingen über ihm die Peitsche. Die Lasten werden verteilt; man sucht nach Schultern, die noch nicht zusammengebrochen sind. Man wird darauf packen, was darauf paßt und mehr und mehr. Das deutsche schaffende Volk nimmt sein Kreuz über sich und macht sich auf zum schweren Gang nach Kalvaria.

Wehe den Volksvernichtern, wenn ein gepeinigtes und bis aufs Blut gequältes Arbeitertum aufsteht im Lande! Es gibt eine Grenze der Opferfähigkeit, und wird die überschritten, dann kann auch aus einem geduldigen Schaf ein reißender Wolf werden. Wir haben gewarnt und gemahnt. Wir haben unsere Stimme erhoben oft und oft, in einer Wüste des Hohns und des Unverständnisses. Was jetzt kommen wird, das mögen d i e verantworten, die seine Ursachen verschuldeten. Wir waschen unsere Hände in Unschuld.

Wir lehnen jede Verantwortung dafür ab. Wir haben keinen Teil an dem Verhängnis, das mit unheimlicher Sicherheit näherrückt.

Stehen die Millionen einmal auf, rüttelt ein verzweifeltes Volk an seinen Ketten, wird der Massensturm ausbrechen, in einem unheilschwangeren Gottesgericht, da die Opfer dieser Politik Abrechnung halten mit ihren Peinigern — wir wissen, wo wir zu stehen haben.

2. März 1930

Der neue Kurs

Mit der Annahme des Youngplanes und des Gesetzes zum Schutz der Republik durch die Erfüllungsmehrheit des Deutschen Reichstages ist die innen- und außenpolitische Entwicklung Deutschlands, solange dieses System weiter an der Macht bleibt, zwangsläufig vorgezeichnet. Dieser Tatsache muß auch in unserer politischen Arbeit Rechnung getragen werden, und zwar so, daß es uns ohne schwere Schädigung gelingen kann, die heute schon bestehende Bedeutung unserer Bewegung so zu steigern, daß sie am Ende einmal von sich aus selbstherrlich und allein die deutschen Dinge in die Hand nehmen kann. Es darf kein Zweifel darüber bestehen, daß wir uns niemals, niemals mit der durch Youngvertrag und Republikschutzgesetz in Europa im allgemeinen und in Deutschland im besonderen stabilisierten Ordnung abfinden können und wollen: wir machen kein Hehl daraus, auch jetzt nicht, wo es unter dem Terror des Gummiknüppelgesetzes doppelt und dreifach schwer ist, in Deutschland die Wahrheit zu sagen, daß wir das bestehende System innen- und außenpolitisch ablehnen und verabscheuen, ganz und gar, rundweg und ohne Einschränkung; daß es zwischen ihm und uns keine Versöhnung geben kann und geben wird, daß wir jedes taugliche legale Mittel anwenden, es politisch zu erledigen; daß wir die durch den „Neuen Plan" festgelegte „Liquidierung des Krieges" als das größte nationale und soziale Unglück ansehen und dementsprechend nach Strich und Faden befehden werden, bis zu dem Tage, an dem das deutsche Volk sehend wird und von sich aus dem Spuk und wüsten Traum ein jähes Ende bereitet.

Wir befanden uns bisher in der glücklichen Lage, das auch vor aller Öffentlichkeit mit erfrischender Deutlichkeit bekennen zu dürfen. Wir nutzten das uns auf Grund der Weimarer Verfassung zustehende Recht der freien Meinungsäußerung mit aller Schärfe und Rücksichtslosigkeit, die uns zu Gebote stand, aus. Das muß nun, Gott sei's geklagt, ein Ende haben. Nicht als hätte sich unsere Ge-

ſinnung gewandelt. Nein, nur die Möglichkeiten ſind enger geworden, dieſe Geſinnung auf offenem Markt zu verkünden. Aus Hohn, Galle, Bitterkeit und Wut wird jetzt Konzilianz, Verbindlichkeit, Vornehmheit und Loyalität werden. Wer lacht da? Wir bleiben höflich bis zur letzten Galgenſproſſe. Aber am Ende wird doch gehenkt. Die Lateiner hatten für dieſe Haltung ein treffendes Wort: suaviter in modo, fortiter in re; ſüß in der Methode, aber hart in der Sache. Wir ſind nicht nur die Draufgänger, als die man uns zu kennen glaubt. Wir können auch klug ſein wie die Schlangen. Aber wir haben dabei die tröſtliche Gewißheit: wenn wir ſagen, wir lieben die Demokratie und denken nicht im mindeſten daran, ihre Einrichtungen „böswillig und mit Überlegung verächtlich zu machen", ſo lächelt jedermann und denkt ſich ſeinen Teil. Die hinter uns ſtehen, müſſen nun lernen, zwiſchen den Zeilen und Worten zu leſen und zu hören. Unſere ſchalgewordene Parole, „Vorſicht, Gummiknüppel", feiert von nun ab fröhliche Urſtänd. Es iſt nicht leicht, Republikaner zu ſein und Haltung zu bewahren.

Unſere Federn werden ſtumpfer oder vielleicht noch ſpitzer werden müſſen. Wir haben keine Luſt, eines ſtarken Wortes wegen dem Gegner billige Gelegenheit zu brutalen Verfolgungsmaßnahmen zu geben, wenn wir dasſelbe hinterrücks und mit ſanfterem Tonfall ſagen können, ſo aber, daß der Zeitgenoſſe ſchmunzelnd ſich ſeinen Vers darauf dichtet. Wir ſchlugen bisher mit Schwertern. Das war uns das liebſte und durchaus unſerer inneren Veranlagung angepaßt. Der Gegner darf ſich nicht beklagen, wenn wir von nun ab mit Pfeilen ſchießen und im Notfall die Spitze dieſer ſchlanken Geſchoſſe nicht immer in die Milch der frommen Denkungsart, ſondern manchmal und zuweilen auch in das Gift der Bosheit und in die Galle der verhaltenen Wut hineintauchen. Er hat es ſelbſt ſo gewollt.

Und noch eins: der propagandiſtiſche Kampf um Annahme oder Ablehnung der Younggeſetze hat uns in der jüngſten Vergangenheit in eine Tuchfühlung zu Parteien und Verbänden hineingebracht, mit denen wir zwar ein taktiſches Teilziel gemein hatten, von denen uns aber ſonſt eine tiefe Kluft weltanſchaulicher Beſonderheit trennt. Dieſes taktiſche Teilziel iſt nicht erreicht worden. Es iſt den vereinten Kräften aller angeſchloſſenen Gruppen nicht gelungen, den Youngplan zu Fall zu bringen. Der Kampf um dieſes Geſetz und ſeine unmittelbar bevorſtehenden Folgen wird nun wieder in den

breiten Volksmassen aufgenommen werden müssen, und zwar mit Mitteln und Methoden, die von den bisher angewandten grundsätzlich verschieden sein werden. Unsere Bewegung selbst braucht sich da nicht umzustellen. Sie ist ihrer eigengewachsenen Art auch in der jüngsten Vergangenheit treu geblieben. Aber vielleicht empfinden die anderen Partner das lebhafte Verlangen, aus der kompromittierenden Nachbarschaft zu uns herauszukommen und in eine etwas reserviertere Ferne abzuschwenken. Verschiedene Anzeichen der letzten Tage deuten darauf hin. Wenn die DVP. im Reichstag ihre Hand dazu bietet, daß nationalsozialistischen Abgeordneten wegen „Hochverrats" die Immunität genommen wird, so ist das immerhin eine Geste der Kameradschaft, die sich sehen lassen kann. Man soll uns nicht mißverstehen: wir denken nicht daran, etwa um gut Wetter zu bitten. Die skeptische Arroganz, mit der man dort manchmal und oft uns zu betrachten beliebt, ist bei uns seit langem vorhanden. Ja, sie ist eigentlich niemals geschwunden, nur waren wir in letzter Zeit zu höflich, das auch nach außenhin zu zeigen.

Abstand nach rechts kann da in keinem Fall schaden. Die politische Lage ist nunmehr eine grundsätzlich andere als vor einigen Monaten. Neue Aufgaben tauchen auf, neue Ziele gilt es mit neuen Methoden zu erkämpfen. Wir haben nun einmal unsere eigene Art, die Dinge zu sehen und sie zu formen. Es wäre gut, wenn wir dem von jetzt ab in stärkerem Maße, als das bisher manchmal und leider der Fall sein konnte, auch nach außenhin Ausdruck gäben. Der Kampf gegen Young war in der Hauptsache ein Kampf um die Ehre. Der Kampf gegen seine Folgen wird vor allem ein Kampf um das tägliche Brot sein. Den ersten fochten wir aufrecht und tapfer als radikale Nationalisten aus.

Zeigen wir nun, daß wir ebenso gute Sozialisten sind!

23. März 1930

Gefangenschaft

Wir setzen uns alle um den festlich duftenden Weihnachtstisch, und dann beginnt er zu erzählen:

„Das furchtbarste war, wenn das Christfest kam. Dann waren wir immer eine Woche vorher und nachher krank vor Wehmut und Bitterkeit. Die Posten um unser Gefangenenlager wurden verdoppelt, weil der Franzose glaubte, in der Weihnachtszeit überfalle den Deut-

schen besonders stark und inbrünstig die Sehnsucht nach Hause. Und es war denn auch so, daß in diesen Tagen die meisten Ausbruchsversuche gemacht wurden. Das verstärkte die Wut des Feindes, die noch vermehrt wurde durch die Tatsache, daß so und so viele französische Soldaten durch die Wachbereitschaft ihres Weihnachtsurlaubes verlustig gingen. Sie ließen dann ihren Zorn und Widerwillen an uns aus, die wir uns ja nicht wehren konnten. Es hagelte Beschimpfungen und Fußtritte, man schikanierte uns, wo man nur konnte, sperrte uns geringster Vergehen oder vermeintlicher Untaten wegen auf zwei Wochen in finsteren Arrest, und da konnten wir dann einsam in luft- und lichtleerer Zelle das Christkind anbeten und den Schöpfer loben, der die Menschen nach seinem Ebenbild erschuf. Aber trotzdem rüstete das Lager zum Fest. Die härtesten Männer wurden weich. Wir flickten unsere zerrissenen Uniformen auf, bürsteten liebevoll über Schmutz- und Blutflecke, putzten Leder und Knöpfe mit derselben Sorgfalt, mit der wir heute die festliche Weihnachtskleidung zurecht machen. Irgendwo wurde ein grüner Zweig gestohlen, ein findiger Kopf kam auf den Gedanken, aus Fett und Talg, das wir in einer Büchse vorfanden, eine Kerze zu kneten. Es wurde abends nach Schlafengehen in der Dunkelheit gehämmert und gebastelt, und allmählich nahte dann das Fest heran.

In der Ferne hörten wir Kanonendonner; über unseren Häuptern zogen in schwarzen Geschwadern die Kampfflugzeuge des Feindes zur deutschen Front, und wir wußten nun, daß es ein blutiges Weihnachten geben würde. Dann war plötzlich alle armselige Freude zu Ende. Wir schämten uns fast des grünen Zweiges, den wir hinter einer Bettlade verborgen hielten, und machten uns Vorwürfe, daß wir uns freuen wollten, während unsere Brüder starben.

Das sollte ein bitteres Weihnachten werden.

Am Nachmittag des Heiligen Abends kam der wachthabende französische Offiziere, um die Austeilung der Post zu überprüfen. Wir sahen an seinen finsteren Mienen, daß Unheil drohte. Name um Name wurde verlesen, Brief auf Brief und Paket auf Paket zu einem großen Haufen geschichtet. Wir wußten: in diesen Briefen steht ein Gruß aus der Heimat, von Vater, Mutter, Weib und Braut; eine ungelenke Kinderhand hat einen kaum lesbaren Namen gekritzelt. In diesen ärmlichen gelben Paketen hat die Heimat das letzte zusammengetragen, was sie ihrer Dürftigkeit absparen konnte, ein

Brot, etwas Schmalz, ein Paketchen Tabak und eine Büchse übelriechender Marmelade. Das soll ein Fest werden! Ein Freudenfest in all dem Jammer! Wir sind nicht vergessen. Die Heimat hat in all ihrer Not und Sorge auch an uns gedacht.

Der letzte Name wird verlesen, letzter Brief und letztes Paket zu den anderen gehäuft, dann bricht ein diabolisches Lächeln durch die verlebten Züge dieses französischen Gentlemans. In gebrochenem Deutsch erklärt der Offizier: „Damit Sie nicht zu übermütig werden, habe ich angeordnet, daß die Weihnachtspost erst nach Neujahr zur Austeilung kommt; und damit wünsche ich Ihnen ein frohes Fest." Wir stehen in betretenem Schweigen. Mit einemmal bricht in uns allen die mühsam aufgebaute Hoffnung zusammen. Irgendwo in der Ferne läuten Glocken. Mir steigt es heiß in die Kehle. Die Kameraden stehen stumm und gerade. Da nehme ich mir ein Herz, trete vor und sage: „Herr Leutnant, es ist Weihnachten!"

Er schaut mich an, hohnvoll lächelnd, fragt nach meinem Namen und läßt dann meine Festpost aus dem großen Haufen heraussuchen. Ein Brief, ein Paket von der Mutter: ich sehe es an der Handschrift. „Ist das Ihre Post?" „Jawohl!" Er läßt das Paket öffnen. Es enthält ein graues hartes Brot, etwas Tabak und etwas Marmelade. Er nimmt den Tabak und mischt ihn vor unseren Augen mit einem Löffel in die Marmeladen hinein. Dann schüttet er den ganzen rotbraunen Brei über das Brot, zerreißt den Brief, legt die Fetzen sorgfältig über das offene Paket und reicht mir alles herüber. „Dann sollen Sie Weihnachten feiern."

Auf meinen Lippen steht Blut. Ich springe vor, packe diesen Hund bei der Kehle, schon ballt sich meine Faust zum rächenden Schlag — da werde ich von hundert Händen gepackt und überwältigt.

Fern klingen Glocken. Dazwischen Kanonendonner. Ich sitze in tiefster Dunkelheit, stumm und starr in eisiger Kälte. O du fröhliche . . .!"

„Das ist ja nun glücklich vorbei", sagt die Mutter aufseufzend.

„Nein, nein", wirft einer ein, „das ist so und bleibt so, bis wir es ändern. Wir Deutschen sitzen nun alle im Pferch, in tiefster Dunkelheit weint ein Volk, stumm und starr in eisiger Kälte.

O du fröhliche . . .!"

24. Dezember 1928.

Schutzbedürftige Minister

Es lag den Ministern der Republik nicht, zu Bewunderung hinzureißen. Sie waren anspruchslose Naturen, die sich von dem überlebten Größenwahn frei wußten, dem Schicksal ins Auge zu sehen. Statt dessen ließen sie sich von ihm auf die Fersen treten. Sie zeigten dabei das Gesicht von Biedermännern in reiferen Jahren, denen es schicklich erscheint, auch in peinlichen Augenblicken das Lächeln von Geschäftsführern aufzusetzen. Man konnte ihnen politische Besessenheit weder ansehen noch nachsagen. In ihnen kam die deutsche Mittelmäßigkeit ans Ruder, eine leidenschaftslose, sehr geschäftige, aber ebenso instinktlose Art, die Politik eines 65-Millionen-Volkes zu erledigen, bei der es darauf anzukommen schien, nur alle Welt bei guter Laune zu halten.

Als die Nationalsozialisten nicht daran dachten, sich von dieser Laune anstecken zu lassen, verfaßte Minister Severing das zweite Gesetz zum Schutze der Republik. Justizminister Radbruch erklärte ausdrücklich, daß es zur Verfolgung des „Rechtsradikalismus" bestimmt sei, worunter man nur die NSDAP. verstehen konnte.

Juſtav

Mitten im Weltmeer liegt wellenumſpült eine einſame Inſel, Nenta mit Namen.

Auf dieſem Eiland hauſten in grauer Vorzeit zwei Stämme, die in ewigem Krieg miteinander groß geworden waren. Der eine hatte die geriſſenen Unterhändler und der andere die tapferen Soldaten. Die Mani, die im Norden der Inſel wohnten, überragten an Kraft und leidenſchaftlichem Wollen. Die Anzi, die den Süden bevölkerten, waren groß an Galanterie und Grazie.

Dem lieben Gott gefiel mehr die herrlich gewachſene Stärke der Mani, und deshalb hatte er in ſeinem Sinn beſchloſſen, daß die Mani Herr ſein ſollten über die Inſel. Aber ſo ſtark die Mani waren in den Fäuſten, ſo ſchwach waren ſie manchmal im Gehirn. Dann ſpuckten ſie auf ihre eigene Heimat, entkleideten ſie ihres herrlichen Schmuckes, der Ehre und der Tapferkeit, und ließen es zu, daß die Anzi Sendboten in ihr Land ſchickten und das Volk gegen ihre eigene Heimat voll Groll erfüllten.

Dann ſchenkte der liebe Gott ihnen zur Strafe einen ſogenannten Miniſter. Das war dann eine furchtbare Plage und eine wahre Geißel des Herrn.

Einmal hatten die beiden Stämme ſich wieder gewaltig in den Haaren gelegen, und als die Mani trotz aller göttlichen Fingerzeige keine Vernunft annehmen wollten, da ſtrafte der Lenker aller Dinge ſie mit einem Staatsmann namens Sema.

Und da begann für die Mani eine wahre Leidenszeit.

Sema war aus halbem Hauſe. Er verſtand bald die Kunſt der Rede, wand ſich behende durch alle Schulen der politiſchen Raffineſſe, wurde groß im Schaumſchlagen und verſtand das Geſchäft wie kein zweiter. Behende kletterte er hinauf auf der Leiter zweifelhafter Erfolge, und bald ſchon hatte er ein Bankkonto, das man der Einfachheit halber, da er Sema hieß, Konto S. nannte.

Damit fing es an. Vom Bankkonto bis zum Miniſterſeſſel iſt meiſt kein langer Weg. Ihn durchſchritt Sema mit traumwandleriſcher Sicherheit. Plötzlich ſtand er oben, und keiner wußte wie.

Das Volk der Mani lag in ſchweren Kämpfen, es hatte ſich gegen die Raubzüge der Anzi in furchtbarem Ringen zu verteidigen. Und was lag näher, als daß Sema mit in das Horn des Widerſtandes

blies. Da aber die Sache ſchief ging — böſe Leute behaupten, ſie müſſe und ſolle ſchief gehen, wie Sema ſie mache — da ſprang er blitzſchnell auf die Seite der anderen um und machte in Frieden.

Von da an begann ſein großer Aufſtieg. Die Chroniken verſchweigen, warum er an den Frieden glaubte. Sie berichteten nur, daß das Konto S. wuchs und wuchs.

Er ſchloß Verträge mit den Anzi, die die Mani auf ein halbes Jahrhundert mit Mann und Weib und Greis und Kind in die Sklaverei führten. Sie mußten nun Frondienſte tun, und keiner wurde verſchont. Nur einer gedieh dabei: das war Sema. Er verkaufte der Mani Land um ein Linſengericht und behauptete dann, das müſſe ſo ſein, weil der liebe Gott es wolle. Manchmal kamen die Mani zu ihm in hellen Scharen, und dann ballten ſie die Fäuſte und drohten:

„Du, Sema, dir geht's gut! Aber wir haben Hunger! Gib uns zu eſſen!"

Dann lachte Sema und ſagte: „Das ſcheint nur ſo! Es geht euch beſſer und beſſer!"

Die Mani waren anfangs damit zufrieden. Aber ſchwang der Hunger wieder ſeine Peitſche über ihren Häuptern, dann ballten ſie aufs neue ihre Fäuſte und riefen vor Semas Tür:

„Mach auf; du hältſt uns zum Narren. Warte, wir rechnen ſchon ab mit dir!"

Dann trat Sema heraus, lächelnd und voll Grazie:

„Ihr Toren! Könnt ihr nicht warten? Seht ihr nicht den ſilbernen Streifen am Horizont?"

Sema aber betete für ſich: „Unſere tägliche Illuſion gib uns heute!"

So ging es Woche um Woche, Monat um Monat und Jahr um Jahr. Die Zeit rollte dahin. Die Mani wurden immer ärmer und die Anzi immer übermütiger. Zuletzt ſchien das unerträglich zu ſein; und da ſtand einer auf unter den jungen Mani und proklamierte:

„Wir Jungen haben das Land der Mani mit unſerem Blut verteidigt. Wie viele liegen draußen im Sande verſcharrt! Sie alle ſtarben für die Freiheit der Heimat.

Wo war damals Sema? Zu Hauſe. Er wärmte ſich und wurde dick, während wir froren, hungerten und ſtarben.

Herunter mit ihm vom Thron! Wir wollen geführt ſein von

einem, der das Land der Mani liebt, und der es auch, wenn's not tut, mit dem Leben verteidigen wird."

Und alle jungen Mani riefen Hurra! Sie hoben diesen Sohn des Volkes auf den Schild, und da sahen sie, daß er über und über mit Wunden bedeckt war. Die hatte ihm der Feind geschlagen.

Und mit lauter Stimme rief er:

„Diese Wunden schlug mir das Volk der Anzi. Sie wollen keinen Frieden. Sie wollen unsere ewige Sklaverei. Wie diese Brust von Wunden zerrissen ist, so blutet das Land der Mani!"

Und dann zogen sie vor Semas Haus und riefen: „Heraus mit dir!"

Aber Sema war schon über alle Berge.

Dann machten die Jungen das Land der Mani frei.

Und der liebe Gott segnete ihr Werk.

19. September 1927

Der Fall Stresemann

Stresemann ist ein typisch deutscher Fall. Deutschland ist das klassische Land, in dem dieser Typ nicht nur vorkommen kann, sondern vorkommen muß. Stresemann ist bei Licht besehen gar keine Einzelpersönlichkeit, er ist eine symbolhafte Fleischwerdung, die menschgewordene Darstellung einer inneren Haltung, die ursächlich zusammenhängt mit dem, was man zwar nicht deutsches Wesen, aber deutsches Unwesen nennt. Gustav Stresemann ist der Typ des deutschen Bildungsphilisters, der — ob auf Pantoffeln oder in Lackschuhen, das ist dabei unwesentlich — geräusch-, aber nicht folgenlos durch die deutsche Geschichte schreitet und die Spuren seiner unfähigen Unzulänglichkeit hinter sich läßt. Vater Stresemann hat eine gute Nase gehabt, als er seinen Sohn Gustav nannte. So und nicht anders konnte jener Zeitgenosse heißen, der ein paar Jahre lang in unseres Volkes schlimmster Verfallszeit unsere außenpolitischen Geschäfte verwaltete, der Flaschenbierdoktor, der demokratische Arriviſt, der emporgekommene Syndikus, der wilde Bürger, der Mann mit der fast sprichwörtlichen Geschmeidigkeit, der Inhaber des Kontos S. Gustav, jener politisierende Dilettant, den ein launisch-grotesker Zufall vom Schokoladenhandel in die hohe Diplomatie verschlug, der durch eben denselben Zufall zu einem halb

willigen, halb verständnislosen Instrument von dunklen Weltmächten wurde, die er zum einen Teil gar nicht erkannte und auch nicht erkennen konnte, zum andern Teil aber gern in Anspruch nahm, um mit ihnen und durch sie die Stufenleiter der parlamentarischen Erfolge heraufzuklettern. Daß es einen solchen Typ in Deutschland gibt, das ist an sich nicht schlimm. Daß er in einem haltlosen Augenblick unserer Geschichte Außenminister des Landes werden konnte, schon schlimmer. Daß er das über vier Jahre blieb, ohne daß die Erkenntnis seiner Wesenheit einen kleinen Teil unseres politisch denkenden Volkes überschreitet, das ist geradezu vernichtend. Das ist kein Urteil gegen Stresemann, das ist ein Urteil gegen Deutschland.

Die Politik ist eine Kunst, besser gesagt, die Politik ist Kunst schlechthin, und zwar die umfassendste und vielseitigste. Ein Staatsmann muß alles können. Das will nicht besagen, daß er die Technik der Dinge auf allen Gebieten verstünde. Aber er muß mit dem Instinkt ihr Wesen erfassen oder doch erahnen. Er gibt in allem die Richtung, den Kurs; die Technik machen seine Trabanten. Stresemann ist ein umgekehrter Staatsmann. Er kann alles und nichts. Er versteht sich auf die Menschen und nicht auf die Dinge. Er redet von ihrer Technik, aber er hat keinen Schimmer einer Ahnung von ihrer Wesenheit. Er ist das, was man einen Hans Dampf in allen Gassen nennt. Seine Fixigkeit ist erstaunlich. Es gibt keine Angelegenheit des öffentlichen Lebens, über die er nicht virtuos zu sprechen verstünde. Aber entkleidet man seine Reden ihres rhetorischen Beiwerks, dann bleiben nur schale Gemeinplätze übrig. Seine Arbeitsweise ist die: nichts, das er nicht anfinge, aber auch nichts, das er zu Ende führte. Seine gesamte Außenpolitik ist ein einziges Ruinenfeld von zwar angeschnittenen, aber zuletzt doch ungelösten Fragen. Nur unter Stresemann war Locarno möglich. Aber auch nur unter Stresemann konnte die Veröffentlichung des belgisch-französischen Kriegsplanes gegen Deutschland so vollkommen ohne Konsequenzen bleiben.

Wenn der Parlamentarismus demokratischer Couleur nichts anderes ist als geschäftiger Müßiggang, dann hat er in Gustav Stresemann seinen Idealtyp gefunden. Stresemanns Freunde machen gern Rühmens aus der von ihnen unterstellten Tatsache, daß ihr großer Lehrmeister niemals untätig sei. Wir sind durchaus nicht abgeneigt, ihnen das zu glauben. Aber wir meinen zu wissen, daß die Tätigkeit Stresemanns derart sei, daß sie besser unterbliebe, als daß

ſie wirkſam wird. Fleiß und Beharrlichkeit, das iſt etwas. Müßiggang und Nichtstun, das iſt auch etwas. Aber wo dieſe beiden zuſammenkommen, da entſteht ein unerträgliches Gemiſch von betulicher Betriebſamkeit, die immer das von hinten wieder umſtößt, was ſie von vorn aufgebaut hat. Das iſt die deutſche Außenpolitik ſeit 1924. „Der Silberſtreifen am Horizont" und „unſere tägliche Illuſion gib uns heute", dieſe zwei Worte ſind nicht die außenpolitiſchen Parolen zweier gegneriſcher Lager in Deutſchland, ſie ſtammen vielmehr aus einem und demſelben Munde: Streſemann.

Wenn Streſemann zur Jugend oder von ihr ſpricht, das iſt zum Erbarmen. Es gibt überhaupt nicht zwei Dinge mehr, die weiter von einander entfernt wären als ſie und er. Trotz ſeiner fünfzig Jahre iſt Streſemann der älteſte Politiker in Deutſchland. Seine Welt und die Welt der Jugend ſind durch Abgründe voneinander getrennt. Aber daß er zur Jugend ſpricht und — ſo paradox das klingt — auch ſprechen kann, das iſt für ihn wieder außerordentlich bezeichnend. Ein Beweis auch dafür, wie gefährlich dieſer Typ trotz ſeiner entwaffnenden Harmloſigkeit für die deutſche Gegenwart iſt.

Ich kann ſchreiben rechts, ich kann ſchreiben links. Sowohl als auch. Wenn ſchon, dann aber. Einerſeits, andererſeits. Man kann auch anders. Das ſind Worte, die Streſemann ſozuſagen nie gebraucht, die aber in der Praxis ſeine geſamte Wirkſamkeit ausſchließlich beſtimmen.

In einem photographiſchen Atelier auf dem Kurfürſtendamm hängt ſeine neueſte Aufnahme. Da iſt er zu ſehen in Lebensgröße, etwas dick, etwas gelb, ein wenig verſchwitzt, mit dieſem unerträglichen, aufreizenden Lächeln auf den Lippen, die kleinen liſtigen Äuglein ſorglich in Fettpolſter gebettet, eine viereckige, faltenloſe Stirn, darüber eine Rieſenglatze geſtülpt, ſo ſteht er da, mitten unter ſeinen lieben Juden.

So denken wir uns den Außenminiſter, der einmal Deutſchlands Ketten zerbricht.

Wir lüften ehrfürchtig den Hut und ſchleichen vorbei.

Und ſtehen dann lange vor einem Fenſter, aus deſſen Dunkel, mitten unter vielem Firlefanz, die verfallenen Züge der Totenmaske Friedrichs des Einzigen in den Abend hineinſchweigen.

8. April 1929.

Müller

So heißt er. Mit Vornamen Hermann. Zum Unterschied von den Millionen anderer Müller, mit Beinamen Franken. Der gegenwärtig in Deutschland amtierende Reichskanzler. Groß, blond, mit blankgeputzter Intelligenzbrille, etwas dicklich und selbstgefällig, volles Doppelkinn, fast Ansatz zum Kinneskinn, die Stimme stark verrostet und mit Schleim geölt: so sieht der Mann aus, der augenblicklich auf Bismarcks Sessel sitzt. Man muß ihn schon durch einen Beinamen von allen anderen Müllers unterscheiden. Er hat sonst kaum etwas, das ihn als Persönlichkeit absentierte. Wenn er im Reichstag aufsteht, um eine seiner sattsam bekannten Reden zu reden — die langweiligsten und stillosesten, die in diesem Hause gesprochen werden —, dann schweigt die Opposition aus Mitleid, und die Auguren lächeln. So entwaffnend naiv und unbelastet ist das alles. Welch eine groteske Laune mag das Schicksal geritten haben, als es uns diesen Mann zum Präsent machte!

„Die Unsterblichkeit ist nicht jedermanns Sache", sagt Goethe einmal. Vielleicht hat er dabei an den ewigen Typ Müller gedacht. Sein Ehrgeiz ist es bestimmt nicht, den Namen Müller-Franken in den Stein der Geschichte hineinzukratzen. Das ist nicht seine Sache. Die ist vielmehr, einen Platz besetzt zu halten, für den man im Augenblick keinen anderen finden kann, der sonst leerstünde. So ist die Angelegenheit Müller beschaffen.

In der Innenpolitik geht das noch an. Wir sind ja nicht viel gewohnt, haben gelernt, bescheiden zu sein und von Dankbarkeit zu überströmen, wenn die Männer, die uns zu Hause die Steuern abknöpfen, nur persönlich eine saubere Weste haben. Mehr kann man heute nicht verlangen. Unter uns muß das genügen. Beschämend wird das alles, wenn dieser geistige Mittelstand anfängt, mit der Welt zu verkehren, in Außenpolitik zu machen, den Ritus der Zahlabende in die wohlabgestimmte Atmosphäre internationaler Konferenzen zu übertragen. Das entwaffnet. Da kann man nicht mehr polemisieren. Da steckt man beschämt den Degen in die Scheide, geht hinaus und weint bitterlich.

Wir mußten das bei Müller erleben. Das erstemal, als er Versailles unterzeichnete, jenes schaurige Dokument, das einen Frieden vortäuschte und in Wahrheit die abgefeimteste, niederträchtigste,

boshafteſte Fortſetzung des Krieges mit merkantilen Mitteln war, ein Verſklavungspakt, wie er bis dahin ſelbſt in der kolonialen Unterdrückungsgeſchichte nicht gekannt wurde. Nicht daß man uns das Brot nahm; das wäre erträglich und umzuändern geweſen. Nein, man gaunerte uns das Geſtändnis ab, daß wir auf Ehre und Achtung in der Welt keinen Wert mehr legen wollten, und zur Bekräftigung deſſen mußten wir Verſailles unterſchreiben. Wer kam dafür in Frage? Müller!

Das zweitemal, als er in Lugano Streſemann vertrat. Man wird uns gewiß nicht in den Verdacht nehmen, Parteigänger des gegenwärtigen Außenminiſters zu ſein. Aber das eine müſſen auch wir ihm zugeſtehen: er weiß, wie weit er gehen darf, und er läßt ſich von ſeinen Brüdern in Paris und London immer nur ohrfeigen, wenn er ſelbſt nicht dabei iſt. Sobald die anderen ausholen, dann ſchickt Streſemann einen Dummen vor. Diesmal war es Müller. Wie der nach Lugano fährt, wie der den anderen bieder und treuherzig die Hand ſchüttelt, mit ihnen zu Tiſch ſitzt, morgens in der Ratstagung mit einer dicken Aktenmappe erſcheint, nach einiger Beklemmung das Wort erbittet und dann eine herrliche Jahlabendrede ins Parkett hineinſchmettert, die andern ſollten nun auch einmal abrüſten, und dieſe Schweinerei könne nicht ſo weitergehen, und wenn die Genoſſen ihm einen Gefallen tun wollten, dann blieben ſie noch einen Augenblick, da gleich noch die Monatsbeiträge kaſſiert würden, und die Welt warte auf Taten, Worte ſeien genug geredet: dazu dieſer Typ von Unzulänglichkeit, mitten unter den geriſſenſten Schiebern des internationalen Parketts. Das alles war von ſo lähmender Doofheit, daß es Briand gewiß ſchwergefallen ſein mag, dieſem biederen Hermann Müller die Ohrfeigen zu verabreichen, die Guſtav Streſemann verdient hatte.

So war das in Lugano. Seitdem macht beſagter Hermann Müller keine Weltpolitik mehr. Er tut nur noch in Staatspolitik. In eingeweihten Kreiſen wird behauptet, daß er ein Kabinett bilden wolle. Aber das iſt wohl bloß ein unkontrollierbares Gerücht, das hemmungslos übertreibt. Jedenfalls merkt man in der Öffentlichkeit nichts davon. Die deutſche Parlamentskarre ſteckt im Dreck, und dem Fuhrmann Müller iſt es nachgerade zu dumm geworden, ewig hü und hott zu ſchreien, wenn die Gäule doch nicht wollen und er überdies auch nicht mit Pferden umgehen kann.

Nun hat man die Koalitionsverhandlungen bis nach Oſtern vertagt. Bis dahin hat alſo dieſer Müller wieder einmal Gelegenheit und Muße, den Platz Bismarcks für einen ebenbürtigen Nachfolger warmzuhalten. Dann kann das Theater wieder losgehen. Immer toujours mit Jeiſt und Jrazie, wie der Berliner ſagt.

25. März 1929.

Groener im Schlapphut

Wie gefällt euch die Reichswehr? Soweit ganz gut, aber — — Was aber? Je nun! Die Truppe ſelbſt iſt muſterhaft, und zu bewundern bleibt, daß es unter den erdrückendſten Bedingungen gelungen iſt, ſolch einen ſtattlichen, diſziplinierten Heereskörper in dieſer Republik überhaupt auf die Beine zu ſtellen. Es macht kein Vergnügen, Soldat zu ſpielen, wenn die Regierung des Landes pazifiſtiſchen Ideologien huldigt, wenn der Reichskanzler und die ausſchlaggebenden Miniſter Mitglieder einer Partei ſind, in der der Landesverrat ſozuſagen zum guten Ton gehört. Und trotzdem haben ſie's geſchafft. Die Mannſchaften ſtellen ein ausgezeichnetes Menſchentum dar, die Offiziere in der Linie ſind noch von altem unerſchütterten preußiſchen Soldatengeiſt erfüllt, der ernſte und aufbauende Wille in der kleinen Wehr iſt ganz unverkennbar und wird von niemandem angezweifelt. Aber — — — ja, und? Aber die Führung! Ja, ja die Führung! Das iſt eine Frage, über die man in Deutſchland nicht gern ſpricht, und das iſt von vornherein verdächtig. Dann wird man damit rechnen können, daß in Zukunft ſehr viel davon geſprochen werden muß.

Kennen Sie Herrn Groener, den gegenwärtigen Prokuriſten der Reichswehr? Ein braver, ehrenwerter Mann. Genau ſo brav und ehrenwert wie ſein Begleiter im Schatten, General Schleicher. Sie haben ſich einander nichts vorzuwerfen, dieſe beiden Dioskuren der Bendlerſtraße, und ſie können von Glück ſagen, daß bisher auch ſonſt niemand Veranlaſſung fand, ihnen etwas vorzuwerfen. Die Linke ſchweigt aus Klugheit, die Rechte aus Dummheit. Die Linke will damit die Reichswehr gewinnen, und die Rechte wird damit die Reichswehr offenbar verlieren. Unterdes werden von den Bürogeneralen die ergötzlichſten Dinge bekannt. Es ſchadete Herrn Groener, wie man weiß, in ſeiner republikaniſchen Karriere nicht im mindeſten, daß er am 8. November 1918 ſeinen kaiſerlichen Herrn

im Stich ließ und den Fahneneid für eine bloße Idee erklärte. Ähnliches erlebte man damals an vielen hohen Stellen. Er hatte das Zeug in sich, ein General mit der Jakobinermütze zu werden, und so mauserte er sich durch bis zu dem Sessel, auf dem er heute sitzt. Was mag ein einfacher kleiner Leutnant draußen in der Provinz über diese Art von Vorgesetzten denken? Ein frischgebackener Fähnrich hat es ihm einmal selbst gesagt, unbewußt vielleicht, was er von der Republik halte: „Solange nichts Besseres da ist — — —."

Am 6. Februar war die Uniformkommission des Beamtenbeirates der Reichswehr zum Vortrag bei dem hochmögenden Herrn Minister geladen. Man weiß, wie das bei solchen Vorträgen zu gehen pflegt. Der Herr Minister geigt seinen staubgeborenen Gemeinen, und dann darf die Kommission sich untertänigst wieder zurückziehen. Also sprach Groener: er sei ein entschiedener Gegner des heutigen Uniformtragens. Die Uniform sei ein Überbleibsel aus der feudalistischen Zeit. Man dürfe sie überhaupt nur tragen, wenn man sie unbedingt tragen müsse. Es werde in Deutschland viel zu viel Uniform getragen. Er stehe auf dem Standpunkt, daß er als Chef des Feldeisenbahnwesens den Krieg auch im Schlapphut hätte mitmachen können. Der Deutsche könne sich leider das Uniformtragen noch nicht abgewöhnen. Er persönlich besitze zwar eine Uniform, aber er trage sie nie.

Da stehst du machtlos vis à vis. Da bleibt dir die Spucke weg. Der General Groener hätte in der Tat den Krieg im Schlapphut mitmachen können. Nicht nur das, er konnte und kann sich sogar einen Ring durch die Nase ziehen lassen mit jener dünnen roten Schnur, an der die Severing und Genossen diesen merkwürdigen Soldaten und sonderbaren Heiligen hinter sich her zu ziehen pflegen. Warum steckt Herr Groener sich nicht wirklich eine Pfauenfeder an, von der er in besagter Rede behauptete, daß sie zur Uniform zu gehören scheine? Ist er noch im Zweifel, wohin er sie stecken soll?

Glaubt Herr Groener vielleicht, daß er mit solchen Geschmacklosigkeiten das Herz der Reichswehr gewinnen könne? Und ist er sich im klaren darüber, wie seine Mannschaften und Offiziere über diesen von ihm so klassisch repräsentierten neudeutschen Wehrwillen denken? Es ist kein Geheimnis mehr, daß der betriebsame Herr Schleicher, der böse Geist des Reichswehrministeriums, ernsthaft mit politischen Ehrgeizen schwanger geht. Herr Groener, der doch davon

wiſſen muß, ſoll einmal ſeine eigenen Untergebenen ausfragen, wie ſie ſich dazu ſtellen. Freilich, ſie werden ihm nicht die Wahrheit ſagen. Das pfeifen ja die Spatzen von den Dächern, daß im Bereich des militäriſchen Schlapphutes alles fliegt, was nicht nach der Pfeife des allmächtigen Herrn Schleicher tanzt. Die Herren da oben treiben ein frevles Spiel. Sie miſchen ſich in Dinge hinein, die ſie nichts angehen und von denen ſie auch nichts verſtehen. Dabei unterdrücken ſie in der eigenen Wehr jeden wahrhaft vaterländiſchen Gedanken und jede nationalpolitiſche Leidenſchaft. Es täte ihnen gut, mehr Clauſewitz und weniger Marx zu leſen.

Iſt es nicht ein Skandal, daß ſich ein General dazu herabläßt, Nationalſozialiſten mit Kommuniſten auf eine Stufe zu ſtellen und ihnen die Zugehörigkeit zur Wehr zu verbieten? Daß er ſeine Offiziere dazu anhält, niedrige Spitzel- und Denunziantendienſte zu tun und Geſinnungsſchnüffelei minderwertigſter Sorte zu betreiben?! Will Herr Groener in Zukunft etwa *nur* das Reichsbanner als Rekrutierungsdepot für die Reichswehr gelten laſſen? Es ſtehen bei uns Zeiten vor der Tür, da kommt man mit dem Mundſpitzen nicht mehr aus, da muß gepfiffen werden. Wir gratulieren dem nationalen Deutſchland zu dieſem Pfeifmeiſter. Er hat es vielleicht nie gekonnt. Severing pfeift — und er muß tanzen.

Und ſo was ſpielt bei uns den Scharnhorſt und ſoll aus der Reichswehr eine Pflegſtätte nationaler Glut und Leidenſchaft machen. Hier liegt das Erbe des preußiſchen Soldatentums — begraben, möchte man ſagen. Daß Gott erbarm'! Ein General mit Pfauenfeder und im Schlapphut, dem in *dieſer* Republik noch zuviel Uniform getragen wird. Arme Reichswehr! Wie lange noch wird es dauern?

9. März 1930

Regierung ohne Vertrauen

Am 3. Juli dieſes Jahres verlas der Reichskanzler Hermann Müller-Franken, ehemaliger Reiſender in Spülkloſetts, und nachmaliger Unterzeichner des Verſailler Schmachfriedens, ein Mann alſo, dem nach dem gewiß unverdächtigen Zeugnis ſeines Fraktionskollegen Philipp Scheidemann die rechte Hand füglich verdorren müßte, als commis voyageur der gegenwärtigen Koalitionsregierung vor dem neugewählten Reichstag das Programm des jungen Kabinetts.

Dieſe Erklärung war abgeſtimmt auf den Tenor: wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen. Wohl noch nie war bis dahin vor den deutſchen Reichsboten ein Programm entwickelt worden, das ſoviel und zugleich ſo wenig brachte, und das will doch einiges heißen. Herr Hermann Müller-Franken verzichtet in Übereinſtimmung mit ſeinen Miniſterkollegen auf ein formelles Vertrauensvotum, zu dem ihm ausgerechnet wir Nationalſozialiſten verhelfen wollten, und begnügte ſich mit der Erklärung, daß der Reichstag ſein Phraſement zur Kenntnis genommen habe und zur Tagesordnung übergehe. Immerhin eine etwas merkwürdige Art und Weiſe, einem Kabinett ſeine Sympathien zu bekunden. Wenn unſereins in einem Kreiſe von Männern — und wir glauben wohl annehmen zu dürfen, daß Herr Hermann Müller-Franken die Mitglieder der Regierungsparteien für Männer anſieht, denn er wird ſich ja wohl nicht ſelbſt in ſein holdes Angeſicht ſchlagen wollen — ſtundenlang ſeine politiſchen Anſichten entwickelte und dann zum Schluß erleben müßte, daß der Sprecher dieſes Kreiſes ſich von ſeinem Sitz erhöbe und im Namen der Mehrheit erklärte, er nähme dieſe Anſichten zur Kenntnis und der Kreis ſeinerſeits ginge darüber zur Tagesordnung über, dann würden wir das als eine bewußte Brüskierung und peinvolle Blamage buchen, und wir wüßten dann, woran wir mit dieſen Männern ſind. Anders Herr Müller. Er nimmt dieſes „Vertrauensvotum" glückſtrahlend in Empfang und fängt an zu regieren.

Dieſe Regiererei iſt denn auch danach. Das Kabinett getraut ſich gar nicht, eine eigene Vorlage vor dieſem Reichstag einzubringen, und wo es ſich, ob gern oder mit Widerwillen, das bleibe dahingeſtellt, zum Anwalt fremder Vorlagen macht, da wird es, wie beim Nationalfeiertag, ſo in die Minderheit verſetzt, daß es vorzieht, dieſe Vorlagen ſchleunigſt zurückzuziehen und in irgendeinem Ausſchuß verſchwinden zu laſſen. Ja, als die Oppoſitionsparteien hinterhältig genug ſind, den ſozialdemokratiſchen Parteiminiſtern ausgerechnet mit den Anträgen zu kommen, die die Sozialdemokratie wenige Monate vorher ſelbſt ſtellte, als ſie ſich noch der goldenen Freiheit der Oppoſition erfreute, da erleben wir das merkwürdige Schauſpiel, wie beiſpielsweiſe bei der Lohnſteuerſenkung, daß die ſozialdemokratiſchen Abgeordneten gegen ihre eigenen Anträge ſtimmen, bloß um dieſem Kabinett ohne Vertrauen das kümmerliche und peinvolle Daſein zu retten. Endlich iſt die Regierung des trockenen

Tones satt und schickt den Reichstag bis Mitte November in die Ferien.

Und nun begibt sie sich ans Regieren. Minister ohne das selbst in der Weimarer Verfassung vorgeschriebene Vertrauen des Reichstags üben nun für volle vier Monate die absolute, unumschränkte volle Regierungsgewalt aus. Ein Zustand, der in seiner Verfassungswidrigkeit selbst auf den demokratischen Zeitgenossen aufreizend und empörend wirken muß.

Es ist ein Irrtum zu glauben, daß nun die Dinge von selbst laufen. Die Sozialdemokraten sind viel zu geschickte Taktiker, als daß sie die Entwicklung an sich herankommen ließen. Sie gehen selbst an die Entwicklung heran und gestalten sie rücksichtslos in ihrem Sinne. Das Kabinett Müller regiert vorläufig unsichtbar und legt die Grundlagen zu jenem Kurs, der uns bei der Wiedereröffnung des Reichstages als feststehend und unabänderlich aufgezwungen werden soll. Severing als Innen- und Hilferding als Finanzminister: da bedarf es schon der fast sprichwörtlichen Naivität des deutschen Bildungsphilisters, um zu glauben, die beiden säßen untätig auf ihrem Thron.

Die Regierung ohne Vertrauen regiert. Wie, das werden wir bald schon sehen. Es ist notwendig, heute bereits auf die unausbleiblichen Folgen dieses Zustandes hinzuweisen und immer und immer wieder zu betonen, daß wir die Suppe auslöffeln müssen, die uns von diesen roten Herrschaften eingebrockt wird.

Wer ist mit uns bereit, sich diesem Wahnsinn entgegenzusetzen?

3. September 1928.

Anfragen an die Reichsregierung

Das Kabinett befindet sich seit Anfang Juli im Amt. Der Reichskanzler Müller-Franken hat diese sogenannte Reichsregierung — wo ist das Reich, das diese Minister regieren? — dem Reichstag vorgestellt mit einem umfangreichen national- und sozialpolitischen Programm. Wir haben gleich zu Beginn dieser neuen Ära deutscher Politik auf das Hinterhältige und Heuchlerische dieses aufgelegten demokratischen Schwindels, den uns auch dieser neue Reichstag wieder zu bieten wagt, mit der nötigen Deutlichkeit hingewiesen. Wir waren

vermeſſen und ſkeptiſch genug, nicht an die Worte zu glauben; wir wollten Taten ſehen. Als wir dieſem Willen durch unſeren Sprecher im Reichstag Ausdruck gaben, da lachte man uns aus, brüllte unſeren Redner nieder, und als man ſich gar nicht mehr zu helfen wußte, verwies man ihn unter flagrantem Bruch von Recht und Geſetz des Saales.

Nun ſitzen die neuen Miniſter ſeit über zwei Monaten in den vom Bürgerblock kampflos verlaſſenen Regierungsſeſſeln. Zwei Monate, eine lange Zeit; jedenfalls lange genug, um zu beurteilen, ob dieſes Kabinett gewillt iſt, ſeine mit ſo vielem Bombaſt gemachten Verſprechungen einzulöſen.

Wir fragen höflichſt an:

Die Regierung hat in ihrer Erklärung vom 3. Juli vor dem Deutſchen Reichstag verſprochen, ſich der Not der ſchaffenden Stände auf das wärmſte anzunehmen.

Was hat ſie getan, um dieſe Not, die von Tag zu Tag wächſt und unſer ganzes Volksleben zu zerfreſſen droht, zu lindern, ſie zu vermindern oder gar zu beſeitigen? Hat ſie dem Schieber- und Wuchertum Feſſeln angelegt? Hat ſie für Arbeit und Brot geſorgt? Hat ſie in großzügiger Weiſe ein Arbeitsnotprogramm in die Wege geleitet, um wenigſtens einen Teil der Millionen Arbeitsloſer wieder in die Produktion zurückzuführen?

Die Regierung hat in ihrer Erklärung vom 3. Juli vor dem Deutſchen Reichstag verſprochen, ſo ſchnell wie möglich einen umfaſſenden Plan zur Aufhebung der furchtbaren Wohnungsnot zur Durchführung zu bringen.

Was hat ſie getan, um dieſen angeblichen Plan in die Tat umzuſetzen? Hat ſie Kredite bereitgeſtellt, oder will ſie das ſofort tun? Hat ſie bereits mit dem Neubau von Arbeiterhäuſern begonnen? Wann und wo und in welchem Umfang? Wenn nein, warum nicht? Wann gedenkt ſie damit zu beginnen? Iſt ſie bereit, für dieſe Exiſtenzfrage des deutſchen Volkes die notwendigen Mittel herbeizuſchaffen durch Sozialiſierung — ſie iſt ja doch angeblich eine ſozialiſtiſche Regierung — der unproduktiven, ſchmarotzeriſchen Vermögen, durch Enteignung der Schieber und Wucherer, durch Einziehung der dem deutſchen Volke geſtohlenen Gelder eines Barmat, eines Goldſchmidt, eines Petſchek und wie ſie alle heißen?

Die Regierung hat in ihrer Erklärung vom 3. Juli vor dem Deutschen Reichstag versprochen, gemäß dem Washingtoner Abkommen den Achtstundentag in Deutschland wieder einzuführen.

Hat sie das schon getan? Wenn nein, warum nicht? Wann gedenkt sie es denn zu tun? Der Bürgerblock, das einzige Hindernis gegen den Achtstundentag, ist doch gestürzt. Warum zaudert da Arbeitsminister Wissell? Er ist doch Sozialdemokrat und als solcher Vertreter der Arbeiterschaft. Glaubt er vielleicht, die Arbeiterschaft würde sich gegen die Wiedereinführung des Achtstundentages zur Wehr setzen? Was könnte er als Arbeiterführer für andere Gründe gegen seine sofortige Wiedereinführung anführen?

Die Regierung hat in ihrer Erklärung vom 3. Juli vor dem Deutschen Reichstag versprochen, die Revision der Dawesgesetze zu betreiben.

Was hat sie in dieser Richtung unternommen? Ist sie schon an den Völkerbund oder an die Feindbundstaaten herangetreten und hat unsere Zahlungsunfähigkeit erklärt? Wenn nein, warum nicht? Wann gedenkt sie das zu tun? Wann soll Ernst gemacht werden mit dem demokratischen Prinzip: erst Brot, dann Reparationen?

Wir fordern Antwort! Wir haben keine Lust, uns länger an der Nase herumführen zu lassen. Weg mit den Feiertagen! Arbeit und Brot! Das will das deutsche Volk.

Wir fragen an:

Wann gedenkt die Regierung zu handeln?

10. September 1928.

Schadre

Wieder einmal vereinigen sich alle Liebhaber der Republik in dem einmütigen Bekenntnis zum derzeitigen Zustand und stimmen ein in den Jubelruf: Schadre!

Das heißt auf deutsch: schützt alle die Republik! Nur böswillige Menschen behaupten, das Wort bedeute etwas anderes.

Zehn Jahre steht diese Republik nun wie auf Erz gebaut. Wie die Zeit vergeht! Man glaubt es kaum, daß es dieselbe sei, die heute auf hohem Kothurn einherspaziert, und die gestern nach einer „Revolution" aus der Taufe gehoben wurde. Man glaubt es kaum. So hat sie sich verändert. Und die dazu, die gestern noch die Ballonmütze

auf dem revolutionären Brauſekopf ſchief ſitzen hatten, wo jetzt der Zylinder eine glattpolierte Glatze deckt. Alles hat ſich verändert, nur nicht die Furcht und die Angſt, mit der die Väter des derzeitigen Zuſtandes in die Zukunft blicken, der kommenden Abrechnung entgegen. Sie wiſſen es alle längſt, daß das, was ſie vorgeben zu ſein und erreicht zu haben, nur Firnis und Anſtrich iſt, und daß dahinter ſich ein Unglück verbirgt, das früher oder ſpäter doch einmal aufbrechen wird in einer Kataſtrophe.

Wozu hätten ſie es ſonſt nötig, wieder einmal auf allen parlamentariſchen Regiſtern zu ſpielen und für ein paar Jahre noch die Verlängerung jenes Geſetzes durchzudrücken, von dem ſie behaupten, daß es zum Schutze der Republik da ſei, von dem jedoch jeder Zeitgenoſſe mit geſundem Menſchenverſtand weiß, daß es nur dazu dient, eine unbequeme Oppoſition mit dem Schein des Rechts niederzuknüppeln.

Man baut keine Barrieren, um die Liebe, ſondern um den Haß abzuwehren. Ein Staat, der etwas taugt, braucht keine Schutzgeſetze. Er findet ſeinen Schutz in der Hingabe und Zuneigung ſeiner Bürger. Wenn das die ganze Freiheit iſt, die wir ſeit 1918 eroberten, dann danken wir mit Gruß und frohem Händewinken. Man dürfe die Freiheit nicht mißbrauchen? Ja, was hat ſich denn durch eure Revolution geändert? Seine Meinung ſagen, das konnte man ehedem auch, wenn man der Monarchie nichts zuleide tat. Heute darf man das, ſo man die Republik ungeſchoren läßt. Geändert hat ſich nur die Form, der Inhalt iſt derſelbe geblieben. Wilhelm II. hat in ſeiner ganzen Regierungszeit nicht ſoviel Majeſtätsbeleidigungsprozeſſe anſtrengen laſſen, wie ein einziger der neudeutſchen roten Kaiſer in den zehn Jahren republikaniſcher Gewiſſensfreiheit das Geſetz zum Schutz der Republik in Bewegung geſetzt hat. Und wer wird nicht alles durch dieſes Geſetz beſchützt! Wir wollen noch von der Staatsform ſchweigen. Die intereſſiert uns nicht im mindeſten. Ja, wir hätten nicht einmal etwas gegen die Republik, wenn die Republikaner etwas taugten. Aber die ſind auch danach.

Unter den Schutz des Republikgeſetzes fällt zum Beiſpiel ein gewiſſer Guſtav Bauer, der in jenen Tagen den deutſchen Reichskanzler ſpielte, da Verſailles unterzeichnet wurde. Es iſt derſelbe Bauer, dem am 10. September 1923, alſo zu einer Zeit, da über Deutſchland die Inflation dahinraſte und das Volk in lähmender Furcht ſein Vermögen und den Fleiß von Generationen dahinſchwinden ſah, der

galizische Schieber Judko Barmat schrieb: „Wie Sie wissen, wird bei mir Ihre persönliche Zuneigung immer stets viel höher eingeschätzt als ein paar tausend Dollar. Sollten Sie aber inzwischen noch etwas Dollar benötigen, so will ich Ihnen bei der nächsten Gelegenheit Dollar tausend oder Dollar fünfzehnhundert übersenden." Punktum! Wenn wir uns zu diesem Geschäft — man darf hier keinen anderen Ausdruck gebrauchen, da der Altreichskanzler ja immerhin eine Prominenz der Republik darstellt und unter dem Schutze ihres Gesetzes steht — jeglichen Werturteils enthalten, so gewiß nicht aus Respekt vor der Republik, sondern, sagen wir es offen und ehrlich, aus Respekt vor ihren Kerkern und Gummiknüppeln.

Von hier aus findet man den Eingang zum Wert und Sinn des Gesetzes zum Schutz der Republik. Man will Dinge und Personen, die — wieder mit aller Reserve und vorsichtig ausgedrückt — der Kritik ebenso bedürftig sind wie der sommerheiße Ackerboden des Gewitterregens, vor dem Zugriff der Öffentlichkeit schützen. Man will sie durch Gesetze und Paragraphen immunisieren, da sie durch ihre eigene Kraft weder immun noch gesund sind. Man deckt den Schleier der Liebe über Zustände und Menschen, die im höchsten Grade kritikbedürftig und unzulänglich sind, macht die Gerichte mobil, wo man sich nicht mehr verteidigen kann, hebt die Gleichheit der Menschen vor dem Gesetz auf, wenn es sich um Minister und sonstige Großwürdenträger handelt, deren Ehre eines besonderen Schutzes zu bedürfen scheint und nichts mit der des kleinen Mannes gemein hat. Das ist die Demokratie in der Praxis: steh auf, daß ich mich setzen kann. Dieses eherne Lohngesetz aller liberalen Weisheit feiert seit 1918 seine Triumphe, und wer dagegen aufbegehrt, den schlägt man so lange mit dem Knüppel über den Kopf, bis er in die Knie sinkt.

Mit welchem Recht geht ihr gegen den Faschismus maulfechten, der ein Staatsschutzgesetz schuf mit der sittlichen Berechtigung, daß er damit einen Staat beschützt, der frei nach innen und nach außen ist? Was habt ihr zu schützen? Die Demokratie, die aus Deutschland eine Plantage des Weltkapitals, ein Land unterm Kreuz, einen Staat, mit dem man bei Gott keinen Staat treiben kann, gemacht hat?

Schadre!

Schützt alle die Republik! Sie ist in der Tat des Schutzes bedürftig.

10. Juni 1929

Das neue Republikschutzgesetz

Herr Karl Severing, weiland kleiner Schlosser und heute der Republik allgewaltiger Innenminister, ist ein kluger Mann. Er überragt die Nullen des Reichstages, vor allem die seiner eigenen Partei um Haupteslänge. Er ist kein banaler Kopf, wie sein Genosse Müller, der gegenwärtige Reichskanzler, der eben ein Müller ist und ein Müller bleibt. Es hieße ihn beleidigen, wollte man ihn mit dem Zahlabenddemagogen Wels, dem gehobenen Oberkellner Breitscheid, dem Bierbrauer Hörsing oder gar dem Salonsimpel Scheidemann vergleichen. Karl Severing ist aus anderem Holz geschnitzt. Ein zielbewußter, energischer, robuster und radikaler Demo-Marxist. Aber ein Marxist! Man könnte geneigt sein, schade! zu sagen, wüßte man nicht, daß sich hinter dem süffisanten Lächeln seiner sich immer gleichbleibenden Maske eben doch der ewige winzige Lohndütenmaterialist verbirgt, der, ob im Großen oder im Kleinen, immer nur Politik macht mit dem am Ende vergeblichen Mühen, die Gesetze des stinkigen Neides auf das große allmächtige Leben zu übertragen.

Das ist Karl Severing! Ein Sozialdemokrat! Das sagt eigentlich alles. Aber ein respektabler.

Wie viele Längen er all den anderen voraus ist, das hat er wieder einmal in den vergangenen drei Monaten bewiesen. Während Müller und Löbe ihre Galle kurierten, saß Karl Severing in seinem Amt und arbeitete. Still, emsig, mit verbissener Wut, ohne viel von der Öffentlichkeit zu vernehmen, noch sich selbst viel in ihr vernehmen zu lassen. Die anderen klapperten und machten kein Geschäft; aber Karl Severing machte ein Geschäft und klapperte nicht.

Da haben wir's: das neue Republikschutzgesetz!

Wir wußten's schon an jenem späten Abend, da unter dem tosenden Jubel der Opposition das alte Republikschutzgesetz zu Fall gebracht wurde. Da trat dieser Severing auf die Tribüne des Reichstags, der kleine Schlosser, jetzt jeder Zoll ein Volkstribun, auf den Wangen aufsteigende hektische Flecken als Zeichen seiner Erregung, die er sonst klug zu verbergen weiß, mit bebenden Lippen und zitternden Händen — und schrie der Opposition mit dem Mut der Verzweiflung sein „Sie jubeln zu früh!" ins Gesicht hinein.

Das Lachen überließen wir den andern; denn wir wußten nun, daß dieser Karl Severing zum Letzten entschlossen war und furchtbare

Rache nehmen würde über diese schmähliche Niederlage, die ihm da die Front seiner Gegnerschaft beigebracht hatte.

Das neue Republikschutzgesetz! Es ist im Entwurf fertiggestellt, wird in diesen Tagen dem Reichskabinett zugeleitet, um im Spätherbst vom Reichstag beraten und — so glauben wir vermuten zu dürfen — angenommen zu werden. Sein Inhalt bedeutet die brutalste Knebelung, die je von einer an der Macht befindlichen Gruppe an der Opposition versucht wurde. Die verfassungsändernden Paragraphen sind gefallen. Man hatte sie nicht mehr nötig, da sie ja doch nur formalen Charakter hatten. Das Gesetz bedarf also zu seiner Annahme nur einer einfachen Mehrheit. Eine Stimme über also kann unter Umständen genügen, der Gruppe, die eine Stimme unter zählt, Gewalt anzutun. Wie das niemals ein Kaiser und König gegen Rebellen wagte. Nach diesem Gesetz stehen alle politisch tätigen Personen unter dem Schutz der Republik. Man wird also in Zukunft ins Zuchthaus verbannt, wenn man den Juden Bernhard, den Landesverräter Künstler, den Schieber Bauer, ja sogar den Federhalunken Tucholsky oder den Volksbetrüger Barmat so nennt, wie sie es verdienen. Es handelt sich um „im politischen Leben stehende Personen", und die genießen den Schutz dieser Republik. Es ist verboten und mit Zuchthaus bedroht die Teilnahme an einer Verbindung, die „die republikanische Staatsform des Reiches oder eines Landes untergräbt". Was heißt „untergraben"? Das heißt: man kann darunter alles verstehen. Man hängt mit diesem Kautschuk-Paragraphen das Damoklesschwert einer drakonischen Strafe über jede, wenn auch noch so milde und noch so berechtigte kritische Äußerung: sie „untergräbt die republikanische Staatsform". Die Strafe: Zuchthaus, „Zwangsaufenthalt an bestimmten Orten des Reiches", Auflösung des Vereins, Verbot, Terror, Gummiknüppel! Ein Reich in Schönheit und Würde!

„Jeder Deutsche hat das Recht, innerhalb der Schranken der allgemeinen Gesetze seine Meinung durch Wort, Schrift, Druck, Bild oder in sonstiger Weise frei zu äußern." So lautet Artikel 118 des Weimarer Papiers. Herr Severing ist als Innenminister Schützer der Verfassung. Und er kommt uns mit diesem Terrorgesetz! Wir wissen also, woran wir sind!

Die Republik pfeift auf dem letzten Loch. Das sieht man an diesem Aufschrei der Angst und der blassen Furcht. Die Empörung im Volk wächst gegen alles, was sie ist und was sie bedeutet. Das meistert

auch Severing nicht. Herrliche Zeiten werden jetzt kommen für die Schieber und Bonzen, Verfolgung und Terror aber gegen die Opposition der Jugend. Doch aus all dem wächst Revolution. Wer Wind sät, wird Sturm ernten!

Hinter der lächelnden Maske Severings verbirgt sich Furcht und Erregung, bei uns verbirgt sich das Lächeln dessen, der warten kann.

Gummiknüppel heraus! Schlagen Sie zu, Herr Karl Severing!

Je mehr Sie schlagen, um so eher kommt der Tag, an dem wir alles mit Zins und Zinseszins zurückzahlen können.

6. Oktober 1929.

Zur Befriedung des öffentlichen Lebens

Darüber kann es heute keinen Zweifel mehr geben: das öffentliche Leben ist in dieser Republik auf das äußerste beunruhigt und friedlos. Wir sind nicht mehr ein Volk der nationalen Einigkeit und Geschlossenheit, sondern eine Ansammlung von Parteihaufen, die sich gegenseitig auf das erbittertste befehden und damit die Nation in die Unmöglichkeit versetzen, sich außenpolitisch gegen gegnerische Raubgelüste ihrer Haut zu wehren. Will man es recht verstehen, dann gibt es für den verantwortungsbewußten Politiker heute keine schönere und lohnendere Aufgabe, als das politisch friedlose Leben unseres Volkes zu befrieden. Wie aber kann das geschehen?

Das kann vorerst dadurch geschehen, daß man dieser sogenannten Republik ihr korruptionistisches Gesicht nimmt. Niemand wird im Ernst etwas gegen eine republikanische Staatsform haben, wenn sie Schutz und Schirm eines wahrhaft deutschen Volkstums ist. Das ist ja das Entscheidende: diese Republik wird am leidenschaftlichsten von Republikanern abgelehnt, und zwar von jenen, die sich unter Republik etwas anderes vorstellen als diesen Scherben- und Korruptionshaufen rund um Barmat und Sklarek. Ein Mittel, das öffentliche Leben zu befrieden, ist jener eiserne Besen, mit dem man den Augiasstall dieser Demokratie rücksichtslos ausfegt.

Wenn heute die Erwerbslosen in zorniger Empörung Sturm laufen gegen das Schandsystem der herrschenden sozialen Willkür, so tun sie das gewiß nicht aus Spaß oder Laune oder gar aus bloßer Antipathie gegen die republikanische Staatsform; die ist uns allen

im höchſten Maße gleichgültig. Wir proteſtieren mit unſeren frierenden und hungernden Volksgenoſſen gegen ſoziale Tyrannei, gegen den ſchamloſen Verſuch, die Laſten einer unerträglichen Tributpolitik auf die Schultern der werktätigen Maſſen allein zu legen, weil die ſich nicht wehren können, und den Beſitz dabei ungebührlich zu ſchonen. Das öffentliche Leben iſt friedlos, weil das ſchaffende Volk ſich mit Recht dagegen wehrt, daß die, die die Fronverträge unterſchreiben, ſich ſelbſt vor ihrer Ausführung drücken und die breiten Maſſen die Suppe auslöffeln laſſen möchten, die ſie ihnen eingebrockt haben.

Wer von euch würde nicht mit Freuden dieſer Republik dienen, wäre ſie ein Staat der nationalen Ehre und Würde, wäre ſie nicht aus der Kapitulation, ſondern aus dem Widerſtand heraus geboren worden? Und wer vermöchte im Ernſt etwas gegen ihre Fahne zu ſagen, hätten ſie nicht zuerſt die Deſerteure, ſondern die Frontſoldaten getragen, und wäre ſie nicht am Tage ihres Entſtehens über dem Reichstag, ſondern auf dem Turm des Straßburger Münſters hochgegangen? Das öffentliche Leben in dieſer Republik iſt friedlos, weil in ihr mit den nationalen Belangen des Volkes Schindluder getrieben wird, weil die Landesverräter das große Wort reden und die Vaterlandsfreunde verfemt ſind, weil die Schieber auf den Thronen und die Helden in den Zuchthauslöchern ſitzen.

Man wird uns ſagen, das alles iſt Demagogie. Die Zuſtände in Deutſchland ſind zwangsläufig bedingt durch ſeine verzweifelte außenpolitiſche Lage. Dagegen etwas zu unternehmen, iſt Wahnſinn, weil wir nicht im Beſitz von Macht ſind. Wir haben keine Waffen.

Die Freiheit eines Volkes wird nicht beſtimmt von der mechaniſchen Gewalt der Gewehre, ſondern von der ideellen Macht des Willens. Nicht die Gewehre erzeugen den Willen, aber der Wille ſchafft ſich Waffen. Was nützte es uns, hätten wir heute Kanonen? Es fänden ſich in dieſer Republik genug Demokraten, die ſie an Frankreich verrieten, genug hohe und höchſte Würdenträger, die ſie mit lohnenden Gewinnſätzen verſchrotten und verſchieben ließen. Das öffentliche Leben in Deutſchland iſt friedlos, weil der Feind uns unerträgliche Bedingungen auferlegt, die wir unmöglich erfüllen können. Der Feind erlegt uns unerträgliche Bedingungen auf, weil wir uns nicht dagegen wehren können. Wir können uns nicht dagegen wehren, weil wir uns nicht dagegen wehren wollen. Wir wollen uns

nicht dagegen wehren, weil die Regierung diesen Willen nicht vorbereitet. Die Regierung bereitet diesen Willen nicht vor, weil sie selbst zuallererst durch ihn vom Thron gefegt werden würde. Die Regierung ist feige von Natur aus. Sie macht das Volk feige, um die ihrem inneren Wesen entsprechende feige Politik treiben zu können. Zeitigt diese Politik unerträgliche Folgen, dann versteckt die Regierung sich hinter das von ihr feige gemachte Volk und behauptet, sie könne keine andere Politik betreiben, weil das Volk keine andere Politik wolle. Und so ist sie gezwungen, die furchtbare Lastenverteilung der Sklaverei zu organisieren. Darunter geht das Volk allmählich zugrunde.

Ist es da ein Wunder, wenn die am härtesten davon Betroffenen aufbegehren, wenn sie sich in offener Rebellion gegen das Schandsystem wenden und dabei das öffentliche Leben friedlos machen?

Wer ist denn hier der Schuldige, die Regierung oder das von ihr betrogene Volk? Wer hat Deutschland in den ewigen Krieg des Geldes gegen die schaffende Arbeit hineingestürzt, das Parlament oder die Opposition?

Es wird nicht eher Frieden in Deutschland werden, bis unsere nationale Ehre und unsere soziale Gerechtigkeit wieder erkämpft sind. Der Kampf darum ist entbrannt, und er wird bis zum Ende durchgefochten.

Dagegen hilft auch kein „Gesetz zur Befriedung des öffentlichen Lebens". Man kann den Volksfrieden nicht kommandieren. Herr Severing kuriert an den Symptomen herum, ohne ihre Ursachen zu beseitigen. Und darum ist sein neues Republikschutzgesetz ein untauglicher Versuch am untauglichen Objekt, von einem untauglichen Mann mit untauglichen Mitteln unternommen.

Er und seine Republik werden daran scheitern. Auch sie können der Natur keine Vorschriften machen. Das Rad der Geschichte rollt weiter, auch ohne sie, auch gegen sie. Und wer ihm in die Speichen fällt, der wird zermalmt werden.

26. Januar 1930.

Verkündung der Idee

Die Gesetze des Dritten Reiches sind nichts anderes als die Einlösung von Versprechen, die in den Jahren des Kampfes gegeben wurden.

Nicht mit den billigen Mitteln einer unverbindlichen Propaganda, nicht mit den kurzfristigen Verlockungen, mit denen die Parteien der Demokratie ihre Geschäfte fort und fort harmlos unter Dach zu bringen glaubten, ist die nationalsozialistische Bewegung groß geworden, sondern durch den Mut, den großen Lebensgesetzen der Völker auf den Grund zu gehen.

„Der Angriff" war darum mehr als ein Nachrichtenblatt, weil er die Idee des Nationalsozialismus verkündete. Was Pazifismus sei, was man unter Kapitalismus verstehen müsse, ob die Todesstrafe eine überlebte Unmenschlichkeit bedeute, wer sich als Volksgenosse künftig bezeichnen dürfe, wie man über die Arbeit im kommenden Staat denken werde — dies alles wurde mit sicherem Instinkt vorausgesagt und aus Lebensgesetzen begründet, viele Jahre, ehe es Wirklichkeit wurde.

Führer und Idee, Partei und Programm wurden als Einheit sichtbar.

Revolutionäre Forderungen

Wir ſind nicht in die Parlamente gegangen, um dort unſeren Willen mit den Mitteln der Demokratie durchzuſetzen. Wir wiſſen ſehr wohl, daß das Schickſal der Völker von Perſönlichkeiten gemeiſtert, niemals aber von Majoritäten erredet oder erſtimmt wird. Das Weſen der parlamentariſchen Demokratie iſt die Mehrheit, die Vernichtung des Verantwortungsprinzips und die Glorifizierung der Maſſe, über der ein paar Dutzend Schelme und Betrüger ihren geriſſenen Schwindel treiben.

Was wir fordern, iſt neu, einſchneidend und radikal, darum im tiefſten Sinn revolutionär. Das hat in ſeinem Weſen nichts mit Radau und Barrikaden zu tun. Mag ſein, daß das einmal dazu kommt. Aber es braucht nicht prinzipiell dazu zu gehören. Revolutionen ſind geiſtige Akte. Sie vollziehen ſich zuerſt im Menſchen ſelbſt, dann erſt in den Erſcheinungsformen der Politik und Wirtſchaft. Neue Menſchen formen neue Daſeinsinhalte.

In uns ſelbſt hat dieſer revolutionäre Akt ſeinen erſten Aufriß gemacht. Sein Ergebnis iſt jener neue Typ, der ſich heute dem politiſch geſchärften Auge als Nationalſozialiſt präſentiert.

Er fordert:

Die Wiederherſtellung der deutſchen Ehre. Ohne Ehre kein Recht auf Leben. Ein Volk, das ſeine Ehre verpfändet, verpfändet damit ſein Brot. Die Ehre iſt das Fundament jeder völkiſchen Gemeinſchaft. Im Verluſt unſerer Ehre liegt urſächlich der Verluſt unſerer Freiheit begründet.

An Stelle der Sklavenkolonie die Wiederaufrichtung eines deutſchen Nationalſtaates. Der Staat iſt für uns kein Ding an ſich, ſondern ein Mittel zum Zweck. Selbſtzweck iſt das Volkstum, das heißt die Summe aller im Volk lebendigen und geſtaltenden ſchöpferiſchen Kräfte. Das Gebilde, das ſich heute deutſche Republik nennt, iſt nicht mehr Mittel zur Erhaltung unſerer raſſiſchen Erbgüter. Es iſt Selbſt- und Endzweck geworden, ohne innere Verbundenheit mit dem Volk und ſeinen Lebensbedürfniſſen. Wir wollen die Überwindung dieſer Sklavenkolonie und ihren Erſatz durch einen Volksſtaat der Freiheit.

Für jeden ſchaffenden Volks- und Blutsgenoſſen Arbeit und Brot!

Jede Produktion ſoll ihren Lohn finden auf Grund der Leiſtung. Für das deutſche Arbeitertum mehr Auskommen!

Für das Volk erſt Wohnungen und Brot und dann Reparationen!

Einführung der Bedarfswirtſchaft! Zuerſt die vitalſten Lebensbedürfniſſe des Volkes erfüllen, dann Luxus und Tand. Für den Arbeitswilligen Arbeit! Für den Bauern Land! Die deutſche Außenpolitik, die ſich heute darin erſchöpft, das, was uns gehört, zu verramſchen, muß zielbewußt umgeſtellt werden und radikal die aus der deutſchen Raumnot ſich ergebenden machtpolitiſchen Folgerungen ziehen.

Frieden unter den ſchaffenden Volksgenoſſen! Jeder ſoll an ſeinem Platz ſeine Pflicht tun können zum Wohle der Geſamtheit; dafür übernimmt der Staat den Schutz des Individuums und garantiert ihm den Ertrag ſeines Fleißes und ſeiner Arbeit. Volksgemeinſchaft nicht als Phraſe, ſondern als revolutionäre Errungenſchaft nach radikalſter Durchfechtung der elementaren Lebensrechte des Arbeitertums.

Rückſichtsloſen Kampf gegen das Schmarotzertum! Krieg den Raffern, Frieden den Schaffern! Ausſchaltung aller wirtſchaftskapitaliſtiſchen Einflüſſe auf die Geſtaltung der Politik des Volkes.

Löſung der Judenfrage! Konſequente Ausmerzung aller fremdraſſigen Elemente aus dem öffentlichen Leben auf allen Gebieten. Reinliche Scheidung zwiſchen deutſch und nichtdeutſch allein nach den Rückſichten der Raſſe und nicht etwa einer vorgetäuſchten Nationalität oder gar Konfeſſion.

Schluß mit dem demokratiſchen Parlamentarismus! Überantwortung der Politik an ein politiſches Gremium, das auf Grund des Geſetzes der Kraft und der Ausleſe zuſammengefügt wird.

Wiederherſtellung von Treu und Glauben im Wirtſchaftsleben. Vorbehaltloſe Wiedergutmachung des Unrechts, mit dem man Millionen deutſcher Menſchen beraubt und ausgeplündert hat.

Das Recht der Perſönlichkeit vor dem Pöbel. Kampf dem zerſetzenden Gift international-jüdiſcher Geiſtigkeit. Bewußte Stärkung deutſcher Kraft und deutſcher Sitte! Ausrottung der Fäulnisherde ſemitiſcher Unmoral und Raſſeverderbnis.

Todesſtrafe für Verbrechen gegen das Volk! Galgen für Schieber und Wucherer!

Ein Programm ohne Kompromiſſe, dafür aber mit Männern, die leidenſchaftlich ſeine Durchfechtung wollen. Eine Parole ohne Formel, aber gefüllt mit lebendigen Energien.

Die Revolution iſt auf dem Marſch. Wir fordern!

6. Auguſt 1928.

Pazifismus

Friede auf Erden den Menſchen!

Sagt der Jude und ſchließt den Geldſchrank zu. Er braucht keinen Wärter davor. Das Weltgewiſſen betreut ſein Hab und Gut, und der hochgebildete deutſche Michel ſtaunt, wie ſauber und praktiſch das alles eingerichtet iſt.

Nie wieder Krieg! So ſchreien die Unentwegten. Leider iſt noch kein Witzbold auf den Gedanken gekommen, eine Liga zu gründen mit dem Kampfruf: Nie wieder Bauchgrimmen. Er hätte ebenſo recht wie die Friedensfreunde.

Heißt das, man ſoll den Krieg um des Krieges willen wollen? Bei Gott, nein! Aber man beſeitigt den Krieg nicht, indem man die Waffen niederlegt. Genau ſo wie man dem Bauchgrimmen kein Ende bereitet, indem man den Bauch wegſchneidet.

Auch der Friede muß verteidigt werden, und zwar wie alle Güter dieſer Erde, mit dem Schwert. Wer den Frieden will, rüſte zum Krieg. Und wer den Krieg will, der predige den Frieden. So lautet die Rechnung.

Ruhe und Ordnung! ſchreit ihr. Gut! Warum habt ihr das nicht geſchrien, als Ruhe und Ordnung herrſchte, damals vor dem Kriege? Da machtet ihr Spektakel gegen den Staat, und jetzt, wo ihr durch Unruhe und Unordnung ſelbſt in die Seſſel hineingeſchlüpft ſeid, verlangt ihr von uns, wir ſollen ſchön ruhig ſein; und derweil macht ihr uns ſo ſachte die Taſchen leer. Das könnte euch ſo paſſen!

Wenn einer nachts in eine Villa einſteigt, um das Silberbeſteck zu ſtehlen, auch der iſt für Ruhe und Ordnung. Und ſchreit hinter ihm eine gellende Frauenſtimme: Diebe im Haus!, dann wird er ſehr verwundert tun und erklären, das ſtöre die Stille der Nacht.

Eine Weltanſchauung iſt kein Zierat zum Sonntagnachmittagsgebrauch, ſondern Helfer und Wegweiſer in dieſem harten Leben.

Sie darf nicht nur Gültigkeit haben im blassen Reich der Theorien, sondern vor allem im harten Reich des täglichen Daseins.

Ein Pazifist glaubt daran, daß man dem Frieden am besten diene durch Verzicht. Der andere werde doch einmal ein Einsehen haben. Fangen wir also damit an, die Waffen niederzulegen. Dann wird der Feind schon nachkommen.

Also: Herr Müller spaziert abends durch den Tiergarten, friedlich-schiedlich, orgeltönend, hymnensingend, mit dem Ölzweig in der Hand: Herr Müller ist Pazifist. Plötzlich stehen zwei vor ihm, die ihm in nicht mehr mißzuverstehender Weise eine kalte Pistole auf die Stirne halten. Das sind also vermutlich keine Pazifisten. Geld oder Leben! Herr Müller gibt das Geld und behält das Leben. Rock oder Leben! Uhr oder Leben! Und so fort ad infinitum. So lange, bis Herr Müller nichts mehr hat, oder bis er nein sagt und Widerstand leistet. Ja, so ist das närrische Leben! Aber Herr Müller ist ja gar kein Pazifist. Kaum sieht er bei Nacht eine Pistole blinken, dann ruft er nach der Polizei. Das weiß Müller auch, daß die Polizei keinen Ölzweig im Wappen trägt, sondern den Gummiknüppel im Gürtel. Das heißt also: Ist Herr Müller in Gefahr, dann appelliert er an die Gewalt der andern, die er selbst zu feige ist auszuüben. Das ist des Pudels Kern.

Pazifismus ist Verzicht auf Selbstschutz und Vertrauen auf den Schutz der andern. Menschen dafür bezahlen, daß sie unser Leben und unseren Besitz verteidigen, das ist für den Pazifisten die letzte Höhe der Kultur. Dagegen selbst sein Leben einsetzen eben für dieses Leben, das ist für ihn dementsprechend die verabscheuungswürdigste Form der Barbarei.

Und so sehen denn diese Pazifisten in der Praxis aus. Draußen vor dem Ausland, da liegen sie auf dem Bauch, betteln, winseln, lecken dem Sklavenhalter den Staub von den Stiefeln und küssen die Hand, die sie züchtigt; aber drinnen im Lande, da schwillt ihnen der Kamm genau in dem Maße, in dem sie draußen vor dem Feinde niederträchtig, feige und gemein sind. Da halten sie sich schadlos für all die Demütigungen, die sie dummdreist grinsend von draußen einstecken, indem sie ihr feiges Mütchen am politischen Gegner kühlen. Nach draußen lautet die Parole: Nie wieder Krieg!, und drinnen singen sie: Blut muß fließen knüppelhageldick!

Das ist die Kehrseite der Medaille. War jemals soviel Unfriede

in unſerem Volke wie im letzten Jahrzehnt, wo wir dem Weltfrieden dienten?

Nein, alles iſt Lug und Trug, was uns dieſe Wölfe im Schafspelz lehrten:

Der Friede wird nicht erredet, ſondern erkämpft.

Er iſt der Güter höchſtes nicht. Über ihm ſteht das ewige Leben!

Und der Sinn des Lebens heißt Behauptung!

Ein Volk, das darauf verzichtet, verzichtet damit auf das Recht zu leben. Andere Völker, die dieſem ewigen Geſetz des Daſeins dienen, werden darüber hinwegſchreiten. Denn das iſt das einzige Recht, das Gott den Völkern gab: zu leben und das heilige Leben zu verteidigen.

Alſo wollen wir handeln! 12. März 1928.

Verantwortlichkeit!

Kein Laden, kein Geſchäft, kein Büro und keine Fabrik, kein Verein und kein Kegelklub, in denen nicht einer zu finden wäre, der die Verantwortung trägt; das heißt, deſſen Gedeih und Verderb nicht mit dem Gedeih und Verderb der von ihm vertretenen Sache auf das engſte verknüpft wäre. Wirft eine Fabrik hohe Gewinne ab, dann verdient der Direktor einen guten Happen Geld. Macht ſie Minus, dann iſt Schmalhans auch bei ihm Küchenmeiſter, und muß ſie gar bankrottieren, dann kann auch er ſein Bündel packen.

So und nicht anders iſt es in dieſem närriſchen Leben!

Mit Ausnahme der deutſchen Republik:

Je ſchlechter es der Republik geht, deſto beſſer geht es ihren Miniſtern. Je mehr ihre Bürger an Steuern zahlen müſſen, deſto höhere Gehälter beziehen ihre Generaldirektoren. Niemand iſt da, der die Verantwortung trägt. Wen können wir belohnen, wenn er uns zum Heil führt? Wen können wir beſtrafen, wenn er uns dem Teufel verſchreibt? Ein ſchlechter Miniſter riskiert in der Republik ſchlimmſtenfalls, daß er auf ein paar Jahre kaltgeſtellt wird. Aber dieſe Jahre werden ihm verſüßt durch Aufſichtsratspoſten, Diäten und freigebig ſpendierte Penſionen.

Das iſt doch das mindeſte, was ein Volk von ſeinen Regierern verlangen kann: daß ſie bereit ſind, mit der Richtigkeit ihres Prinzips

zu ſtehen und zu fallen. Wer ſich unterfängt, das Schickſal von ſechzig Millionen Menſchen in ſeine ſchwache Hand zu nehmen, der muß von ſeiner göttlichen Sendung ſo tief durchdrungen ſein, daß, erweiſt ſich einmal ihr Gegenteil, er gern und willig den verhängnisvollen Irrtum mit ſeinem Kopf bezahlt.

Wo finden wir das in der Republik? Miniſter kommen, Miniſter gehen. Sie experimentieren am Volk herum, und ſchlägt ihre Methode fehl, dann ſetzen ſie ſich wieder auf ihren Reichstagsſitz und machen Oppoſition gegen ihre Nachfolger. Parteien treten vor das ſouveräne Volk hin und verſprechen ihm goldene Berge. Nichts, gar nichts können und wollen ſie davon halten. Wo iſt die Inſtanz in der weltberühmten Weimarer Verfaſſung, die die Parlamentarier zur Rechenſchaft zieht, weil ſie bewußt und feige das Volk betrügen? Parteien delegieren ihre Fraktionsführer in die Regierungskabinette. Die treiben Politik, wie es ihnen gefällt, regieren gegen ihr Programm und tauſendfach und feierlich gegebene Verſprechungen. Wo iſt der Gerichtshof, der ſie im Namen des Volkes an ihre Pflicht erinnerte?

Wo nun euer Staat einmal ein Geſchäft iſt, warum vergeßt ihr dabei die Inſtanz, von der ihr wißt, daß ſie ſelbſt in jedem Saftladen wichtig und unumgänglich iſt? Könnt ihr euch einen Betrieb denken ohne den Direktor, der für alles und jedes die volle Verantwortung trägt? Und dürfen wir nicht von euch verlangen, daß ihr nach dem Rezept, mit dem ihr eure Geſchäfte macht, auch das große Geſchäft der deutſchen Geldprovinz einrichtet?

Das Volk wählt Parteien. Verſündigen die ſich am Ganzen, ſo berufen ſie ſich auf die anonyme und deshalb unfaßbare Wählermaſſe, die ſie in die Parlamente ſchickte. Die Parteien wählen Miniſter. Treiben die Schinduder mit den Rechten des Volkes, ſo berufen ſie ſich auf die Parteienmehrheit, die ſie ins Kabinett delegierte. Die Demokratie iſt ein raffiniert ausgeklügeltes Syſtem der Verantwortungsloſigkeit, in dem eine Gaunerhand die andere wäſcht. Und bricht einmal die unvermeidliche Kataſtrophe herein, dann verſtecken ſich die Strauchdiebe hinter den Majoritäten und waſchen ihre ſchmutzigen Hände in Unſchuld.

Wie das zu ändern iſt? Dadurch, daß man einem die Macht vertrauensvoll in die Hand gibt, dafür aber von ihm verlangt, daß er mit ſeinem Kopf für all ſein Tun und Laſſen einſteht. Das iſt

Diktatur? Ist denn vielleicht eure sogenannte Demokratie keine Diktatur? Und zwar eine Diktatur der Minderwertigen, die sich nur deshalb hinter den Majoritäten verstecken müssen, weil das Volk sie niemals dulden würde, wollten sie offen und unverblümt ihre Macht spielen lassen? Herrscht denn heute das Volk oder nicht vielmehr der Pöbel des Geldes?

Demokratie ist Diktatur der Schieber. Das war sie schon zu Platos Zeiten, das ist sie auch heute noch.

Wir wollen eine offene Diktatur, deren Regierungskunst vom Volk kontrolliert werden kann. Wir wollen nicht selbst herrschen. Wir wollen nur, daß an der Spitze des Volkes Männer stehen, zu denen wir das Vertrauen haben, daß sie etwas wollen und etwas können. Sie sollen mit allen Rechten ausgestattet sein. Dafür übernehmen sie dann aber auch die volle Verantwortung für unser Wohl und Wehe.

Wir wollen nicht mitregieren. Wir wollen nur die Gewißheit haben, daß anständig regiert wird.

Wir wollen keine papierenen Rechte, wir wollen Freiheit und Brot!

Eine Regierung ohne festumgrenzten Verantwortungsbereich geht an ihrer eigenen Schwäche zugrunde. Das ist die tiefste Ursache unserer gegenwärtigen Not.

Darum weg mit verantwortungslosen Majoritäten! Her mit einem Mann, der seinen Kopf als Einsatz wagt! 16. April 1928.

Werdende Geschichte

Jetzt kann man die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei nicht mehr wegdisputieren. Sie ist da, sitzt mit einer beachtlichen Gruppe im Reichstag und in den anderen deutschen Parlamenten und schnoddert unsachgemäß, etwas vorlaut und so gar nicht im Verhältnis zu ihrer zahlenmäßigen Bedeutung in das eintönige Geplätscher demokratisch-pazifistischen Redeflusses hinein. Wir haben uns bereits nach allen Seiten hin unangenehm und auf die Nerven fallend bemerkbar gemacht, und die Herren der Erfüllung werden schon einen kleinen Vorgeschmack davon haben, wie die Kirschen munden, die man mit uns ißt.

Die Partei steht jetzt endlich wieder sicher und unerschütterbar mit beiden Füßen auf solidem Boden, ist fest wie keine andere innerhalb

und außerhalb des Parlaments in den breiten Volksmassen verwurzelt und dünkt sich nun stark genug, auch im Reichstag massiv und in breiter Angriffsfront den Kampf gegen das herrschende System von Weimar zu eröffnen. Wer hätte das auszudenken gewagt vor drei Jahren, als der Führer der Partei aus der Festungshaft entlassen wurde und sich gegen alles Mahnen und Drohen der Opportunisten entschloß, mit wenigen Getreuen den verfallenen Organisationsapparat der alten Partei aufs neue aufzubauen. Damals war die Bewegung in Süddeutschland ein wüster Trümmerhaufen, auf dem sich die verschiedensten Gruppen und Lager auf das erbittertste bekämpften; in Mitteldeutschland kaum noch Spuren einstiger Kraft und Größe, im Westen und Norden nur erst junge, keimhafte Anfänge, die keinem ernsten Sturm standzuhalten vermochten. Aber überall lebte doch der alte Wille, der den 8. und 9. November 1923 glühend durchzittert hatte. Kaum blies der Schöpfer seinen Odem in die erstarrten Glieder hinein, da begann allenthalben neues Leben aus den Ruinen zu blühen.

Und nun ist in hartem, zähem Ringen mit einem übermächtigen Gegner das Fundament der Partei aufs neue gelegt. Der Geist der Bewegung wurde stark und unerschütterlich an dem Widerstand, der ihm von bürgerlichen und marxistischen Machthabern entgegengesetzt wurde. Die Partei schritt vorwärts und aufwärts, eroberte langsam aber sicher Terrain um Terrain der feindlichen Abwehr und schickt sich nun an, aus dem rein Parteimäßigen in das Gebiet der großen Politik vorzustoßen. Wenn das, was wir seit Februar 1925 an Kampf und Opfer hinter uns brachten, nicht bedeutend über den Kreis des Parteiorganismus hinausging, so fangen wir nun an, Politik im großen zu betreiben, und erheben uns damit zu Gliedern einer werdenden Geschichte.

Das ist ein Kapitel ernstester Verantwortlichkeit. Wir arbeiten jetzt nicht mehr für uns, wir arbeiten jetzt unmittelbar an der kommenden Nation. Wenn wir unsere Stimme erheben, so geht sie heute weit über den Kreis einer geschlossenen Mitgliedschaft an das deutsche Volk. Die Nation und darüber hinaus das Ausland muß uns immer mehr vernehmen, muß unserem Willen Beachtung schenken und mit uns als eminent politischem Zukunftsfaktor zu rechnen beginnen. Das wird die Gegenseite nicht gern tun: um so lauter aber und unbeirrbarer müssen wir unsere Forderungen ver-

treten, und zwar ſo ſicher und unanfechtbar, daß ſie allen kritiſchen Bedenken trotzen können. Bisher waren wir nur Agitatoren. Heute ſind wir mehr: Prediger und Repräſentanten des kommenden deutſchen Nationalſtaates. Dem müſſen wir auch nach außen hin in allem Ausdruck geben: in Geſte, Wort, Sinnbild und Tat. Eine Verantwortlichkeit von ſtrengſter Diſziplin und ſchärfſter Selbſtkritik muß Richtſchnur unſeres Redens und Handelns werden. Preſſe, Agitation, Propaganda und Organiſation ſollen von dieſem Augenblick an ſinnfälliger Ausdruck dieſer neuen Kursgebung ſein. Wir reden und ſchreiben nun nicht mehr für uns, ſondern für Deutſchland. Wir ſind keine Partei mehr, wir ſind jetzt ſchon Staat im Unſtaate. Was wir heute betreiben, das iſt wirkliche Politik und als ſolche werdende Geſchichte. Wir treten nunmehr wieder in den breiten Rahmen der hiſtoriſchen Entwicklung ein, und man wird uns nicht mehr aus der Geſchichte ausradieren können.

Bedenke jeder, daß jede Handlung, jedes Wort, jede Zeile und jeder Marſchſchritt einmal das Bild mitbeſtimmen werden, das Enkel nach Generationen von uns gewinnen.

Legen wir alle Hand an! Vor dem Jahrhundert iſt das Beſte gerade gut genug!

25. Juni 1928.

Ein Jahr „Angriff"

Was das heißt, weiß nur der auszumeſſen, der dieſes Kampfblatt mit großgezogen hat. Mitten im Verbot gegründet, zu einer Zeit, in der in der Aſphaltpreſſe mangels geeigneter Senſation mit rührender Pünktlichkeit die Seeſchlange auftauchte, haben wir den „Angriff" in einjährigem Kampf aus ſeiner geiſtigen und auflagemäßigen Enge zu dem gemacht, was er heute iſt. Und wenn er jetzt weit über die Grenzen der Reichshauptſtadt hinaus ſeine parteipolitiſche und völkiſche Bedeutung hat, ſo verdankt er das allein ſeinem konſequenten Kampfgeiſt und der radikalen Methode, mit der er das Syſtem des heutigen Deutſchlands und ſeiner Nutznießer angreift und bloßſtellt. Es war nicht leicht, aus den erſten Anfängen dieſes Blattes zu dem vorzuſtoßen, was es heute bedeutet. Schwierigkeiten über Schwierigkeiten, Widerſtände über Widerſtände galt es zu überwinden. Und heute können wir's offen geſtehen: manchmal ſind wir ſelbſt an der endgültigen Durchſetzung des von uns erſtrebten Zieles

voll Sorgen verzweifelt. Ohne Geld, ohne Organiſation, ohne Hilfe, ja faſt ohne jedes Wohlwollen haben wir den „Angriff" in zähem Kampf vorwärtsgetrieben. Opfer ohne Maß ſind darum gebracht worden von denen, die ſeine Spalten mit Leben füllten, ſowohl wie von denen, die aus dieſem Leben allmontäglich Kraft und Mut zu neuem Ausharren ſchöpften.

Der „Angriff" war in ſeinen Anfängen als Waffe gegen ein ungerechtes und ſchamloſes Verbot gedacht. Als ſolche mußte er das Syſtem brandmarken, auf deſſen Boden ſolche Verbote möglich waren und weiterhin möglich ſind, mußte die Träger des Syſtems angreifen, die demokratiſch genug ſind, ſolche Verbote auszuſprechen. Daß er die Dinge nicht mit Glacéhandſchuhen anfaßte, das durfte jeder von vornherein wiſſen, der die Männer kannte, die hinter dieſem Kampforgan ſtanden. Wenn er heute weit über ſeinen eigentlichen Zweck und ſeine zeitweilige Bedeutung hinausgeht, ſo iſt das ein Beweis dafür, daß der Kampf, den die Berliner Nationalſozialiſten gegen das Polizeiverbot geführt haben, nicht im Lokalen ſein Weſen und ſeinen Sinn beendete, ſondern daß er ſelbſt über die Grenzen der Geſamtbewegung hinaus eine Sache des ganzen deutſchen Aktivismus war, der in unſerer jungen Berliner Kampfgruppe als in ſeiner bewußten und folgerichtigſten Formulierung in der Reichshauptſtadt getroffen werden ſollte. Unſere Anklagen gegen das heutige Deutſchland durften und konnten ſich nicht im Prinzipiellen erſchöpfen. Dinge, die man liebt oder haßt, haben Perſonen als Träger und Repräſentanten. Wir haben die heuchleriſche Scheindemokratie des Novemberdeutſchlands als Sache und den Juden als ihren bewußteſten Verfechter aus dem Dunkel der Verborgenheit ins helle Tageslicht gezogen. Es lag in der Natur der ganzen Auseinanderſetzung, daß wir dabei Namen nennen mußten, im guten wie im böſen, und, weil wir eben ein Organ für das werktätige Volk ſein wollten und auch wurden, unſeren Leſern auch die bildliche Darſtellung der Träger dieſer Namen nicht vorenthalten konnten. So ſieht er aus! Dieſe lachende „Angriffs"-Parole wurde zum geflügelten Wort, redlich geliebt von den Unterdrückten und redlich gehaßt von den Ausbeutern. Mit Witz und Bosheit, mit Laune und Satire gingen wir an Menſchen und Dinge heran. Wer uns zwiſchen die Zähne kam, der hatte nichts zu lachen. Ein ſicherer Polizeivizepräſident weiß ein Liedlein davon zu ſingen.

Wir haben ihn durch unseren unermüdlichen und zähen Angriff zur populärsten Gestalt der gesamten heutigen antisemitischen Bewegung gemacht, und wenn er später einmal mit in die Geschichte hineinschlüpft — als was, das wird sich ja noch finden —, dann hat er's allein uns zu verdanken.

Man hat uns vorgeworfen, daß wir manchmal über die Schnur gehauen haben. Die Methoden sind zu radikal, sagte der ewige Besserwisser. Ihr geht zu scharf heran, meinte der Spießer. Wo gehobelt wird, da fliegen Späne. Keiner weiß das besser als wir, daß wir zuweilen daneben geschlagen haben. Aber wir haben wenigstens geschlagen. Während die Journaille des Tages, auch die der nationalen bürgerlichen Opposition der Reichshauptstadt, in Feigheit versank und mit den Dingen, die auch sie als ein Unglück ansah, sich abzufinden begann, haben wir verbittert und lachend den Angriff proklamiert. Keinem zu Liebe und vielen zu Leide; nur der Sache wegen, die wir mit Leidenschaft verfechten. Aus Bedingungslosigkeit, Kampfgeist, Opfermut und Zähigkeit wurde diese Waffe mit Herzblut geschmiedet. Darum lieben wir den „Angriff", als wär er unser eigenes Kind.

Es liegt nicht im Sinne meiner Kameraden, wenn ich heute von den Opfern spreche, die wir alle für dieses Blatt gebracht haben. Das wird und muß einmal geschehen, wenn später einer von uns die Geschichte unseres Kampfes um ein deutsches Berlin schreibt. Für uns ist das heute vorbei, und unsere gesammelte Kraft geht schon wieder aus nach neuen Dingen. Angriff! Angriff! So lautet auch heute noch die Parole.

Vor mir liegt die erste Nummer dieses Blattes vom 4. Juli 1927. Bescheiden, unscheinbar, gut gemeint und wenig gekonnt. Mit einer gewissen Wehmut schaue ich durch die Spalten und blättere dann die ihr folgenden Ausgaben bis auf den heutigen Tag durch. Und wieder steht vor meinen Augen dieses gewaltige Ringen um unser Recht, das wir gemeinsam durchgefochten haben. Ich meine, es ist gut und richtig gewesen. Deshalb vor allem, weil an seinem Ende eins steht, das jede Methode rechtfertigt: der Erfolg. Aus einem Unternehmen, das schon in seinen Anfängen den Bankrott in sich zu tragen schien, wurde dieses Blatt, wirtschaftlich gesichert und gefestigt, aus sich selbst lebend, ohne Schulden und mit bedeutenden Überschüssen. Dafür sei allen Schreibern, Lesern und Werbern, Dank und Dank gesagt!

Und nun ſchicken wir dieſe Jahresnummer an unſere Freunde. Es iſt nicht unſere Art, viel zu verſprechen und wenig zu halten. Wie's war, ſo ſoll's bleiben! Tapfer, aufrecht, kompromißlos, bewußt und klar wollen wir weiter angreifen. In unſeren Spalten ſollen auch fernerhin der Mut und die verbiſſene Zähigkeit zu Hauſe ſein, die allein auf dieſer Erde am Ende den Sieg verbürgen, und jenes tapfere, hochmütige Lachen, mit dem der Wiſſende die Schmach erträgt, weil er die Mittel kennt, ſie zu beenden.

Aufs nächſte Kampfjahr! Greift an, Kameraden!

2. Juli 1928.

Politiſcher Katholizismus

Die nationalſozialiſtiſche Bewegung hat ihre Urſachen in dem Verſagen der marxiſtiſchen und bürgerlichen Kräfte des deutſchen Parlamentarismus. Ihre Anfänge reſultieren aus einer ſcharfen Proteſtſtellung gegen die Reaktion von rechts und links, und daher befindet ſie ſich ſeit der erſten Stunde ihres Beſtehens bis heute zwiſchen zwei Feuern: von links wird ihr vorgeworfen, ſie ſei kapitaliſtiſch und von rechts, ſie ſei bolſchewiſtiſch. Ähnlich iſt ihre Poſition in bezug auf den politiſchen Konfeſſionalismus. Während die Ultraradikalen des Geiſtchriſtentums, die Erfinder des neuen Jeſusglaubens, ſich nicht genug tun können in brüchigen Beweiſen unſerer geſinnungsmäßigen und machtpolitiſchen Bindungen dem Vatikan gegenüber, ſucht der parlamentariſche Konfeſſionalismus uns bei ſeinen Anhängern dadurch zu diskreditieren, daß er immer und immer wieder die Legende aufwärmt, wir ſeien Neuheiden und Wodansanbeter und damit die ſchlimmſten und erbittertſten Feinde des Chriſtentums.

Wie liegen nun die Dinge in Wirklichkeit?

Die nationalſozialiſtiſche Bewegung ſteht auf dem Boden eines poſitiven Chriſtentums, ohne ſich dabei an ein beſtimmtes Bekenntnis zu binden. In ihr hat ſowohl der Proteſtant wie der Katholik und der Deutſchchriſt Platz. Wir Nationalſozialiſten ſehen die große Kriſe der chriſtlichen Weltanſchauung überhaupt nicht ſo ſehr im Formalen wie im Inhaltlichen. Chriſtentum iſt für uns ein Wirken, nicht ein Beteuern. Je mehr ein Menſch ſich Jeſus und ſeinem religiöſen Vermächtnis verbunden fühlt, um ſo eher wird er geneigt

ſein, im Gleichgeſinnten das formal Trennende zu überbrücken und das ſeeliſch Einigende zu betonen. So bei uns. Die geſamte nationalſozialiſtiſche Ideologie geht von der fundamentalen Erkenntnis aus, daß zur Löſung der brennenden Schickſalsfragen unſeres Volkstums die formalen Gegenſätzlichkeiten in unſerem öffentlichen Leben beſeitigt werden müſſen, damit die Volksgenoſſen, die zueinander gehören, auch zueinander kommen können. Getrennt ſind ſie meiſtens im Formalen, ſelten nur im Weſentlichen. Das gilt in gleicher Weiſe für die konfeſſionellen wie für die wirtſchaftlichen und politiſchen Spannungen der deutſchen Gegenwart. Es liegt nur im Intereſſe unſeres gemeinſamen Feindes, daß dieſe Spannungen von gewiſſenloſen Elementen immer aufs neue geladen werden. Gelingt es uns jedoch, dieſe Spannungen auf ein Mindeſtmaß herabzumildern, dann bekommen wir Luft und Raum, die eigentlichen Probleme unſerer unerträglich gewordenen politiſchen Lage aufzurollen.

Auf einem anderen Blatt jedoch ſteht geſchrieben, was wir mit dem politiſchen Katholizismus und ſeinen parlamentariſchen Erſcheinungen, dem Zentrum und der Bayeriſchen Volkspartei, auszumachen haben. Wir beſtreiten dieſen beiden Gruppen auf das entſchiedenſte das Recht, im Namen des deutſchen Katholizismus zu ſprechen. Ganz abgeſehen davon, daß nur ein Bruchteil und wahrlich nicht der wertvollſte des deutſchen Katholizismus in ihnen politiſch organiſiert iſt, haben dieſe beiden Parteien durch ihre ſeit Jahrzehnten betriebene Politik längſt das Anrecht darauf verloren, Wortführer der deutſchen Katholiken zu ſein. Da hilft auch alles Geſchrei vom drohenden Kulturkampf nichts mehr. Wir bekämpfen das Zentrum nicht, weil es katholiſch iſt — das iſt es in der Praxis längſt nicht mehr, iſt es überhaupt noch nie geweſen —, ſondern weil es dem Juden dient und unſere Freiheit verkauft hat. Wer Politik treibt, muß politiſch gewertet werden und kann nicht für ſich das Recht in Anſpruch nehmen, ſich bei Beginn der Attacke in die Etappe der Kirche zurückziehen zu dürfen. Die Religion in Ehren: aber wenn eine politiſche Macht, und ſei es die des Vatikans, anfängt, in unſeren Schickſalsfragen mitzureden und mitzubeſtimmen, und ihre Politik — denn das iſt ja dann Politik — iſt für unſere Erkenntnis falſch und verwerflich, dann greifen wir an, ohne Anſehen der Perſon, der Partei oder der konfeſſionellen Würde. Wir handeln dann als Deutſche, nicht als Katholiken oder Proteſtanten. Denn unſere

Kontrahenten handeln ja auch als Politiker, nicht als geistliche Instanzen. Keinem noch so geschickten Manöver der Gegenseite kann es auf die Dauer gelingen, diese klar formulierte Problemstellung künstlich zu verwirren. Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Der Diener am Wort diene dem Wort, und der Diener am Volk diene dem Volk. Wir lassen es nicht zu, daß der beamtete Diener am Wort dem Volk Schaden zufüge und sich dann damit herausredet, er habe am Wort gedient.

Das tuen das Zentrum und seine klerikal-politischen Repräsentanten. Sie haben vor allem seit 1918 eine Politik getrieben, die in ihrer Verwerflichkeit zu allen Zeiten ihresgleichen sucht. Deshalb treten wir dagegen auf, Katholiken und Protestanten, die sich als Deutsche ihres im Deutschtum verankerten Lebens wehren und es nicht weiter dulden wollen, daß man ihnen im Namen Jesu den Kragen umdreht.

3. Dezember 1928.

Volksgenossenschaft

„Staatsbürger kann nur sein, wer Volksgenosse ist. Volksgenosse kann nur sein, wer deutschen Blutes ist, ohne Rücksichtnahme auf Konfession. Kein Jude kann daher Volksgenosse sein."

So lautet der vierte Punkt der fünfundzwanzig nationalsozialistischen Thesen.

Was will er besagen?

Der Begriff Staatsbürger schließt in sich Rechte und Pflichten, die das Verhältnis des einzelnen Deutschen zu seinem Staat, zu seinem Volkstum regeln sollen. Nach unserer Auffassung ist der Wiederaufbau unseres Vaterlandes nur möglich unter Proklamation neuer Pflichten. Die Demokratie spricht nur von Rechten, aber in Wahrheit bürdet sie dem einzelnen ausschließlich Pflichten auf. Das primärste Recht, das wir seit 1918 genießen, ist das Recht: Maul halten und Steuern zahlen. Je fester die Republik ihre Untertanen in Steuerfron und Tributpflicht nimmt, desto lauter redet sie von den Rechten der Republikaner. Dem macht der Nationalsozialismus ein Ende: bei ihm hat jeder Staatsbürger seinen Fähigkeiten entsprechende Pflichten dem Staat gegenüber auf sich zu nehmen, aber jede übernommene Pflicht bedingt auch ein Recht. Je mehr Pflichten, desto

mehr Rechte. Eine ſolche Staatsauffaſſung iſt in ihrem Weſen ariſtokratiſch.

Bevor wir jedoch an die Stufung der Volksgenoſſen und Staatsbürger untereinander gehen können, müſſen wir zuerſt die geſamte Volksgemeinſchaft von Beſtandteilen ſäubern, die ihr innerlich weſensfremd ſind, die nicht zu ihr gehören, die ein Fremdleben im Körper des Volkes führen.

Somit erhält der Begriff Staatsbürger eine Abgrenzung durch den Begriff Volksgenoſſe. Die Volksgenoſſenſchaft als ſolche richtet ſich nicht nach dynaſtiſchen oder ökonomiſchen Grundſätzen, ſondern lediglich nach den Geſetzen des Blutes. Deutſch, das iſt weder ein konfeſſioneller noch ein wirtſchaftlicher, ſondern ein blutlicher Begriff. Als ſolcher iſt er raſſenmäßig beſtimmt. Das Prädikat Deutſch iſt alſo nicht zu erwerben, ſondern man bringt es mit. Man kann nicht Deutſcher werden, man iſt es, oder man iſt es nicht.

Die Religion oder die Konfeſſion liegt auf einer ganz anderen Ebene. Ich kann von Konfeſſion zu Konfeſſion wechſeln, nicht aber von Volk zu Volk oder von Raſſe zu Raſſe. Die Konfeſſion iſt das Ergebnis einer ſeeliſchen Überzeugtheit, die den Geſetzen der Wandelbarkeit unterworfen ſein kann. Die Raſſe entſpringt dagegen einem blutlichen Sein, das unwandelbar iſt.

Überſetze ich dieſe Erkenntniſſe ins Politiſche, dann heißt das: das deutſche Volk iſt weder eine Kultur- noch eine Sprach- oder Religionsgemeinſchaft. Das kommt alles erſt in zweiter Linie, iſt gewiſſermaßen nur Ergebnis einer primären Bedingtheit: der des Blutes. Wir bilden als Deutſche eine Raſſengemeinſchaft, und wenn man uns entgegenhält, daß dieſe Raſſengemeinſchaft ſchon ſehr zerriſſen und zerklüftet iſt, ſo iſt das kein Beweis gegen, ſondern für uns. Um ſo mehr müſſen wir dieſen Erkenntniſſen wieder zum Durchbruch verhelfen und ſie zu herrſchenden Staatsprinzipien machen.

Nur eine Gemeinſchaft von Blutsbrüdern iſt in der Lage, einen Staat zu bauen und auch zu erhalten. Dieſe Gemeinſchaft nennen wir Volk, und ihr organiſcher Zuſammenſchluß in einem Staat heißt Nation. National bin ich, wenn ich entweder inſtinkthaft unbewußt oder erkenntnismäßig bewußt den Geſetzen dieſer Gemeinſchaft aus raſſiſchen Gefühlen heraus diene, ſie als für mich verbindlich erachte und danach handle.

Daraus folgt: Volksgenoſſe kann nur ein Blutsgenoſſe ſein. Na-

tional ist der, der sich zum Volk bekennt auf Grund seiner rassischen Anlage.

Also: ein Jude kann weder Volksgenosse noch im deutschen Sinne national sein. Deshalb geht er auch aller Rechte verlustig. Er ist nur geduldet unter uns.

Solange er aber unter uns lebt, solange muß er sich unserer Art zu leben fügen, nicht wir seiner. Es wird ihm nur von Fall zu Fall erlaubt, neben uns zu wohnen, und wo er unsere Generosität mißbraucht, behandeln wir ihn als lästigen Ausländer. Dagegen hilft auch kein für Geld erworbener Staatsbürgerschein.

Das kommt noch besonders klar zum Ausdruck im fünften Punkt unserer Thesen.

„Wer nicht Staatsbürger ist, soll nur als Gast in Deutschland leben können und muß unter Fremdengesetzgebung stehen."

Haben wir einmal den nationalsozialistischen Staat, dann genügen diese Prinzipien vollauf. Dann leben in Deutschland nur noch Deutsche und Gäste. Gäste werden eingeladen und kommen nicht ungerufen. Wer gegen unseren Willen kommt oder da ist, dem zeigen wir, wo der Zimmermann ein Loch gelassen hat.

11. Februar 1929.

Jakubowski

Jakubowski, das heißt: „Nieder mit der Todesstrafe!" Brecht die Guillotine ab und führt den Henkersmann einem ehrsamen Handwerk zu! Du sollst nicht töten!

So plakatiert die Liga für Menschenrechte, und die aufrechte jüdische Demokratenpresse stimmt mit ein in den Entrüstungsschrei. Ein Mensch ist unschuldig gemordet worden! Der Bürger duckt sich und kriecht wie immer feige in seine vier Wände zurück. Nach einem ersten schüchternen Versuch, die Dinge ins rechte Licht zu rücken, macht er schlapp, und aus Angst vor der Kanonade der öffentlichen Meinung — so nennt man jenes Surrogat, das als Ergebnis einer wochenlangen Pressekampagne für Staatsanwälte, Parlamente und Spießbürger bindende Ansicht zu sein pflegt — hält er weise mit seiner wahren Meinung hinterm Berge. Also laßt in Gottes Namen die Henkersbeile rosten. Wir leben im Zeitalter der Humanität.

Der russische Kriegsgefangene Jakubowski, der einen kleinen

Knaben feige ermorden ließ, ist nach seinem Tode zu einer traurigen Berühmtheit gekommen. Glaube niemand, es ginge um ihn. Was kümmert es die Humanitätsapostel aus der Jerusalemer Straße, ob ein Kopf schuldlos oder schuldbeladen in den Sand rollt. Sie pflegen sich sonst doch nicht davor zu grausen, ein ganzes Volk den Henkern ans Beil zu liefern. Wie sollten sie auch nur mit einer Wimper zucken, wenn ein unbekannter polnischer Pofel aufs Schafott steigt! Jakubowski, das heißt: „Macht Schluß mit der Todesstrafe!" Und am lautesten schreien die, die am meisten Grund dazu haben. Wir glauben nicht an ihre Humanität, wir meinen vielmehr, unter den Schreiern vor allem die zu erkennen, die ein Interesse an der Beseitigung der Todesstrafe haben, da sie bei ihrer Aufrechterhaltung selbst Gefahr laufen, einmal am Galgen zu baumeln.

Dieser Mortimer starb euch gelegen! Und darum diese Betulichkeit. Die Gelegenheit ist günstig wie noch nie. Ihr schreit Jakubowski, und meint euch selbst und euren volksverbrecherischen Anhang. Jakubowski soll euch den Freibrief liefern für jede Untat und jede verräterische Gemeinheit am Einzelmenschen und an der Nation. Um eure Sache geht es, wenn ihr mit viel Lärm die Sache Jakubowski betreibt. Eure Köpfe wackeln, wenn ihr dem Jakubowski nicht ein spätes, unverdientes „Recht" erredet.

Nieder mit der Todesstrafe! Das darf nicht für den Staat, das muß auch für den Mörder gelten. Solange der Verbrecher mit Wissen und Überlegung den Dolch zückt und die Pistole abdrückt, solange hat der Staat das Recht und die Pflicht, den Mord mit dem Tode zu bestrafen. Das ist er sich selbst und der Erhaltung seiner sittlichen Existenz schuldig. Die Todesstrafe kann fallen, wenn die Mörder vom Morden, die Ausbeuter vom Ausbeuten, die Schieber vom Schieben, die Wucherer vom Wucher und die Vaterlandsverräter vom Verrat lassen. Die Guillotinen werden abgebrochen, wenn jeder Staatsbürger seines Lebens und die Nation ihrer Ehre sicher ist; eher nicht einen Tag.

Du sollst nicht töten? Das gilt zuerst für den Verbrecher und dann für das Strafgesetzbuch, das gegen ihn in Anwendung gebracht wird. Ein Mensch ist unschuldig hingerichtet worden? Das beweist noch gar nichts. Denn erstens entspricht das in dem angezogenen Fall nicht den Tatsachen, und zweitens, sollte es das, dann ist das ein Beweisstück für die Fehlerhaftigkeit und Unzulänglichkeit der Menschen,

die die Todesstrafe in Anwendung brachten, nicht aber gegen die Todesstrafe selbst.

Man komme uns nicht mit der faden Ausrede, es genüge für die Rechtssicherheit des Staates, wenn man den Mörder in sicheres Gewahrsam nehme. Am sichersten ist das Gewahrsam, in das der Mörder den Ermordeten nahm. Und wer garantiert uns dafür, daß nicht einmal in unserem Lande der unbegrenzten politischen Möglichkeiten eine Mehrheit ans Ruder kommt, die es sich in den Kopf gesetzt hat, einen Mörder zum Minister zu machen, und den etwa auf den Kanzlerposten beruft, den wir in sicheres Gewahrsam zu nehmen trachteten?

Die Todesstrafe ist eine selbstverständliche Forderung jedes sittlichen Staates. Sie ist nicht nur ein Abschreckungsmittel, sondern darüber hinaus eine einfache Funktion der Selbsterhaltung. Der Mörder ist ein asoziales Lebewesen, ein Subjekt, das für den Staat nicht nur wertlos, sondern im höchsten Grade gefährlich ist. Wenn der bürgerliche Staat die Todesstrafe nur für den Mord kennt und sogar im Begriff steht, sie selbst da abzuschaffen, so ist das seine Sache. Wir aber erkennen in dieser defaitistischen Schwäche ein Verfallssymptom, mehr noch, einen der Gründe, warum der bürgerliche Staat untergeht und untergehen muß. Wir lassen uns von dieser Erkenntnis durch keine, wenn auch noch so geschickt aufgezogene Sentimentalität abdrängen. Unsere Tränendrüsen sind leer. Wir fassen unsere Entschlüsse nur nach den Überlegungen nüchterner Notwendigkeit, niemals weibischer Weichheit und Weinerlichkeit.

Wir verlangen viel mehr noch, als der bürgerliche Staat abzubauen beabsichtigt. Todesstrafe für Mörder, das ist für uns eine Selbstverständlichkeit. Darüber hinaus aber haben wir die Absicht, auch mit Schiebern, Wucherern, Vaterlandsverrätern und Verbrechern an der Ehre und an der Existenz des Volkes ebenso kurzen Prozeß zu machen. Zu dieser Absicht bestimmen uns nicht irgendwelche Bedürfnisse nach Rache oder Vergeltung, wir wollen nur das Volk beschützen und sein Leben sicherstellen. Das Volk steht uns höher als die verbrecherischen Komplexe irgendeines asozialen Individuums. Wer den Tod verdient, der soll den Tod haben. Wer dagegen anschreit, der ist dringend verdächtig, daß er ihn verdient.

17. Juni 1929

Kapitalismus

Kapitalismus ist nicht ein Ding, sondern ein Verhältnis zum Ding. Nicht Bergwerke, Fabriken, Haus- und Grundbesitz, Eisenbahnanlagen, Geld und Aktienpakete sind die Ursache unserer sozialen Not, sondern der Mißbrauch mit diesen Gütern des Volkes. Der Kapitalismus ist also nichts anderes als Mißbrauch mit Volkskapital, und zwar findet diese Definition durchaus nicht ihre Begrenzung im rein Wirtschaftlichen. Sie hat allgemeine Gültigkeit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Sie stellt ein Prinzip dar. Kapitalismus ist mißbräuchliche Verwendung von Volksgut überhaupt, und der Mensch, der diesen Mißbrauch treibt, ist ein Kapitalist.

Ein Bergwerk ist dazu da, dem Volk Kohle zu geben, damit es Licht und Wärme habe. Fabriken, Häuser, Grund und Boden, Geld und Aktienpakete sind zum Dienst am Volk bestimmt und nicht dazu, ein Volk zum Sklaven zu machen. Der Besitz dieser Güter vermittelt nicht so sehr Rechte wie Pflichten. Eigentum bedeutet Verantwortung, und zwar nicht vor dem eigenen Geldbeutel, sondern vor dem Volk und seinem Gesamtwohl. Zuerst waren die Bergwerke da, der Produktion zu dienen, und die Produktion ist dazu da, dem Volk zu dienen. Nicht das Geld hat die Menschen erfunden, sondern die Menschen haben das Geld erfunden, und zwar damit es ihnen dienstbar sei und nicht, damit es sie unterjoche.

Mißbrauche ich wirtschaftliche Güter, um mein Volk damit zu quälen und zu peinigen, dann bin ich des Besitzes dieser Güter nicht wert. Dann kehre ich den Sinn des Lebens in sein Gegenteil um, ich bin ein Kapitalist der Wirtschaft. Treibe ich Mißbrauch mit Kulturgütern, z. B. nutze ich die Religion zu wirtschaftlichen oder politischen Zwecken aus, dann bin ich ein schlechter Verwalter des mir anvertrauten Gutes, ein Kulturkapitalist. Der Kapitalismus nimmt in dem Augenblick unerträgliche Formen an, in dem die persönlichen Zwecke, denen er dient, den Interessen des Volksganzen zuwiderlaufen. Er geht dann von den Dingen aus und nicht von den Menschen. Das Geld ist dann die Achse, um die sich alles dreht.

Umgekehrt ist es beim Sozialismus. Die sozialistische Weltanschauung fängt beim Volk an und geht dann über zu den Dingen.

Die Dinge werden dem Volk untertan gemacht; der Sozialist stellt das Volk über alles, und die Dinge sind nur Mittel zum Zweck.

Wenden wir diese Grundsätze auf das Wirtschaftsleben an, dann ergibt sich folgendes Bild:

In einem kapitalistischen System dient das Volk der Produktion, und diese ihrerseits ist abhängig von den Mächten des Geldes. Das Phantom Geld triumphiert über die lebendige Wesenheit Volk. In einem sozialistischen System dient das Geld der Produktion, und die Produktion dient dem Volk. Das Phantom Geld wird der blutvoll-organischen Gemeinschaft Volk untergeordnet. Der Staat kann in all diesen Dingen nur eine regulierende Aufgabe haben. Er entkleidet die ewigen Auseinandersetzungen zwischen Kapital und Arbeit ihres volkszerstörenden Charakters. Er ist der Schiedsrichter zwischen beiden, der aber dann unerbittlich eingreift, wenn das Volk bedroht ist. Da gibt es für ihn nur eine klare Entscheidung, so oder so. Stellt er sich bei Wirtschaftskämpfen auf die Seite der Volksfeindlichkeit — sie mag sich dabei so national geben wie auch immer — dann ist er kapitalistisch. Dient er dagegen der Gerechtigkeit, und was damit gleichbedeutend ist, der staatlichen Notwendigkeit, dann ist er sozialistisch.

So einfach und durchsichtig diese Grundsätze in der Theorie erscheinen mögen, so schwierig und kompliziert sind sie in der politischen Praxis. Da werden sie abhängig gemacht von tausend Einzelfragen, von technischen und geschäftlichen Erwägungen, von weltwirtschaftlichen Bedingnissen und weltpolitischen Hemmungen. Unlösbar aber sind all diese Probleme in einem Volk, das nach innen charakterlos und nach außen versklavt ist. Das ist heute bei Deutschland der Fall. Bei uns steht die Frage, ob Sozialismus oder Kapitalismus gar nicht zur Debatte. Wir müssen für unsere Unterdrücker schuften und fronen und haben keine Zeit, an Sozialismus zu denken, ganz zu schweigen davon, daß wir die, wenn auch nur bescheidene Möglichkeit hätten, ihn in die Praxis zu übersetzen.

Das war der verhängnisvolle Irrtum des deutschen Proletariats an jenem unglücklichen 9. November 1918: man dürfe einen Krieg verlieren, sich um eine Revolution prellen lassen, und trotzdem könne man einen kapitalistischen Staat stürzen und einen sozialistischen an seine Stelle setzen. Das war nur möglich mit den Waffen. Niemals

in der Geſchichte hat ſich eine neue Weltanſchauung — und der Sozialismus iſt eine ſolche — in der Kapitulation durchgeſetzt, immer nur im Widerſtand und im Angriff. 1918 gab es für den deutſchen Sozialiſten nur eine Aufgabe: die Waffen zu behalten und den deutſchen Sozialismus zu verteidigen. Das hat man nicht getan. Man redete und faßte Reſolutionen, und der deutſche Arbeiter merkte gar nicht, daß er dabei nur ſeinem erbittertſten Feind, dem Weltgeld, die Steigbügel hielt.

Das Ergebnis dieſer Torheit iſt der Unſtaat von heute. In der Phraſe eine ſoziale Demokratie, in der Praxis eine Plantage des Weltkapitals. Dagegen ſetzen wir uns zur Wehr. Weil wir Sozialiſten ſind, die wollen, daß das Geld dem Volke diene, deshalb rebellieren wir gegen dieſen Zuſtand, bereiten den Willen vor, ein unerträgliches Syſtem zu brechen, auf daß aus den Trümmern der demokratiſchen Geldprovinz einmal der ſozialiſtiſche deutſche Nationalſtaat auferſtehe.

15. Juli 1929.

Politik und Geſchäft

„Die Wirtſchaft iſt das Schickſal!" So ſagte Walter Rathenau, der Großbankier und Truſtgewaltige; und heute beten es ihm alle kleinen Spießer nach.

Ein buntes Sammelſurium von Plattheiten, Schiefheiten, Begriffsverwirrungen und Kleinigkeiten! Die Wirtſchaft iſt in einem Staat jene Funktion, die dem Volk das Brot vermittelt. Das kann ſie nur, wenn ſie frei iſt und von keinem internationalen Einfluß darin beſchränkt und eingezwängt wird. Die Wirtſchaft iſt eine Art der völkiſchen Betätigung, aber auch nur eine. Ihr beigeordnet iſt beiſpielsweiſe die Kultur, die Religion, die Finanz, der Verkehr. Über allem aber ſteht die Politik. Eine geſunde und aufrechte Politik hat immer im Gefolge eine blühende Wirtſchaft. Dieſer Satz verliert ſeine Gültigkeit, wenn man ihn in ſein Gegenteil umkehrt. Eine ſchlechte Politik verdirbt auch immer die Produktion, und ein unfreies Volk kann niemals eine kranke Wirtſchaft zur Geſundung bringen, deshalb muß der Heilungsprozeß bei der Politik anfangen, und er wird ſich dann auch allmählich für die Wirtſchaft auswirken.

Weg mit der Politik! Das heißt nicht mehr und nicht weniger als weg mit der Sorge für das Allgemeinwohl! Mich intereſſiert nur

mein persönliches Schicksal und bestenfalls noch das meines Berufsstandes. Politik verdirbt den Charakter. Das sagen die, die aus der Politik ein Geschäft gemacht haben und mit ihrem schlechten Charakter das verderben, was sie unter Politik verstehen. Wir wollen durch Arbeit frei werden! Das ist die letzte Weisheit eines senil gewordenen politischen Bürgertums, das im Besitz der Macht ist und durch eine Umwälzung der Dinge alles verlieren und kaum etwas gewinnen kann. Nur die Produktion kann uns retten! Das ist dann wahr und richtig, wenn zuvor die Produktion durch die Politik gerettet ist und neben Sense und Hammer der Wirtschaft das scharfe Schwert der Wehrhaftigkeit steht.

In diesen Erkenntnissen liegt auch der Aufschluß jener rätselhaften Unzulänglichkeit, mit der heute der demokratische Parlamentarismus sich in unseren Schicksalsfragen versucht. Wir wählen Parteien in der Annahme, es seien politische Weltanschauungsgruppen, und es handelt sich in der Tat nur um ständische Wirtschaftsorganisationen. Das Bauerntum hat in der DNVP., die Großindustrie in der DVP., die Börse in der DP. und die Handarbeiterschaft in der SPD. ihren wirtschaftlichen Ausdruck gefunden. Die Parteien vertreten nicht mehr ein nationales Gesamtschicksal, sondern nur noch ständische Teilfragen.

Zwar suchen sie das heute noch vor der Öffentlichkeit zu verbergen, aber auch das nimmt bald ein Ende; und schon sehen wir im parlamentarischen Reigen Gebilde auftauchen, die sich nach außen hin jeder Politik begeben und nur wirtschaftliche Belange vertreten oder doch vorgeben zu vertreten (Wirtschaftspartei, Aufwertungspartei, Hausbesitzer- oder Mieterpartei). Damit wird der Sinn zum Unsinn, das Untergeordnete zum Übergeordneten, die Nebensache zur Hauptsache. Darunter geht nicht nur die Politik, sondern ebenso und viel furchtbarer und rapider die Wirtschaft zugrunde. An die Stelle des Politikers tritt nun der Syndikus, der Arbeitersekretär, der Landbundführer oder der Mittelstandsvertreter. Sie alle beurteilen die großen nationalen Schicksalsfragen, vor deren Entscheidung sie im Parlament gestellt werden, aus dem engen Zirkel ihrer berufsständischen Interessen heraus, und da die Belange irgendeiner Klasse in einem ausgebluteten Volk immer auf Kosten der anderen Klassen durchgefochten werden, ist die Politik des demokratischen Parlamentarismus nur noch ein Gaunern und Feilschen um persönliche Interessen

auf Koſten des anderen und damit der Allgemeinheit. Politik iſt hier Fortſetzung des eigenen Geſchäfts mit ſtaatlichen Mitteln. Das verdirbt allerdings den Charakter.

Abhilfe kann da nur geſchaffen werden von einer Organiſation, die die Augen des Volkes wieder auf das Geſamtintereſſe der Nation lenkt und fordert, daß die Einzelfragen vor der Schickſalsfrage des Volkes zurücktreten müſſen, wenn ſie überhaupt einmal mit ihr und durch ſie gelöſt werden ſollen. Das Einzelne ordne ſich dem Ganzen unter, damit das Ganze wieder den Schutz des Einzelnen übernehmen kann. Man ſoll uns nicht mißverſtehen: wir verwehren keinem Beruf und keiner Klaſſe die radikale Vertretung ihrer perſönlichen Intereſſen. Niemand hat ſo klar wie wir erkannt, daß das Volk nur geſunden kann, wenn jeder Stand frei und ſtark iſt. Aber die Einzelintereſſen dürfen nicht die Geſamtintereſſen hemmen, ſie müſſen ſie fördern. Erſt kommt die Politik, das heißt, die Sorge für das Ganze und der radikale Kampf für ſeinen Beſtand, dann die Wirtſchaft, das heißt, die Sicherſtellung der Intereſſen von Ständen und Klaſſen. Das erſte iſt dem zweiten übergeordnet.

Darum fordern wir zur Reinigung unſeres öffentlichen Lebens die Trennung von Politik und Wirtſchaft, Berufung eines politiſchen Rates und Wahl eines Ständeparlaments. In dem einen wird Politik getrieben, in dem anderen über wirtſchaftliche Belange zu Rate geſeſſen. Damit vollziehen wir eine ſaubere Scheidung zwiſchen Primärem und Sekundärem, entgiften das politiſch-wirtſchaftliche Kampffeld und geben der Politik, was der Politik und der Wirtſchaft, was der Wirtſchaft iſt.

22. Juli 1929.

Das Recht auf Arbeit

„Jedem Deutſchen ſoll die Möglichkeit gegeben werden, durch wirtſchaftliche Arbeit ſeinen Unterhalt zu erwerben." So beſtimmt Artikel 163 der in Weimar beſchloſſenen Verfaſſung der deutſchen Republik.

Dieſer Satz iſt unſeres Wiſſens bis zum heutigen Tage noch nicht widerrufen worden. Er beſteht alſo noch zu Recht und hat ſeine volle Gültigkeit; und wenn am 11. Auguſt dieſes Jahres die Sturmkolonnen des Reichsbanners aufmarſchierten und wohlbeſtallte Republik-

miniſter ihre tönenden Wortpoſaunen zum Lobe der Verfaſſung erklingen ließen, ſo meinten beide vermutlich auch jenen Satz, nach dem jedem Deutſchen die Möglichkeit gegeben werden ſoll, durch wirtſchaftliche Arbeit ſeinen Unterhalt zu erwerben. Solange Worte aber noch einen Sinn haben — man müßte ja füglich in der Republik daran zu zweifeln beginnen — kann vorläufig mit jenem Artikel des Weimarer Papiers nur eine graue Theorie, nicht aber eine praktiſche Wirklichkeit gemeint ſein; denn ſie ſieht bedenklich anders aus.

Als im Deutſchen Reichstag in den ſchickſalsſchweren Auguſttagen des Jahres 1924 über die Annahme der Dawesgeſetze heiß geſtritten wurde, da war einer der gewichtigſten Gründe, die die damalige Regierung Luther f ü r die Kapitulation vor dem Gelddiktat vorzubringen hatte, der, man müſſe ſchon allein deshalb unterſchreiben, weil damit die einzige Möglichkeit gegeben wäre, die in Deutſchland wachſende Erwerbsloſigkeit — wir zählten damals rund 300 000 Menſchen ohne Arbeit — zu beſeitigen. Soviel auch durch Annahme der Dawesgeſetze an Verfaſſungswerten zerſtört wurde, einen glaubte man dadurch für jeden Deutſchen wieder herzuſtellen — oder man behauptete es doch zu glauben: das Recht auf Arbeit.

Die Entwicklung hat nun allerdings den Skeptikern recht gegeben. Die Erwerbsloſigkeit ſtieg und ſtieg von Jahr zu Jahr, und zwar eben auf Grund der Dawesgeſetze. Aus den Dreihunderttauſend wurden drei Millionen. Der Produktionsprozeß wurde rationaliſiert, die Dawesverpflichtungen zogen in ihrem Gefolge Not und Elend der breiteſten Volksſchichten nach ſich, und nun gewöhnt man ſich allmählich daran, eine Millionenarmee von arbeitsloſen Deutſchen als feſtſtehende Tatſache ſchweigend hinzunehmen. Es würde groteſk erſcheinen, wollte man angeſichts dieſer Wirklichkeit im Ernſt heute noch das verfaſſungsmäßig gewährleiſtete Recht des deutſchen Republikbewohners auf Arbeit verfechten.

So liegen die Dinge.

Und es iſt nicht mehr als recht und billig, wenn ſich heute die erwachende deutſche Arbeitnehmerſchaft gegen eine Verdrehung dieſer feſtſtehenden Tatſache zur Wehr ſetzt. Es geht nicht an, daß weiterhin von Regierungsſeite mit eherner Stirne Dinge behauptet werden, die der Wirklichkeit nicht entſprechen. Entweder geben die Schutzpatrone der heutigen Republik zu, daß der Satz vom Recht auf Arbeit, auch wenn er in der Weimarer Verfaſſung ſteht, eine

fromme Lüge ist, oder aber sie bestehen auf seiner Richtigkeit — aber dann hat auch der deutsche Arbeitnehmer ein Recht auf dieses Recht. Nicht er ist dann verfassungsbrüchig, wenn er unter Umständen mit Gewalt gegen die jetzige Regierung auf Durchführung dieses Rechtes dringt, sondern diejenigen, die zwar immer bei der Hand sind, wenn es gilt, der Verfassung von Weimar bei rauschenden Geburtstagsfesten beschwingte Lobeshymnen zu singen, die sich aber nicht scheuen, im Bedarfsfall, ohne mit der Wimper zu zucken, ihre primitivsten Rechte außer Geltung zu setzen und mit Brachialgewalt gegen den vorzugehen, der gegen dieses schreiende Unrecht Protest einlegen will.

Das Papier von Weimar ist eben nur ein Papier. Es hat eine kleine, ehrgeizige Clique von Phantasten, machthungrigen Arrivisten, Arbeiterbetrügern und größenwahnsinnigen Schwätzern ans Ruder gebracht, nicht aber einen Zustand gegründet, in dem dem deutschen Volk die Möglichkeit zum Leben und die Anwartschaft auf eine bessere Zukunft gewährleistet wird.

Eine Verfassung hat die Aufgabe, ein Volk in bestmögliche Verfassung zu bringen.

Tut sie das in lebendigem Zusammenhang mit den zukunftstreibenden Kräften der Gegenwart und emporwachsend aus einem sicheren Traditionsgefühl der Vergangenheit gegenüber, dann ist sie gut. Tut sie das nicht, dann ist sie Buchstabe, Theorie, Schein und Vorwand für Dinge und Menschen, die unsichtbar bleiben wollen und sollen.

Und dann wird sie auch nicht durch Fackelzüge und Ministeressen das ewige Leben gewinnen.

1. Oktober 1928.

Arbeitspflicht

Die schaffende Arbeit ernährt die Völker. Die Arbeit entehrt nicht den Menschen, sie adelt ihn.

Der liberale Staat ist seinem Wesen nach auf der einen Seite ein Ausbeuter-, auf der anderen Seite ein Wohlfahrtsstaat. Er proklamiert das Recht der wirtschaftlichen Freiheit, ohne sich im mindesten um die Mißgriffe und Auswüchse dieser zur Willkür werdenden wirtschaftlichen Freiheit zu bekümmern. Nur wo sie direkt seinen

Bestand, das ist bei ihm immer gleichbedeutend mit seinem Profitinteresse, bedroht, da setzt er die soziale Fürsorge ein. Er gibt Almosen statt Brot, Geschenke statt Rechte, Sentimentalität statt Verpflichtung.

Der nationalsozialistische Staatsgedanke dagegen beruht auf dem Recht und auf der Pflicht zur Arbeit.

Arbeit ist nicht gleichbedeutend mit Beschäftigung. Beschäftigung kann nicht nur zwecklos, sie kann sogar schädlich sein. Der Geldschrankknacker beschäftigt sich auch, aber niemand wird behaupten wollen, daß er das zum Segen der Allgemeinheit tut, sondern nur zu ihrem Schaden.

Das Wesen der Arbeit beruht darin, daß sie Werte schafft. Es ist nicht so ausschlaggebend, welche Arbeit ich tue, sondern vielmehr wie und in welcher Gesinnung ich sie verrichte. Der Straßenkehrer, der mit Eifer und Fleiß seine Pflicht tut, ist für die Volksgemeinschaft wertvoller als der Minister, der mit galizischen Schiebern zusammen zweifelhafte Schrottgeschäfte macht. Es soll damit nicht behauptet werden, daß das möglich wäre oder gar vorgekommen ist. Wir meinen das nur in der Theorie.

Jeder, der nicht arbeiten will, wird von einem anderen, der für ihn mitarbeiten muß, ernährt. Er ist also nicht ein vollwertiger Staatsbürger, sondern ein Parasit. Wir proklamieren demzufolge die Pflicht des Volksgenossen zu arbeiten, geistig oder körperlich, und zwar muß seine Arbeit sich dem Ganzen einfügen. Sie darf nicht dem Interesse der Gesamtheit zuwiderlaufen, sie muß ihm dienen, oder doch mindestens darf sie ihm nicht schaden.

Der liberale kapitalistische Staat — und der marxistische geht ja auch, wenn auch radikal verbrämt, von derselben Grundeinstellung aus — hat die Arbeit ihres hohen ethischen Wertes entkleidet. Er hat sie degradiert, sie minderwertig und suspekt gemacht. Je niederträchtiger sie ist, je mehr sie sich dem Wohl des Volkes entgegenstellt, desto höher schätzt er sie ein. Am meisten achtet er den Börsenschieber, dessen Arbeit nutzlos, ja in den meisten Fällen sogar außerordentlich schädlich ist. Und am tiefsten verachtet er den einfachen Arbeitsmann, dessen Arbeit, wenn auch nicht weltbewegend vom einzelnen aus gesehen, so doch wichtig und unentbehrlich für die Gesamtheit ist.

Die Volksgemeinschaft der schaffenden Menschen! Das ist das Ziel, dem der nationalsozialistische Kampf entgegenstrebt. Wir sind dabei

keine Ideologen. Wir glauben nicht, daß die Volksgemeinschaft erreichbar ist durch Phrasen, Sprüche und Schwüre. Sie wird, wie jedes Hochziel, erkämpft, und zwar unter radikalster Vernichtung aller sozialen Unwerte auf jedem Gebiet. Dazu gehört vor allem, daß wir der heutigen, entehrenden Wertung der Arbeit einen neuen Wert der Arbeit entgegensetzen, und das ist nur möglich durch Proklamation der Pflicht jedes Staatsbürgers, zu arbeiten.

Wenn der Staat jeden seiner Bürger verpflichtet zu arbeiten, dann verleiht er ihm auch das Recht zu arbeiten; und das liegt denn auch in der Tat im Sinn des nationalsozialistischen Programms.

Man wird hier einwenden, daß das Recht zur Arbeit dann seine Begrenzung findet, wenn der Staat keine Möglichkeit hat, Arbeit zu geben. Das ist kein durchschlagender Gegenbeweis. Wenn ein Volk arbeiten will, dann findet es auch Arbeit. Dafür ist die Regierung da. Um vor den Widerständen zu kapitulieren — dazu brauchen wir keine Minister. Es ist sozial ungerecht und politisch gefährlich, solche volksfeindlichen Widerstände zu übersehen, sich damit abzufinden und die üblen Folgeerscheinungen auf die sozial Schwachen abzuwälzen, die sich nicht wehren können. Wenn ein Volk feige sein will und den Kampf verabscheut, dann geht es nicht an, daß die Reichen sich vor den Folgen drücken und die Armen, nur weil sie sich nicht wehren können, die ganze Last dieses Zustandes tragen müssen.

Solange der Staat seinen Bürgern keine Arbeit geben kann — vor allem, wenn er es selbst wie die Weimarer Republik feierlich in seiner Verfassung versprochen hat —, dann muß er ihnen eine andere Möglichkeit zu leben geben. Selbstverständlich wird eine solche Praxis immer Auswüchse zeitigen. Aber diese Auswüchse sind nicht die Regel.

Darum treten wir heute ein für das Recht jedes Deutschen auf Arbeit. Wo dieses Recht versagt wird, hat der Staat die Pflicht auf Schutz und Hilfe für die Arbeitslosen. Der nationalsozialistische Staat dagegen wird einen Zustand schaffen, in dem der Staat jedem Deutschen sowohl das Recht als auch die Pflicht zur Arbeit verleiht.

Dieser Grundsatz hat Ausdruck gefunden im 10. Punkt unseres Programms, der lautet: „Erste Pflicht jedes Staatsbürgers muß sein, geistig oder körperlich zu schaffen. Die Tätigkeit des einzelnen darf nicht gegen die Interessen der Allgemeinheit verstoßen, sondern muß im Rahmen des Gesamten und zum Nutzen aller erfolgen."

26. August 1929.

Großmacht Preſſe

„Die Preſſe iſt die ſiebente Großmacht!" Dieſes Wort Napoleons iſt heute wahrer als damals, da es geſprochen wurde, und es wird in Zukunft wohl noch wahrer ſein, als es heute ſchon iſt. Wer die Preſſe hat, der hat die öffentliche Meinung. Wer die öffentliche Meinung hat, der hat recht. Wer recht hat, der kommt in den Beſitz der Macht.

Die Preſſe iſt die Bildnerin der öffentlichen Meinung und als ſolche im modernen Staat eine lebensnotwendige Funktion. Kein Staat, der mit Fug Anſpruch auf dieſen Titel erhebt, kann deshalb auf die Preſſe oder doch mindeſtens auf ein Kontrollrecht über ſie verzichten. Tut er das, dann gibt er ſich ſelbſt auf.

Wir verwehren es der demokratiſchen Republik durchaus nicht, daß ſie die Bildung der öffentlichen Meinung beaufſichtigt. Das iſt ſeit je ſo geweſen und wird auch, ſolange es Politik gibt, ſo bleiben. Wir machen nur dagegen Front, daß man behauptet, das ſei Meinungsfreiheit und ſo tut, als bedeute das einen Fortſchritt gegen überwundene Zeiten der politiſchen Reaktion.

Da die Preſſe eine ſo eminent wichtige Rolle im modernen Leben ſpielt, liegt die Möglichkeit ihres Mißbrauchs ſehr nahe. Und in der Tat ſehen wir denn auch im heutigen Syſtem, daß ſie nicht mehr Dolmetſch des Volkswillens, Fürſprecher der Volksnot, Wortführer der Volksmeinung iſt, ſondern daß ſie, zum willfährigen Inſtrument in den ſchmutzigen, gierigen Händen einiger Geldmagnaten degradiert, die Meinung eben dieſer Geldmagnaten in die Öffentlichkeit hineinbläſt und damit den Volkswillen verfälſcht, die Volksnot vergrößert und die Volksmeinung umdreht. Das birgt um ſo größere Gefahren in ſich, als ja kein Volk ſo wie das deutſche dem gedruckten Wort glaubt und niemand ſonſt in der ganzen Welt wie der Deutſche ſich ſo feſt und vertrauensvoll an das klammert, was er ſchwarz auf weiß beſitzt.

Damit iſt die moderne Preſſe nicht zum Segen, ſondern zum Fluch des Volkes geworden. Sie iſt das Organ, durch das geriſſene Wortſchieber und Gedankenakrobaten dem Volk den geſunden Sinn verwirren, ihm das Gehirn verkleiſtern und es unfähig machen, normal und folgerichtig zu denken. Die Preſſe iſt nicht an ſich charakterlos. Sie wird es, wenn ſie ſich im Beſitz von charakterloſen Menſchen befindet. Sie mißbrauchen ſie zu volkswidrigen Zwecken und treiben mit ihr ihr frevles kapitaliſtiſches Spiel.

Bezeichnend für die moderne Berliner Presse ist die Tatsache, daß sie fast ausschließlich von Juden geschrieben und verwaltet wird, und zwar ist das im gleichen Maße der Fall auf der Linken wie auf der Rechten, im internationalen wie im nationalen Lager. Was der Bürger liest, was der Proletarier denkt, was Nationalismus ist, was Sozialismus bedeutet: der Jude hat es geschrieben. Da der Jude, wie jeder rassebewußte Mensch — und zu diesen gehört er in ganz hervorragendem Maße — alle Dinge, Situationen und Menschen natürlich nur aus seiner blutlichen Bedingtheit sieht, sehen kann und letzterdings auch sehen will, ist die jüdische Presse am Ende nichts anderes als das Einfallstor, durch das jüdisches Denken, jüdische Moral und jüdische Weltanschauung in die deutsche Bewußtheit eindringt. Selbstverständlich ist der Jude klug genug, das unbemerkt und Schritt für Schritt zu betreiben. Wieviel er aber auf diesem Gebiet schon erreicht hat, das mag man ermessen, wenn man die heutige seelische Haltung und charakterliche Verfassung des deutschen Volkes vergleicht mit dem, was man gemeinhin unter deutsch zu verstehen pflegt.

Wir sind als Volk verjudet, im Denken wie im Handeln. Wir werden uns dieser furchtbaren Tatsache nur noch in einer schwachen, verzweifelt aufbegehrenden Minderheit bewußt. Erreicht hat das der Jude in der Hauptsache durch systematische Beeinflussung der öffentlichen Meinung mit Hilfe der Presse.

Ein Staat, der leben will, hat ein Recht darauf, daß die öffentliche Meinung so gebildet wird, daß sie die Existenzmöglichkeiten des Volkes fördert, nicht verbaut. Wo die Presse das nicht freiwillig tut, da hat eine verantwortungsbewußte Regierung die Pflicht, jene, die in Bosheit verharren, mit allen legalen Mitteln zu zwingen oder aber sie unschädlich zu machen.

Die Presse diene dem Volk und seinem Wohl, dann dient sie auch der Wahrheit, der Freiheit und der Gerechtigkeit.

„Darum fordern wir den gesetzlichen Kampf gegen die bewußte politische Lüge und ihre Verbreitung durch die Presse. Um die Schaffung einer deutschen Presse zu ermöglichen, fordern wir, daß

a) sämtliche Schriftleiter und Mitarbeiter von Zeitungen, die in deutscher Sprache erscheinen, Volksgenossen sein müssen,

b) nichtdeutsche Zeitungen zu ihrem Erscheinen der ausdrücklichen Genehmigung des Staates bedürfen,

c) jede finanzielle Beteiligung an deutschen Zeitungen oder deren Beeinflussung durch Nicht-Deutsche gesetzlich verboten wird, und fordern als Strafe für Übertretungen die Schließung eines solchen Zeitungsbetriebes sowie die sofortige Ausweisung der daran beteiligten Nicht-Deutschen aus dem Reich.

Zeitungen, die gegen das Gemeinwohl verstoßen, sind zu verbieten. Wir fordern den gesetzlichen Kampf gegen eine Kunst- und Literaturrichtung, die einen zersetzenden Einfluß auf unser Volksleben ausübt, und die Schließung von Veranstaltungen, die gegen vorstehende Forderungen verstoßen." 2. September 1929.

Katastrophenpolitik

Eines der Hauptmerkmale nationalsozialistischer Weltanschauung ist die in ihr sich wie zwangsläufig vollziehende Gesetzmäßigkeit einer nüchternen und ehernen Logik. Der Nationalsozialist sieht das Leben so, wie es ist, nicht so, wie der Phantast es gern haben möchte. Das besagt nicht, der Nationalsozialist wolle daran nichts ändern. Aber er ist sich von vornherein darüber klar, daß wandelbar nur die Formen und Beziehungen sind, unwandelbar aber die ewigen Grundlagen des menschlichen Daseins. Er gibt mit der Feststellung dieser Gesetze noch kein Werturteil ab über ihre moralische Güte. Er sagt nicht, daß es so gut ist, wie es ist, sondern nur, daß es so ist. Und daraus folgert er, daß der Mensch sich in der Gestaltung des öffentlichen Lebens danach zu richten habe. Er braucht gar nicht ein Freund des Krieges zu sein, er konstatiert nur, daß der Krieg war und ist und bleiben wird. Er braucht gar nicht den Kampf zu lieben, er sagt vorerst nur, daß er notwendig ist, will man ein Volk vor seinem Untergang bewahren.

Die andern wissen das auch, sie sagen es nur nicht. Sie treiben Vogel-Strauß-Politik, stecken den Kopf in den Sand, lassen die Dinge treiben, wie sie treiben, und sehen sich dann am Ende ungerüstet und unvorbereitet in zwangsläufig sich vollziehenden Entwicklungen. Sie stehen uns meistens nicht nach in der Erkenntnis, sondern in der Konsequenz. Sie haben nicht den Charakter, den Dingen ins Auge zu schauen. Sie verstecken sich davor, und wo sie bei uns feststellen, daß wir ihnen nach Erkenntnis kalt und nüchtern zu Leibe rücken, da behaupten sie dann, daß wir, weil wir die bitteren Notwendigkeiten erfaßt, sie auch verschuldet haben. Wo wir das Übel anprangern, da

ſind wir die Väter des Übels, wo wir den Verfall nicht verſchweigen, da ſind wir die Urheber des Verfalls, wo wir die Kataſtrophe beim Namen nennen, da ſind wir Kataſtrophenpolitiker.

Nun tragen wir nicht deshalb an unſerem Unglück die Schuld, weil wir das Unglück nicht verheimlichen, ſondern ganz im Gegenteil: gerade die ſind ſchuld daran, die uns dieſe Schuld in die Schuhe ſchieben möchten, und ſie vermehren noch ihre Schuld dadurch, daß ſie das Unglück nicht ſehen wollen.

So iſt es auch in der Tagespolitik. Das Reich, die Länder und die Kommunen befinden ſich in einer geradezu deſolaten Finanzverfaſſung. Es iſt nicht mehr möglich, den laufenden Bedarf aus den laufenden Einnahmen zu decken. Der Reichsfinanzminiſter muß zur Begleichung dringendſter täglicher Verpflichtungen bei den Großbanken fortlaufend Kredite aufnehmen. Er zehrt alſo die Subſtanz auf, verwüſtet durch ſein verantwortungsloſes Geldgebaren den deutſchen Beſitz, höhlt die Baſis aus, auf der wir ſtehen. Nun wird kein vernünftiger Menſch behaupten wollen, daß wir ſchuld ſind an dieſem verzweifelten Zuſtand. Wir haben in den zehn Jahren, in denen wir parteimäßig beſtehen, keinen Anteil gehabt an der Regierung, weder im Reich noch in den Ländern. Ganz im Gegenteil: wir ſind nicht müde geworden, gegen dieſes Syſtem der Verramſchung unſeres Nationalbeſitzes immer und überall, wo wir Gelegenheit dazu hatten, auf das entſchiedenſte zu proteſtieren. Die Kataſtrophe iſt alſo nicht durch uns, ſondern gegen uns und unſere Mahnungen gekommen. Nun ſie da iſt, nehmen wir uns das Recht heraus, ſie beim Namen zu nennen. Wer treibt nun Kataſtrophenpolitik? Der, der die Kataſtrophe verſchuldete, oder der, der ſie feſtſtellt? Wäre unſere verzweifelte Lage etwa weniger verzweifelt, wären unſere Finanzen in Ordnung, unſere Freiheit geſichert und unſer Brot garantiert, wenn es keine Nationalſozialiſten gäbe? Und iſt es nicht vielmehr ſo, daß wir uns heute überhaupt nur noch halten können deshalb, weil unſere unabläſſige Kritik die gegenwärtigen Gewalthaber vor noch ſchlimmerem Wahnſinn bewahrte, als ſie ihn ohnehin ſchon ſeit Jahren mit ſtaatlichen Mitteln betreiben?

Daß wir proteſtieren und unſerm Proteſt durch wohlüberlegte Anträge in den Parlamenten draſtiſch Ausdruck geben, daß wir unſere Arbeit darauf einſtellen, dem Syſtem die Maske von der Fratze herunterzureißen, daß wir die roten Zaren zwingen, Farbe zu

bekennen, wer kann uns das verdenken? Wenn ihnen das unangenehm iſt, ſo ſollen ſie's ändern. Und wo ſie's nicht ändern, da wird über kurz oder lang das Volk ſein Urteil abgeben. Je größer die Not, deſto höher ſteigen unſere Chancen. Iſt dabei bewieſen, daß wir die Not verſchulden? Nein! Ganz im Gegenteil! Nur daß das Volk einzuſehen beginnt, daß nur wir der Not ein Ende machen können und wollen.

Wenn wir es nicht dulden, daß die deutſche Kataſtrophe ſich langſam und unmerklich vollzieht, für das Auge des Unwiſſenden faſt unſichtbar, ſo, daß das Volk ſich nach und nach an ſeinen Elendszuſtand gewöhnt, zukünftige Geſchlechter werden uns einmal Dank dafür wiſſen. Wenn wir der verſchleierten Kriſe ein Ende machen, den ſchleichenden Tod zu einem auch für die breiten Volksmaſſen erkennbaren Mord am deutſchen Volkstum vortreiben, das iſt nicht Kataſtrophenpolitik, ſondern Politik gegen die Kataſtrophe. Das wollen wir: aus der latenten Kriſe ſoll eine offene werden, die Dinge ſollen aufbrechen, das Volk muß wiſſen, wie ſeine Lage iſt, der gewerbsmäßigen Täuſchung der breiten Maſſen ſoll ein Ende geſetzt werden. Wir wollen und werden es nicht mehr dulden, daß man uns einen blauen Dunſt vormacht, daß man dem Volk ein Paradies auf Erden vorgaukelt, wo eine wahre Hölle ſeiner harrt.

Die Dinge ſtehen auf Spitz und Knopf. Die Kataſtrophe braucht nicht mehr zu kommen. Sie iſt ſchon da. Wir allein haben den Mut, dem Volk die furchtbare Wahrheit zu ſagen. Aber wir geben ihm auch das Mittel an die Hand, dem drohenden Zuſammenbruch wirkſam zu begegnen.

Sie ſollen uns dafür Kataſtrophenpolitiker ſchelten. Wir haben die Kataſtrophe weder gemacht noch gewollt. Aber wir werden ſie einmal mit radikalen Mitteln beendigen. 15. Dezember 1929.

Ein Zeitprogramm

Es gibt zwei Arten der politiſchen Betätigung: entweder ich ſitze in der Regierung, oder ich ſtehe in der Oppoſition. Schon in der Wortgebung kommt der tiefe Unterſchied dieſer beiden Arten, Politik zu betreiben, zum Ausdruck. In der Regierung ſitzt man, in der Oppoſition ſteht man. Dazwiſchen liegt eine dritte Art, bei der man gewiſſermaßen in der Regierung ſteht oder in der Oppoſition ſitzt. Das iſt jene Art oppoſitioneller Regierungstätigkeit oder regierungs-

mäßiger Opposition. Sie ist kein Kampf gegen das System und noch viel weniger eine bedingungslose Hingabe an das System. Wir kennen sie alle aus der parlamentarischen Praxis. Sie kommt immer dann zum Ausdruck, wenn eine Partei in der Regierung sitzt, der es dabei nicht ganz wohl zumute ist, oder wenn eine Partei in die Opposition hineingedrängt wird, die gern in der Regierung sitzen möchte. Die klassischen Beispiele dafür sind in Deutschland die SPD. und die DVP.

Diese zwei, drei Arten von Politik haben sich ihre verschiedene Programmatik geschaffen. Eine Regierungspolitik hat meist kein Programm, sie handelt. Eine Oppositionspolitik vertritt dem System gegenüber eine Weltanschauung, und die zwischen beiden liegende halbe Opposition verficht ein Programm auf Abruf. Die Regierung handelt nach einer Weltanschauung, und der Zwitter zwischen ihnen nimmt von beiden etwas. Er möchte gern handeln, wo er kritisiert, und er kritisiert gern, wo er handeln soll.

Gemeinsam ist allen dreien, solange sie im Betrieb des demokratischen Parlamentarismus verhaftet sind, die Wandelbarkeit ihrer Programmatik. Sie stellen ihre Forderungen auf Zeit ein, vertreten sie nicht auf Grund einer Weltanschauung, sondern in Verfolg eines wechselnden, tausend Schwankungen unterworfenen Opportunismus. Der Parlamentarismus hat sie alle im Kern vergiftet. Sie sind angewiesen auf die Gunst der öffentlichen Meinung und damit auf die Zustimmung der breiten Massen. Sie sind also folglich gar nicht in der Lage, Politik der Verantwortung zu betreiben. Sie stellen ihr ganzes Handeln ein auf Erhaltung der Popularität, fassen ihre Entschlüsse unter dem Druck der öffentlichen Meinung und meist ohne Rücksichtnahme auf Überzeugung und bessere Einsicht.

Parteien, die zum Selbstzweck geworden sind, haben ein unmittelbares Interesse nur an der Erhaltung ihrer eigenen Existenz, niemals an der restlosen Durchführung ihres Programms. Denn ist ihr Programm durchgeführt, dann verlieren sie ihren Zweck und ihre Daseinsberechtigung und müßten füglich der Auflösung anheimfallen. Aus dieser prekären Situation heraus ist ihr Bestreben zu erklären, durch Aufstellung immer neuer Forderungen die Instinkte der breiten Masse zu reizen. Sie leben von der Unzufriedenheit ihrer Anhänger, und wo die zu schwinden droht, da erhalten und steigern sie sie durch Proklamation immer anderer phantastischer Ziele, was dann am

Ende ja darauf hinauslaufen muß, überhaupt ein Programm aufzustellen, das an sich unerfüllbar ist, um damit die Daseinsberechtigung des Parteikörpers zu verewigen.

Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei lehnt dieses im parlamentarischen Betrieb beliebte Verfahren auf das schroffste ab. Sie ist als Partei nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck. Ihr Selbstzweck ist das Wohl und die Freiheit des deutschen Volkes. Diesem Selbstzweck hat sie einen für den täglichen Gebrauch dienenden Ausdruck in den fünfundzwanzig Thesen ihres Programms gegeben. Das Programm der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei ist nicht zu einem bestimmten zeitlichen Zweck aufgestellt, es ist als Programm unabänderlich. Das heißt nicht, daß es im Äußeren, im Stil, in der Darstellung die bestmögliche Form unseres politischen Willens sein muß, aber der Wille selbst, der in ihm zum Ausdruck kommt, ist einmalig klar, eindeutig und überzeitlich.

Darum wird in dem den fünfundzwanzig Thesen unseres Programms vorausgesetzten kurzen Einleitungswort dieses als „Zeitprogramm" bezeichnet. Das soll nicht etwa bedeuten, Programm auf Abruf. Das heißt: Die Formulierung dieser Thesen ist der Ausdruck eines ewig bleibenden nationalsozialistischen Willens und einer unveränderlichen nationalsozialistischen Gesinnung für diese Zeit. Hier ist der Versuch gemacht, aus dem Bleibenden das zeitlich Bedingte zu substantiieren. Hier findet eine Idee, eine Weltanschauung Ausdruck im Realen, und darum ist dieser Ausdruck, wie immer, wenn Transzendentales sich zu realisieren sucht, behaftet mit allen Unzulänglichkeiten, die jedem Menschenwerk eigentümlich sind, das seine Idee aus dem Göttlichen und seine Materie aus dem Irdischen nimmt.

Unsere Gesinnung ist ewig und unwandelbar. Sie läßt sich nicht verändern und nicht steigern. Sie ist der letzte hinreißende Ausdruck einer neuen Weltanschauung. Diese Weltanschauung ist einmalig und deshalb unveränderlich.

Unsere Programmatik verleiht dem klassischen Ausdruck in dem Satz:

„Das Programm der Deutschen Arbeiterpartei ist ein Zeitprogramm. Die Führer lehnen es ab, nach Erreichung der im Programm aufgestellten Ziele neue aufzustellen nur zu dem Zweck, um durch künstlich gesteigerte Unzufriedenheit der Massen das Fortbestehen der Partei zu ermöglichen." 29. Dezember 1929.

Kampfjahr 1930

Wenn wir bisher beim Jahresabschluß eine Stunde Muße fanden, Rückschau zu halten auf die vergangenen und Ausschau auf die kommenden zwölf Monate, so taten wir das immer mit einer geheimen Bitterkeit. Nicht, als ob wir je an der Richtigkeit und an dem endgültigen Sieg unserer Bewegung gezweifelt hätten. Sie war für uns in den Stürmen der Zeit der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht, das einzig Bleibende unter den wechselnden Erscheinungen des Alltags, daran wir uns mit all unserem Glauben und all unserer Inbrunst klammerten, um in der feigen Skepsis der Gegenwart nicht verzweifeln zu müssen. Aber wir schauten doch zurück auf harte und schwere Kampfjahre, ohne daß uns am Himmel unserer Sehnsucht ein Stern des Erfolges aufgegangen wäre. Wir hatten zähes und schollenschweres Ackerland gepflügt und Saat in die Furchen gestreut; aber wir warteten doch vergebens auf den Tag der Ernte.

Das ist nun anders geworden. Der Wind hat umgedreht, und es geht nun näher zur Ernte hin. Das Jahr 1929 war nicht nur ein Jahr des Kampfes, es war auch ein Jahr des Erfolges. Noch bei seinem Beginn stand unsere Bewegung in der Anonymität, von Spott und Hohn der Öffentlichkeit umgeben, hinter einer Eiswand des Boykotts. Und dann begann mit einem Male ihr triumphaler Aufstieg. Wir erlebten Wahlen in allen Teilen des Reiches, bei denen die anderen Parteien die ausnahmslosen Verlierer und die NSDAP. die einzige Siegerin blieben. Und zwar blieb dieser Aufmarsch einer neuen Front des bewußten Aktivismus nicht auf Stände, nicht auf Berufe, nicht auf Konfessionen und nicht auf Landschaften beschränkt. Er ging quer durch die alten und überlebten Klassengebilde des dahinsinkenden bürgerlich-marxistischen Deutschlands, und es bekannten sich zu unserem Ideal der Bauer und der Städter, der Arbeiter und der Bürger, der Protestant und der Katholik, der Nord- und der Süddeutsche. Es war in der Tat ein Aufbruch der Nation, wie er in dieser explosiven Leidenschaftlichkeit bis dahin noch nicht erlebt ward. Und dieser Aufbruch ist nicht im mindesten zum Stillstand gekommen. Er wächst selbst mitten in diesen Wochen der politischen Ruhe lawinenartig an, und heute vermögen wir noch gar nicht abzumessen, wohin er in den nächsten Monaten treiben wird.

Da haben wir wohl allen Grund, auf das Jahr 1929 mit tiefer

Befriedigung rück- und auf das Jahr 1930 mit großer Zuversicht vorzuschauen. Was wir seit zehn Jahren mit allen Fasern unseres Herzens ersehnten, es ist nun beglückende Wirklichkeit geworden: die Dinge sind ins Rollen gekommen. Die Erstarrung des politischen Lebens in Deutschland ist einer erfrischenden Lebendigkeit gewichen. Die Lager haben sich geschieden und in der Scheidung neu formiert, und es unterliegt heute keinem Zweifel mehr, daß es uns in den vergangenen zwölf Monaten mindestens gelungen ist, der Front der Opposition vor allem in Idee, Taktik und Methode unseren Stempel aufzudrücken. Wo heute in Deutschland rebellierende politische Gruppen vorstoßen, wo die Ideale eines neuen Staatsbewußtseins mit Leidenschaft gefordert werden, wo man Protest einlegt gegen das Lügen- und Schandregiment dieser Republik, da geschieht es unter unserem Feldgeschrei. Wir geben heute der Aufmarschbewegung eines kommenden Deutschlands Tempo, Idee und Parole. Aus der verachteten und verleumdeten Sektierergruppe von gestern ist die heißumstrittene, redlich gehaßte, aber auch mit Inbrunst geliebte Trägerin der deutschen Opposition überhaupt geworden.

Es wäre falsch, wollten wir dabei verkennen, daß uns bei unserem atemberaubenden Aufstieg Fortuna treu zur Seite stand. Gewiß haben wir Glück gehabt, für das wir nicht konnten; aber Glück muß eben der haben, der den Sieg an seine Fahnen heften will. Darüber hinaus jedoch wollen und dürfen wir nicht vergessen, daß wir uns das meiste von unseren Erfolgen durch Arbeit, Opfermut und politische Leidenschaft redlich verdient haben. Es muß das auch einmal gesagt werden. Nur die Lumpe sind bescheiden. Keine andere Partei kann sich heute mit uns messen an Fleiß und Beweglichkeit, an Zähigkeit und Aktivität, an Angriffsgeist und Tempo. Glück hin und Glück her: auf die Dauer hat es nur der Tüchtige.

Und so treten wir voll Erwartung und Hoffnung, bis zum Bersten gefüllt mit Unternehmungslust und eifernder Hingabe, in das Jahr 1930 hinein. Es wird ein Kampfjahr in des Wortes bester Bedeutung werden. Die zunehmenden Krisen im wirtschaftlichen und politischen Leben werden sich zu spontanen Katastrophen verdichten: und sie erfordern von uns Klarheit im Ziel, Geradheit in der Taktik und Unbeugsamkeit in der Methode. Wir sind nicht mehr eine Partei von Außenseitern. Heute schon schaut Deutschland auf uns und morgen vielleicht die Welt. Wie diese Demokratie zusammen-

ſchrumpft und politiſch verkruſtet, ſo wächſt unſere Bewegung und gewinnt an Tempo und Manövrierfähigkeit. Der Kampf hat ſie — ohne daß die, die ihn uns aufzwangen, ahnten, was ſie damit taten — eiſern und hart geſchmiedet. An ihrem unerſchütterbaren Willen werden alle Terroriſierungsverſuche und Verfolgungsmaßnahmen zerſchellen. Das iſt vorbei, daß man uns einfach mit einem Federſtrich irgendeines wildgewordenen politiſchen Funktionärs aus der Welt der Tatſachen ausſtreichen konnte. Die NSDAP. iſt bereits, ohne daß ihre Gegner es wiſſen und wahrhaben wollen, in den Anfang ihrer geſchichtlichen Miſſion hineingewachſen.

Klar Schiff! Die Segel ſind geſpannt und blähen ſich ſtolz im ſcharfen Wind, der über Deutſchland hinwegfegt. Hoch vom Deck klingen die dröhnenden Rhythmen der Mannſchaft, die, auf Gedeih und Verderb aneinandergekettet, die Ausfahrt wagen will. Mitten hinein ins Sturmjahr 1930! Aufs Meer der politiſchen Kämpfe, wo um den letzten Sieg gerungen werden ſoll!

Mögen die Stürme blaſen und aufheulen, ſie ſchrecken uns nicht mehr. Im Sturm wuchſen wir auf, und im Sturm werden wir ſiegen oder fallen!

Die Sirenen heulen, die frohe Ausfahrt beginnt!

Auf, Matroſen, die Anker gelichtet!

2. Januar 1930

Die Partei

Die Nationalſozialiſtiſche Deutſche Arbeiterpartei hat im Laufe des letzten Jahres einen Aufſchwung genommen, der wohl in der geſamten deutſchen Parteigeſchichte einzig daſtehend iſt. Dieſer Aufſtieg iſt heute noch nicht im mindeſten ins Stocken gekommen. Ganz im Gegenteil! Man ſpürt es direkt, wie dieſe Bewegung Tag für Tag Feſtung um Feſtung erobert, wie ſie ſich machtvoll und ſiegreich in Stadt und Land durchſetzt und gerade da am triumphalſten zum Durchbruch kommt, wo ſie nach anfänglichem Widerſtand die erſten Hinderniſſe und Hemmungen überwindet und dann in geradezu atemberaubendem Tempo das anfänglich Verſäumte einholt.

Es wäre müßig, im einzelnen all den Gründen nachzuforſchen, die zu dieſem unaufhaltſamen Wachstum geführt haben und noch weiterhin führen. Gewiß iſt ein großer Teil ihrer Erfolge in der ſo

gewitterhaft geballten politiſchen Atmoſphäre der letzten Monate zu ſehen, in den zunehmenden wirtſchaftlichen und politiſchen Kataſtrophen, die ja im allgemeinen und zwangsläufig die breiten Maſſen der Mitläufer radikalen Organiſationen zutreiben. Aber es wäre doch ſehr kurzſichtig und zeugte von einem bedenklichen Mangel an Erkenntnis der wirklich treibenden Kräfte der Gegenwart, wollte man hier allein die Urſachen unſerer Erfolge ſehen. Weit über Tagesbedingtheiten hinaus beginnt heute unſere Bewegung doch immer mehr ſichtbar zu werden als prägnanteſter Ausdruck jenes großen Aufbruchs deutſchen Willens, deſſen Kräfte, bisher unter Schutt und Schlamm der Revolte faſt erſtickt, nun allmählich und unaufhaltſam zum Licht dringen.

Sei dem, wie ihm wolle. Uns jedenfalls obliegt in dieſer Entwicklung die Pflicht, dafür zu ſorgen, daß unſere Tageserfolge zu Dauererfolgen werden, nicht zuzulaſſen, daß die breit anſtrömenden Wogen dieſer hinreißenden Flut am Ende elend im Sand verlaufen — Spreu vom Weizen zu ſcheiden und unbeirrt und folgerichtig gerade jetzt die Aufgaben in Angriff zu nehmen, die zwar im Augenblick weniger populär, für eine endgültige Meiſterung des deutſchen Schickſals aber um ſo notwendiger erſcheinen.

Am unabweisbarſten erſcheint uns da die Aufgabe, aus der marſchierenden Truppe immer bewußter und zielſicherer die Unterführerſchaft herauszuziehen, deren wir ſpäter einmal und unbedingt zur reſtloſen Durchſetzung des Staates mit unſerer Weltanſchauung bedürfen. Unſere Partei hat ein glänzendes Gefolgſchaftsmaterial, und daß ihre höchſten Spitzen mit ſcharfen und radikalen Köpfen beſetzt ſind, ſteht wohl auch außerhalb der Bewegung außer allem Zweifel. Nur fehlt uns, und zwar iſt das augenblicklich unſer bedeutſamſter Mangel, die ausgebildete und in der Parteiſchule zielbewußt trainierte Unterführerſchaft. Die kann man nicht kommandieren, die muß man erziehen. Faſt jeder Gauführer klagt darüber, daß er ſeine wichtigſten Arbeiten in der Hauptſache allein machen müſſe, da er ſich im entſcheidenden Augenblick nur auf ſich ſelbſt verlaſſen könne. Dem muß und kann abgeholfen werden, und zwar dadurch, daß die verantwortlichen Stellen ſich ihre Mitarbeiter heranziehen, daß ſie ihnen ein feſtumriſſenes Arbeitsgebiet zuteilen, ſie ſich darin einarbeiten und ihnen dann aber auch Initiative und Verantwortung laſſen. Dadurch heben ſie den Arbeitseifer und die Verantwortungs-

freudigkeit. Nicht einer ſoll alles machen. Vielmehr müſſen die Maßgebenden ihre Hauptaufgabe darin ſehen, die Arbeiten richtig zu verteilen, keinem Laſten aufzubürden, die er nicht tragen kann, und dann in allen zuſtändigen Reſſorts nach dem Rechten zu ſchauen.

Dadurch erreichen wir zweierlei: erſtens daß der Kreis der verantwortlichen Mitarbeiter wächſt, und zweitens, daß die mit der Hauptlaſt überbürdeten führenden Parteigenoſſen etwas entlaſtet werden und ihre Arbeitskraft wenigſtens hier und da für Dinge frei machen können, die zwar noch nicht heute, aber vielleicht morgen von weittragender Wichtigkeit ſind. Es iſt ein Unding, von einem Menſchen jahrelang zu verlangen, daß er alles und jedes macht und darüber hinaus auch noch Zeit findet, ſich geiſtig weiterzubilden. Auch unſere Bewegung iſt nicht unerſchöpflich an Reſerven, und nichts Schlimmeres könnte uns zuſtoßen, als daß ſie ſich einmal in den Hauptquellen leerläuft. Macht aus den Mitläufern Mitarbeiter! Verteilt unter ſie die vielgeſtaltigen Aufgaben, die die Partei heute organiſatoriſch und propagandiſtiſch zu löſen hat, und legt die produktivſten Kräfte frei zur geiſtigen Vorbereitungsarbeit für morgen und übermorgen.

Und noch eins: je mehr die Partei wächſt, um ſo ſtärker ſtrömen auch Elemente in ſie hinein, die nicht hineingehören. Bei uns ſoll nicht die Zahl, ſondern der Wert entſcheiden. Auch da kann eine illuſionsloſe Nüchternheit niemals von Schaden ſein. Parteigenoſſen, die ihre einzige Pflicht der Partei gegenüber darin ſehen, nur mit Ach und Krach ihre Mitgliedsbeiträge zu bezahlen, gehören nicht in unſere Front, ganz zu ſchweigen von denen, die ſelbſt das nicht einmal tun. Da iſt eine „goldene Rückſichtsloſigkeit" durchaus am Platze. Ein fauler Kunde kann, läßt man ihn jahrelang unter einer kämpfenden Gruppe demoraliſierend wirken, auf die Dauer die ganze Gruppe aktionsunfähig machen. Nichts verdirbt mehr als ſchlechte Beiſpiele. Unſere Bewegung iſt und bleibt eine Partei der Ausleſe. Es ſoll immer mehr eine Ehre ſein, der Partei als kämpfendes Mitglied anzugehören, und nichts iſt unwürdiger und dem Charakter unſerer Bewegung widerſprechender, als um Mitglieder betteln zu gehen. Wer kommt, der iſt willkommen. Aber dann ſoll er auch, wie wir, Pflichten erfüllen und nicht Rechte fordern. Und hin und wieder tun die einzelnen Kaders gut daran, ihre Reihen durch eine General-

säuberung zu reinigen, um damit Platz für einen gesunden Zufluß zu schaffen.

Die Aufgaben, die die Partei in nächster Zeit zu lösen haben wird, gehen fast über das Menschenmögliche hinaus. Nur wirklich feste und unbeirrte Kampfnaturen werden sie meistern können. Sorgen wir schon heute dafür, daß die Bewegung, kommt es einmal darauf an, innerlich und äußerlich den Anforderungen gewachsen ist, die das Schicksal an sie stellt.

30. März 1930

Führertagung

Der politische Laie fragt sich manchmal verzweifelt und ohne daß er darauf eine Antwort finden könnte, woher denn eigentlich der für ihn so gänzlich unverständliche Aufstieg der nationalsozialistischen Bewegung komme. Er hat meistens keine Ahnung von dem weltanschaulichen Gedankenkreis unseres Programms, viel weniger aber noch von dem organisatorischen Aufbau unseres Parteiapparates selbst; deshalb verfällt er immer wieder in den Fehler, die NSDAP. mit irgendeiner anderen Partei zu vergleichen, und kommt dann allerdings bei seinen Untersuchungen zu keinem Schluß. Die ganze Angelegenheit ist für ihn ein Buch mit sieben Siegeln, und je nach seiner inneren Veranlagung fühlt er sich von ihr mit einem heimlichen Gruseln angezogen, er wendet sich, weil er sie nicht versteht, uninteressiert davon ab, oder er nimmt dagegen Stellung, weil ihm „die janze Richtung nicht paßt".

Der Tieferschauende jedoch, der sich die Mühe macht, den Dingen auf den Grund zu gehen, wird bald bis zum Geheimnis unserer Wesenheit und damit auch unseres Erfolges vorstoßen. Es besteht genau besehen in zweierlei: wir sind Vertreter einer Weltanschauung, und die Methoden, nach denen wir sie verfechten, beruhen auf Gesetzen von ewiger Allgemeingültigkeit. Als Weltanschauungsgruppe gerät unsere Partei niemals in die Gefahr, in Interessenklüngel und Geschäftscliquen zu zerfallen. Bei aller Verschiedenheit der Ziele, die sie verficht, und der Charaktere der behandelnden Personen, ist Führer und Gefolgschaft zusammengeschweißt durch einen einheitlichen, niemals veränderlichen prinzipiellen Grundzug. Was uns im einzelnen

ſachlich und perſönlich trennen könnte, das iſt unweſentlich und bedeutungslos im Hinblick auf das große gemeinſame Ziel, das wir verfolgen. Die Organiſation der Partei iſt für uns nur ein notwendiges Übel. Aber weil dieſes Übel ſo notwendig iſt, wird es mit allen Mitteln der Technik aufgezogen und ſtetig vervollkommnet.

Eine Organiſation hat auf die Dauer nur dann Beſtand, wenn ſie ein klarumriſſenes Ziel hat und wenn die Geſetze, nach denen ſie aufgebaut iſt, dem Weſen der Organiſierten entſprechen. Sie darf nicht am grünen Tiſch erdacht ſein, ſie muß vielmehr in lebendiger Entwicklung aus dem blutvollen Leben herauswachſen. Ihr Zweck iſt nicht, die Organiſation zu ſpalten, ſondern ſie zu einigen, nicht Rückſicht zu nehmen auf die tauſendfältigen Verſchiedenheiten in der Gefolgſchaft, ſondern vielmehr ihre Gemeinſamkeiten in den Vordergrund zu ſtellen. Organiſation bedeutet immer Opfer. Wer nicht auf Einzelgängerei verzichten kann, gehört nicht in eine Organiſation hinein. Organiſierte ſind immer Menſchen, die bereit ſind, einem gemeinſamen großen Ziel zuliebe auf, wenn auch noch ſo teure, kleine perſönliche Überzeugungen zu verzichten, um damit die Möglichkeit zu ſchaffen, eine größere und ungleich zukunftsträchtigere Überzeugung in die reale Wirklichkeit zu überſetzen.

Das hat die NSDAP. frühzeitig erkannt, und ihre geſamte Organiſation iſt auf dieſer Erkenntnis aufgebaut. Auch bei uns gibt es Verſchiedenheiten die Menge, in der Auffaſſung von taktiſchen Fragen, in der Beurteilung politiſcher Situationen, in der Einſchätzung gegneriſcher Parteien und Perſonen, in den Charakteren der Führer, der Gaue, der Landſchaften, der Gefolgſchaften. Es wäre ſchade, wenn dem nicht ſo wäre. Aber all dieſe Unterſchiede werden ehern und eiſern zuſammengehalten durch die Parteidiſziplin. Man trägt ſie aus von Mann zu Mann, und, was noch beſſer iſt, im edlen Wettbewerb um die Palme des Erfolges. Und über all dem Tun und Treiben ſteht die unerſchütterliche Autorität des Führers. Er leitet, er ſammelt, er ſpornt an und treibt vorwärts. Das iſt es, was uns Sieg über Sieg erkämpfen läßt. Während die andern Zeit und Kraft in fruchtloſen Diskuſſionen vergeuden, ſtößt die geeinte Wucht und geſammelte Kraft dieſer Kampfpartei nur nach außen gegen den Feind. So haben wir es ſeit je bei uns gehalten in der Partei dem Mitkämpfer gegenüber von unendlicher Langmut und grenzenloſer Verſtändigungsbereitſchaft. Außerhalb der Partei von unerbitt-

licher, grauſamer Gegnerſchaft gegen die Front, die wir bekämpfen. Die Partei hat Anſpruch auf Unterordnung und Diſziplin des Einzelnen, und weil dieſe Forderung von Führern und Gefolgſchaften ſo vorbildlich befolgt wird, darum iſt die NSDAP. heute in ihrer Geſchloſſenheit die einſatzfähigſte und muſtergültigſte Organiſation, die das politiſche Deutſchland aufzuweiſen hat.

Das kam vor allem auf der letzten Führertagung der Partei am vergangenen Sonnabend und Sonntag zum Ausdruck. Noch niemals wurde von der Leitung der Partei ſo einig und ſo geſchloſſen dieſem Willen zur Diſziplin Ausdruck gegeben wie hier. Wenn unſere Gegner glaubten, bei uns ein ähnliches Trauerſpiel zu erleben wie bei irgendeinem bürgerlichen Parteikadaver, dann haben ſie ſich gründlich geirrt. Die Männer, die hier zuſammenſaßen, kamen nicht vom grünen Tiſch, nicht aus der dunſtigen Atmoſphäre der Parlamente, nicht aus irgendeinem Arbeitgeber- oder Gewerkſchaftsbüro. Sie verbringen ihre Tage in der Kampfarena des politiſchen Tagesſtreits. Es ſind keine Literaten und Salonſchwadroneure, ſondern Kampfnaturen, eigenwillig und knorrig gewachſen in den Stürmen des Lebens. Für ſie iſt der Sozialismus keine Angelegenheit des Klamauks oder weinerlicher Sentimentalität. Er fängt bei dem bedrückten Bruder an und hört bei den Grenzen des Landes auf. Sie wollen nicht die Welt befreien, ſondern ihrem Volk das tägliche Brot zurückerobern und darüber hinaus in einer verwegenen Kühnheit einen Staat aufbauen, der auf ein Jahrtauſend dem verfallenden Europäer ein neues Geſicht gibt. Sie kamen nicht zuſammen, um ſich zu zanken oder in fruchtloſen Redeſtreiten billige dialektiſche Kunſtſtücke vorzuführen; ſie wollten Kraft holen und Kraft geben.

Als ſie nach der lapidaren Rede des Führers ſchweigend aufſtanden und die Hände zum Gruß erhoben, da leuchtete in ihren Augen ein glühender, dämoniſcher Wille. Und als ſie auseinandergingen, da ſchlugen ſie wortlos die Fäuſte aufeinander; wir werden es ſchaffen, weil wir es ſchaffen wollen!

Sie erließen keine Erklärungen, denn bei ihnen iſt alles klar.

Ja, ſie werden einmal das Reich erobern, dieſe Männer voll ſchweigender, wilder Leidenſchaft.

4. Mai 1930.

Zwar will es die Journaille noch nicht wahrhaben, und die alten Parteipäpste sträuben sich mit Händen und Füßen gegen diese Erkenntnis. Aber im Ausland beginnt man das schon allmählich einzusehen, und bei uns zu Hause sagt es einer dem anderen: daß der Siegeszug der NSDAP. nicht mehr aufzuhalten ist, und daß die Nationalsozialisten die Männer der Zukunft sind. Wir empfinden nichts Außergewöhnliches bei dem Gedanken, daß diese Zukunft erreichbar vor uns liegt und das Schicksal uns vielleicht eher, als wir glauben, vor entscheidende Aufgaben stellen wird. Wir haben nie daran gezweifelt, die Entwicklung, die sich jetzt allenthalben anbahnt, ist von uns seit Jahren vorausgesagt worden, und wir erleben heute nur die Bestätigung dieser Voraussagen, man möchte fast sagen, als wäre es selbstverständlich.

Die Bewegung tritt nach und nach in die letzte Etappe ihres Aufstiegs. Sie hat längst die Zeit einer bloßen Agitation hinter sich und fängt nun an, hier und da schon Politik im großen Sinne, das heißt Staatspolitik zu betreiben. Männer, die gestern noch als Phantasten, Hetzer, Putschisten und Hochverräter verschrien waren, stehen heute im Begriff, in ausschlaggebende Staatsstellen einzurücken. Die legale Eroberung der Republik ist in vollem Gange. Vielleicht werden wir eines Tages, ohne daß wir uns viel darum anzustrengen brauchen, das Heft in die Hand bekommen. Der Gedanke daran hat für uns schon jeden sensationellen Reiz verloren. Wir erzittern dabei nicht mehr in einem geheimen Schauder, sondern überlegen schon, wie wir es machen werden, wo wir anfangen und wohin wir die Dinge treiben wollen. Aus der Romantik unserer Ziele ist jetzt harte und unerbittliche Wirklichkeit geworden, und die Männer der Utopie sind heute kühle und tagesnahe Realisten.

Das ist gut so. Der Wille zur Macht verträgt es auf die Dauer nicht, daß er nur Theorie und Ideal bleibt. Er muß sich feste, scharfumrissene und erreichbare Ziele stellen und dann auch mit ganzer Kraft auf diese Ziele lossteuern. Der Weg zum endgültigen Ziel muß in Etappen zerlegt werden, und die Etappen müssen auch im Bewußtsein des kleinen Mannes aus dem Volk übersichtlich sein. Je weiter wir vorschreiten, desto mehr haben wir die Pflicht, uns selbst auf unsere wachsenden Aufgaben vorzubereiten, damit wir nicht

eines Tages vor der Macht stehen und nichts damit anzufangen wissen.

Wir kommen fast alle aus der Agitation. Der geistige Widerstand gegen ein System der Unfähigkeit und Korruption hat uns in die Politik hineingeworfen. Als wir anfingen, da dachte wohl kaum einer von uns daran, daß wir selbst einmal berufen würden. Aber wie die Bewegung wuchs, so sind wir mit ihr gewachsen. In unserem ständigen Verkehr mit der breiten Masse lernten wir das Volk kennen, seine Bedrängnisse und seine Bedürfnisse, wie es denkt und wie es fühlt. Im Aufbau der Partei erprobten wir unsere organisatorischen Talente, stellten fest, was erreichbar ist und was nicht. In der Arbeit mit all den Sektionen, Ortsgruppen und Gauen erfuhren wir, wie man eine Organisation aufstellt und wie man sie verwaltet. Wir mußten unsere Finanzen in Ordnung bringen und in Ordnung halten, den Widerständen von Parteien und Staatsgewalt gegenüber hatten wir uns durchzusetzen. Wir stärkten dadurch unser Wissen und unseren Charakter und festigten unseren Willen. Freund und Feind waren unsere Lehrmeister, und in allem, was an uns herantrat, waren wir ihre gelehrigen Schüler.

Gewiß, zu vielem noch fehlte es uns an Ruhe, Sammlung und Zeit. Wir mußten manches ungetan lassen, weil dringende Tagesaufgaben uns beanspruchten, und oft vermochten wir nicht einzusehen, warum denn die kleinen Erfordernisse unsere Zeit und Kraft auffraßen, die, so meinten wir, für bessere Aufgaben aufgespart werden konnten. Und trotzdem war es gut so, wie es war. Wir konnten uns nicht bequem und wirklichkeitsfern in die Sterne flüchten, sondern wurden von der täglichen Arbeit immer wieder auf die wohlgegründete dauernde Erde zurückgeholt.

Aber eine ausschlaggebende Wandlung haben wir doch alle mitgemacht: aus den bloßen Kritikern wurden im Verlauf der Arbeit aufbauende Menschen, aus den Agitatoren schöpferische Politiker. Mehr und mehr machten wir uns vertraut mit den großen Aufgaben, die unserer harren, und wo einer dem Tag eine Stunde stehlen konnte, da setzte er sie ein für seine eigene Durchbildung, beschäftigte sich mit Dingen, die weniger heute denn morgen von Bedeutung sind. Viele im Lande wollten das nicht verstehen. Sie forderten den ununterbrochenen Einsatz der Person nur nach außen und dachten nie darüber nach, daß nur der auf die Dauer geben kann, der auch ein-

mal nimmt, und daß ſelbſt der größte Behälter ausläuft, wenn er nie aufgefüllt wird.

Mehr noch als bisher muß dieſe Arbeit an uns ſelbſt verſtärkt werden. Ein Volk führen iſt doch etwas anderes, als eine Partei organiſieren. Es gehört auch eine gewiſſe Technik dazu, und zweifellos ſind unſere Gegner in dieſer Technik haushoch überlegen. Verſtehen wir ſie im entſcheidenden Augenblick nicht, machen wir uns damit von ihnen abhängig, ſind auf ſie angewieſen und werden am Ende gar von ihnen um den Erfolg unſerer Arbeit geprellt.

Technik iſt erlernbar, und zwar um ſo leichter, je tiefer man das Weſen verſteht, das aller Technik zugrunde liegt. Die Politik als ſolche iſt von uns klar erkannt. Die Methoden ihrer Durchführbarkeit aber müſſen von uns Zug um Zug ſtudiert und erlernt werden. Das erfordert Zeit und Fleiß. Den Fleiß haben wir, die Zeit muß man uns laſſen. Die Männer, die für morgen etwas bedeuten wollen, müſſen ſich auf ihre Aufgaben vorbereiten. Je eher das geſchieht, deſto beſſer iſt es für die Partei. Erſt wenn ſie Erfahrung und Sicherheit in allem, was an ſie herantreten kann, gewonnen haben, werden ſie am Ende dem Pflichtenkreis gewachſen ſein, den ſie einmal auszufüllen haben.

27. Juli 1930

Der Führer

Zum Führer gehört dies: Charakter, Wille, Können und Glück. Bilden dieſe vier Grundbedingungen im genialen Menſchen eine harmoniſche Einheit, dann ergeben ſie in ihrer Geſamtheit den idealen Typ des geſchichtlich berufenen Mannes.

Der Charakter ſteht an der Spitze von allem. Wiſſen, Buchweisheit, Erfahrung und Routine ſind eher zum Schaden denn zum Nutzen einer Perſönlichkeit, wenn ſie nicht unterbaut und zuſammengehalten ſind durch die Stärke des Charakters. Der Charakter erſt bringt ſie zur vollen Geltung und Wirkſamkeit. Er bedingt in ſich Mut, Ausdauer, Energie und Konſequenz. Der Mut gibt dem Menſchen die Kraft, das Richtige nicht nur zu erkennen, ſondern auch zu ſagen und zu tun. Die Ausdauer verleiht ihm die Fähigkeit, einem einmal als verbindlich erkannten Ziel auch dann nachzuſtreben, wenn

ſich dem unüberwindlich ſcheinende Widerſtände entgegenſtellen, es zu proklamieren auch dann, wenn es unpopulär iſt und unpopulär macht. Die Energie mobiliſiert jene Kräfte im Menſchen, die ihn bereit machen, auch das Letzte für ein Ziel zu wagen und mit Verbiſſenheit darauf auszugehen, und die Konſequenz gibt dem Auge und Hirn jene zielſichere Schärfe der Erkenntnis und Logik im Denken und Handeln, die den wahrhaft großen Menſchen von der aus einem ins andere Extrem ewig umherirrenden breiten Maſſe heraushebt. Dieſe männlichen Tugenden ergeben insgeſamt das, was wir Charakter nennen. Charakter alſo iſt eine ins Bedeutende geſteigerte ſtil- und haltungsvolle Kraft.

Der Wille erhebt den Charakter aus dem Individualiſtiſchen ins Univerſaliſtiſche. Der Wille erſt macht den charaktervollen zum politiſchen Menſchen. Jeder Mann, der etwas bedeutet, will etwas, und zwar iſt er bereit, an die Durchſetzung ſeines Willens auch die letzten Mittel zu wenden. Der Wille unterſcheidet den bloß denkenden vom handelnden Menſchen. Er iſt der Mittler zwiſchen Erkenntnis und Vollendung. Es kommt nicht nur darauf an, daß wir das Richtige wiſſen, ſondern vielmehr und in der Hauptſache, daß wir das Richtige wollen. Dieſer Satz hat insbeſondere im Bereich der Politik ſeine allgemeingültige Bedeutung. Was nutzt es, wenn ich den Feind erkenne, mit dieſer Erkenntnis aber nicht den Willen verbinde, ihn zu vernichten! Viele wiſſen, warum Deutſchland zugrunde gegangen iſt, aber nur wenige folgern aus dieſem Wiſſen den Willen, das Unglück zu beenden. Das unterſcheidet den zur Führung Berufenen von dem, der bloß erkennt: daß er nicht nur den Willen zum Wollen, ſondern auch das Wollen zum Willen hat.

Es kommt aber in der Politik zuletzt nicht darauf an, was man will, ſondern darauf, was man erreicht. Dieſer Satz leitet über zur dritten Weſenheit des genialen politiſchen Menſchen: zum Können. Forderung bedingt Leiſtung. Führen heißt wollen und Wege weiſen zur Realiſierung deſſen, was man will. Die Geſchichte entſcheidet nicht ſo ſehr nach dem Erreichten. Gerade bei uns Deutſchen iſt es nötig, immer wieder darauf hinzuweiſen. Die Politik iſt eine öffentliche Angelegenheit, und man darf auf dem Gebiete der Allgemeinheit nicht nach den Geſetzen verfahren, die im Privaten vielleicht anwendbar erſcheinen. Wir Deutſchen neigen vielfach dazu, auch in der Politik das Gewollte für das Gekonnte hinzunehmen und jedem Schubbiack

zu verzeihen, wenn er nur betont, er habe das Gute und Richtige gewollt. „Wir haben zwar nicht sozialisiert", sagt der Novembermarxist, „aber wir haben es wenigstens gewollt." Darauf kommt es nicht an; wie es auch bei einem Geigenspieler gleichgültig ist, ob er Geige spielen will, er muß Geige spielen können. Wer in der Politik vorgibt, ein Volk erlösen zu wollen, der muß vor allem die Fähigkeit dazu haben.

Charakter, Wille und Können, diese drei Vorbedingungen zum Führertum liegen im genialen Menschen selbst begründet. Sie sind da, oder sie sind nicht da. Dazu kommt ein Viertes, das ihn sozusagen mit jeder Kraft verbindet, aus der er kommt, und deren Willen er als Werkzeug erfüllt: das Glück. Der Führer muß Glück haben. Seine Hand muß gesegnet sein. Man muß an all seinem Tun und Lassen erkennen können, daß er im Schutz und in der Obhut einer höheren Gewalt steht. Alles kann die Masse dem Führer verzeihen, nur nicht den Mangel an Glück. Da allein ist sie erbarmungslos.

Die Masse ist nicht führerfeindlich; sie wehrt sich nur instinktiv gegen jene Usurpatoren, die die Macht beanspruchen, ohne dazu den Willen und die Fähigkeit mitzubringen. Der Führer ist ebensowenig massenfeindlich. Er verabscheut nur die billige Methode einer feigen Massenschmeichelei, die dem Volk Phrasen statt Brot gibt.

Der Führer muß alles können. Das will nicht heißen, daß er in jedem die Technik der Dinge versteht; aber er muß ihr Wesen kennen. Für die Technik setzt er die anderen ein, dienstbare Geister, die das Getriebe ausmachen am Räderwerk der Politik.

Die Kunst der Organisation ist einer der wichtigsten Faktoren im Fähigkeitsbereich des politischen Menschen. Organisieren heißt Arbeit und Verantwortung richtig teilen. Der Führer ist gewissermaßen der Maschinenmeister an dem Räderwerk einer bis ins kleinste funktionierenden politischen Organisation.

✠

Wir begehen heute feierlich den vierzigsten Geburtstag Adolf Hitlers. Wir glauben daran, daß das Schicksal ihn dazu berufen hat, dem deutschen Volk den Weg zu zeigen. Darum grüßen wir ihn in Hingabe und Verehrung und wünschen nur, daß er uns erhalten bleibe, bis sein Werk vollendet ist.

22. April 1929.

Wenn Hitler spricht

Es ist das Wesen des Genies, das Große und Notwendige zu schauen, während das Talent es nur zu erkennen vermag. Das Genie bringt meist einen fundamental-schöpferischen Gedanken hervor und wandelt ihn in den mannigfaltigsten Formen ab. Das Talent fördert viele gute Ideen zutage, aber sie sind fast ausnahmslos schon irgendwo und irgendwann einmal gedacht worden. Zum Genie gehört das Neue, das Schöpferische, die Überschwenglichkeit und die Unbedingtheit. Das Talent begnügt sich mit dem Auchgelten. Es ist nicht einmalig, nicht zeitlos, nicht ewiggültig in seiner Wirksamkeit wie das Genie. Werke des Talents sind Ergebnisse von Fleiß, Ausdauer und Begabung. Das Genie ist selbstschöpferisch allein durch die Gnade.

Im Instinkt wurzelt die tiefste Kraft des wahrhaft großen Menschen. Er vermag manchmal nicht einmal zu sagen, warum alles so ist. Er begnügt sich damit: es ist so. Und dann ist es so. Was Fleiß und Wissen und Schulweisheit nicht zu lösen verstehen, das kündet Gott durch den Mund derer, die er auserwählt hat. Genie auf allen Gebieten menschlicher Wirksamkeit ist Berufung. Der schöpferische Dämon zwingt den großen Menschen, so zu sein und zu handeln, wie er ist und handelt, und damit bringt er dann sein Gesetz zur Erfüllung.

Wenn Hitler spricht, dann bricht von der magischen Wirkung seines Wortes aller Widerstand zusammen. Man kann nur sein Freund oder sein Feind sein. Er scheidet die Heißen von den Kalten. Aber die Lauheit speit er aus aus seinem Munde. Es gibt Menschen, die ihn zum ersten Male als ihren glühendsten Gegner hörten, und nach zehn Minuten waren sie seine leidenschaftlichsten Anhänger. Er ist der große Vereinfacher, der mit wenigen Worten von den zerrissenen Problemen der deutschen Gegenwart das Beiwerk abstreift und sie in ihrer ganzen herben, nackten, unerbittlichen Grausamkeit zeigt. Vor ihm kann keine Phrase bestehen. Die Regierer Deutschlands haben schon gewußt, warum sie diesem Mann das Reden verboten. Von ihnen aus gesehen paßt auf Hitler das Wort, das einmal Robespierre von Marat sagte: „Der Mann ist gefährlich, er glaubt, was er sagt."

Das Volk hat ein feines Empfinden dafür, ob man es ehrlich mit ihm meint. Der Nationalinstinkt läßt sich auf die Dauer nicht darüber hinwegtäuschen, wenn ein Mann oder eine Bewegung anders

ſpricht, als ſie handelt, anders redet, als ſie denkt. Bei Hitler ſteht das außer allem Zweifel. Man lehnt ihn kategoriſch ab, oder aber man ſieht in ihm allein noch die Möglichkeit einer Wiederaufrichtung des Reiches. Aber niemand hat ihn je gehört, der nicht bis ins Innerſte davon überzeugt wurde, daß er ſelbſt an die von ihm vertretene Weltanſchauung glaubt.

Das iſt das Geheimnis ſeiner Kraft; ſein fanatiſcher Glaube an die Bewegung und damit an Deutſchland. Man hat ihm heute entgegengehalten, daß das, was er ſagt, Selbſtverſtändlichkeiten ſeien. Aber leider iſt ihr genaues Gegenteil heute in unſerer Politik ſelbſtverſtändlich. Warum kommt denn in Deutſchland niemand auf den Gedanken, ſeine Selbſtverſtändlichkeiten in die Praxis zu überſetzen?

Zum Staatsmann gehört dreierlei: die Gabe, inſtinkthaft zu ſchauen, die Gabe, dieſe Schau dem Außenſtehenden erkenntlich zu machen und die Gabe, ſie in politiſche Machtwerte umzuſetzen. Der Staatsmann muß zugleich Erkenner, Redner und Organiſator ſein. Dieſe drei Gaben finden wir bei Hitler. Deshalb iſt ſeine Propaganda heute ſchon mehr als Rede. Sie iſt Politik, auch wenn er in der Oppoſition ſteht. Sie iſt der Mittler zwiſchen Erkenntnis und politiſcher Geſtaltung. Erkennen mögen viele, organiſieren noch mehr, aber aus einer ſchickſalhaften Erkenntnis durch die Gewalt des Wortes politiſche Zukunftswerte aufzubauen, das kann heute in Deutſchland nur er. Viele ſind berufen, aber wenige nur auserwählt. Wir alle ſind unerſchütterlich davon überzeugt, daß er ihr Wortführer und Wegweiſer iſt.

Darum glauben wir an ihn. Über ſeiner mitreißenden menſchlichen Geſtalt ſehen wir in dieſem Mann die Gnade des Schickſals wirkſam ſein und klammern uns mit all unſeren Hoffnungen an ſeine Idee und damit verbunden an jene ſchöpferiſche Kraft, die ihn und uns alle vorwärts treibt.

Zur Zukunft!

19. November 1928.

Das ſozialiſtiſche Wort

Auf ein beſonderes Wort wartete der Arbeiter, weil ſeine Sprache fünfzig Jahre auf eigene Wege gelenkt worden war. Die alten Phraſen von „Patriotismus", „Heldentum" und „Untertanentreue" ſprachen ihn ſchon lange nicht mehr an. Man hatte ſie durch neue, durch „Mehrwert", „Lohngeſetz" und „Klaſſenkampf" erſetzt. Aber auch dieſe waren inzwiſchen abgenutzt.

In die Leere der Begriffe, der Gedanken und Überzeugungen trat das neue Wort des Nationalſozialismus. Es wandte ſich an die Davongelaufenen, die Abſeitsgetriebenen, die Verleugneten der Nation. Der Sozialismus, die alte Hoffnung der heimatloſen Maſſen, mußte aus dem Geplänkel der Schlagworte zu einem fruchtbaren Einſatz gebracht werden.

Das Ruhrgebiet, Sachſen, Hamburg und vor allem Berlin waren die Gebiete, in denen der nationale Sozialismus ſeine Probe zu beſtehen hatte. Denn hier ſaßen die ſozialiſtiſchen Maſſen, die überredeten, die überzeugten und geſchulten ſozialiſtiſchen Funktionäre. Ihnen galt es die Untrennbarkeit von Sozialismus, Freiheit und Nation zu beweiſen.

Internationale

Die Internationale erkämpft das Menſchenrecht!

Singt der deutſche Proletarier und ſchlägt aus lauter Bruderliebe dem Volksgenoſſen den Schädel ein. Der Jude aber ſteht im Hintergrund und macht die Begleitmuſik zu dieſem anmutigen Schauſpiel.

Die Internationale lehnt alles ab, was Volk, Nation und Raſſe bedeutet und ſchwört auf die Menſchheit. Da die Menſchen gleich ſind, ſind demzufolge auch die Völker gleich. Und wenn die Völker gleich ſind, dann iſt es ein Wahnſinn, daß ſie ſich ſchlagen; ſie ſollen ſich vielmehr vertragen. Denn der Krieg hat nur einen Sinn, wenn es Starke und Schwache, Helden und Feiglinge gibt. Sonſt iſt er ein wahnwitziges Blutvergießen.

So lautet die marxiſtiſche Beweisführung. Allerdings gerät dieſe Logik ſchon bei den unbedeutendſten Nebenfragen ins Wanken. Wenn die Völker gleich ſind, warum ſind dann die einen fleißig und die anderen faul? Das macht das Klima, ſagt der Kommuniſt. Und warum haben die einen Sinn für Kunſt und Bildung und die anderen für Kattun? Das macht das Milieu. Und warum tragen die einen in ihrem Angeſicht eine gerade und die andern eine — mit Verlaub zu ſagen — republiktreue, krumme Naſe? Hier ſtock' ich ſchon! Vielleicht machen das die ökonomiſchen Verhältniſſe. Nein, nein! Das hat der liebe Gott ſo gewollt. Er hat das eine Volk mit allen Gaben des Geiſtes und des Herzens, mit Verſtand, Erfindungsgabe, Mut, Ausdauer und Tapferkeit ausgeſtattet, und die anderen kamen dabei zu kurz. Sie ſind dumm, faul, inſtinktlos und feige. Und da ſie weder arbeiten wollen noch können, möchten ſie gern am Fleiß der andern herumſchmarotzen. Das iſt eben ungerecht, wird der waſchechte Internationaliſt mir zur Antwort geben, daß die Natur den einen ſegnet und den andern verflucht. Warum wirft er das mir vor? Ich habe es nicht ſo eingerichtet. Ich ſtelle ja nur feſt, daß es ſo iſt, und da es ſo iſt, fordere ich allerdings, daß wir uns danach richten und nicht aus grauer Theorie ein Luftſchloß bauen, das doch beim erſten Windesſäuſeln wie eine Seifenblaſe zerplatzt.

Und eine kleine Erkundigung mit Verlaub! Wenn ihr ſagt, die Internationale erkämpft das Menſchenrecht, welche iſt dann eigentlich gemeint: die erſte, die zweite, die dritte oder die jetzt neugebildete vierte? Die von Amſterdam oder die von Moskau? Die, mit der in

Deutſchland die Scheidemänner, oder die, mit der in Rußland die Trotzki das Volk betrogen haben? Vier Richtungen, und d i e Weltanſchauung ſoll das Menſchenrecht erkämpfen? Ihre Anhänger prügeln ſich untereinander. Sind ſie damit fertig, dann vermöbeln ſie den Bourgeois, und auf ihren Fahnen ſteht geſchrieben: Nie wieder Krieg!

Auf dieſen aufgelegten Schwindel kann nur ein Deutſcher hereinfallen. Draußen in der Welt glaubt ſelbſt der naivſte Prolet nicht an dieſen Wahnſinn, und bei uns zu Hauſe regiert man damit ſechzig Millionen Menſchen.

Dieſe Regiererei iſt dann auch danach. Not, Hunger, Arbeitsloſigkeit, fette Bonzen und magere Arbeiter, auf der einen Seite Glück und Flitter, auf der anderen Seite Weinen und dumpfer Groll: das ſind die für jeden Beobachter ſeit langem ſchon ſichtbaren Erfolge dieſer Politikaſterei. Man verſprach uns das Menſchenrecht und machte dann Deutſchland zur Sklavenprovinz des internationalen Leihkapitals. Man ließ uns demonſtrieren für den Achtſtundentag und gab drei Millionen Arbeitsloſen den — Nullſtundentag. Man redete von Freiheit und Gleichheit, und nun haben wir die Freiheit, Kohldampf zu ſchieben, und vor dem Tode ſind wir alle gleich.

Schreit man: China den Chineſen! und demonſtriert wacker mit für die „nationale Freiheit der unterdrückten Kolonialvölker", dann iſt man ein Soldat der Revolution und ein klaſſenbewußter Kämpfer für die Internationale. Sagt man beſcheiden, auch Deutſchland ſei eine Kolonie, wir alſo demzufolge ein Kolonialvolk; auch das müſſe national befreit werden, und darum laute die Parole für uns, die wir nun einmal Deutſche ſeien, zuerſt: „Deutſchland den Deutſchen!"; und ſolange in China keine Chineſen rufen: Hände weg von Deutſchland! ſehen wir keinen Grund, unſere Haut für die chineſiſchen Kulis zu Markte zu tragen: dann iſt man ein Faſchiſt, ein Militariſt, ein Kapitaliſtenſchwein, ein Bluthund und ein ausgehaltenes Subjekt der Reaktion.

Man faßt ſich verzweifelt an den Kopf und fragt ſich, ob es noch höher im Unſinn gehe. Ein Volk pfeift auf dem letzten Loch — die Volksgenoſſen ſchlagen ſich gegenſeitig für ein Phantom die Schädel ein.

Dieſem Wahnſinn muß ein Ende gemacht werden. Gelingt uns das nicht, dann ſind wir verloren. Noch zehn Jahre Bruderkampf, dann

iſt Deutſchland ein Trümmerfeld und unſer Heldenvolk eine Herde von Schafen und Arbeitstieren.

Darum rufen wir auf zur Sammlung. Nationaliſten, werdet Sozialiſten, dann werden die Sozialiſten von ſelbſt Nationaliſten ſein. Reißt die Mauer nieder, die dem Proletarier den Weg nach Deutſchland verſperrt, dann wird er euch helfen, die Mauern der Sklaverei zu zerbrechen, die uns allen den Weg in die Welt verſchließen.

Hört auf, Bürger zu ſein! Hört auf, Proletarier zu heißen!

Werdet Deutſche!

26. März 1928.

Warum ſind wir Sozialiſten?

Wir ſind Sozialiſten, weil wir im Sozialismus, das heißt im ſchickſalsmäßigen Angewieſenſein aller Volksgenoſſen aufeinander die einzige Möglichkeit zur Erhaltung unſerer raſſemäßigen Erbgüter und damit zur Wiedereroberung unſerer politiſchen Freiheit und zur Erneuerung des deutſchen Staates ſehen.

Der Sozialismus iſt die Befreiungslehre des Arbeitertums, und da der Aufſtieg des vierten Standes und ſeine Einfügung in den politiſchen Organismus unſeres Vaterlandes unlösbar mit der Brechung des gegenwärtigen Sklavenzuſtandes und der Wiedergewinnung der deutſchen Freiheit auf das innigſte verknüpft iſt, darum iſt der Sozialismus nicht nur eine Angelegenheit dieſes unterdrückten Standes, ſondern darüber hinaus Sache aller, denen die Befreiung des deutſchen Volkes aus der Sklaverei Sinn und Zweck aller Gegenwartspolitik iſt. Der Sozialismus erhält ſo ſeine eigentliche Formgebung erſt durch ſeine bedingungsloſe Waffenbrüderſchaft mit den vorwärtsſtrebenden Energien eines neu erwachenden Nationalismus. Ohne ihn iſt er nichts, ein Phantom, eine erdachte Theorie, ein Luftgeſpinſt, ein Buch. Mit ihm alles, die Zukunft, die Freiheit, das Vaterland!

Es war die Sünde des liberalen Bürgertums, im Sozialismus die ſtaatsbildenden Kräfte zu überſehen und damit ſeine formgebende Energie in antinationalen Tendenzen leerlaufen zu laſſen.

Es war die Sünde des Marxismus, den Sozialismus zu einer Lohn- und Magenlehre zu degradieren und ihn damit in einen Gegenſatz zum Staat und zur Verfechtung ſeiner nationalen Exiſtenz hinein-

zumanövrieren. Aus diesen beiden Erkenntnissen heraus folgern wir die begriffliche und politische Bestimmung des Wesens eines neuen sozialistischen Gefühls, das seiner Natur nach nationalistisch, staatsbildend, befreiend und aufbauend ist.

Das politische Bürgertum ist eben im Begriff, von der Bühne der historischen Gestaltung abzutreten. An seine Stelle rückt der bis heute unterdrückte Stand des schaffenden Volkes der Faust und der Stirn, das Arbeitertum, um seine geschichtliche Mission zu beginnen. Seine Eingliederung in den nationalen Organismus ist verbunden mit einem zähen, erbitterten Ringen um die politische Macht. Begonnen hat dieser Kampf im Wirtschaftlichen, enden wird er im Politischen. Es geht nicht nur um mehr Lohn, nicht nur um die Festlegung der Arbeitszeit — wenngleich wir nie verkennen dürfen, daß diese Forderungen einen wesentlichen und vielleicht den überragenden Bestandteil des sozialistischen Wollens ausmachen —, es geht vielmehr darum, einen kraftgeladenen, verantwortungswilligen Stand in den Staat mit einzugliedern, ja vielleicht ihn zur Dominante der zukünftigen Politik des Vaterlandes zu machen. Das Bürgertum will diese Willenskräfte des Arbeitertums nicht anerkennen. Der Marxismus hat sie auf eine Ebene gedrängt, auf der sie sich nicht entfalten können, vielmehr verkümmern und erstarren müssen. Und während das Arbeitertum in seinen marxistischen Fronten allmählich sich leerläuft, haben Bürgertum und Marxismus sich längst auf der Linie des Kapitalismus geeinigt und sehen nunmehr ihre erste und wichtigste Aufgabe darin, unter verschiedener Maske und in geschickt verteilten Rollen die Kräfte des Sozialismus mählich, aber sicher auszuschalten und zum Schluß vollkommen versanden zu lassen.

Wir sind Sozialisten, weil für uns die soziale Frage eine Frage der Notwendigkeit und der Gerechtigkeit und darüber hinaus der staatlichen Existenz unseres Volkes, nicht aber eine Sache billigen Mitleids oder gar beleidigender Sentimentalität ist. Der arbeitende Mensch hat Anspruch auf ein Leben, das seinen Leistungen entspricht, und wir haben nicht die Absicht, für ihn um sein Recht betteln zu gehen. Daß er verantwortlich eingegliedert wird in den staatlichen Organismus, das ist nicht allein für ihn, sondern für die Gesamtheit der Nation eine Existenzfrage.

Es geht um mehr als um den Achtstundentag. Es geht um die

Formung einer neuen ſtaatlichen Bewußtheit, die jeden ſchaffenden Volksgenoſſen umſchließen ſoll. Und da die politiſchen Mächte der Gegenwart nicht willens ſind, dieſe Bewußtheit zu ſchaffen, es auch gar nicht ſein können, deshalb muß der Sozialismus durchgefochten werden.

Er iſt eine Kampfparole nach innen und nach außen. Seine Spitze richtet ſich innerpolitiſch gegen die Bürgerparteien und gegen den Marxismus zugleich, weil beide die geſchworenen Feinde des kommenden Arbeiterſtaates ſind. Sie richtet ſich außenpolitiſch gegen alle Mächte, die unſere völkiſche Exiſtenz und damit die Möglichkeit eines kommenden ſozialiſtiſchen Nationalſtaates bedrohen.

Der Sozialismus iſt nur durchführbar in einem Staat, der nach innen einig und nach außen frei iſt. Beide Ziele, die innere Einheit und die äußere Freiheit, ſind uns durch die Schuld von Bürgertum und Marxismus verlorengegangen. Dieſe beiden Machtgruppen ſind überhaupt, ſo national und ſozial ſie ſich immer gebärden mögen, die geſchworenen Todfeinde eines ſozialiſtiſchen Nationalſtaates.

Darum gilt es, dieſe beiden Machtgruppen politiſch zu brechen. Damit iſt die Front des deutſchen Sozialismus klar aufgewieſen und unſer Weg zwangsläufig vorgezeichnet.

Gegen das politiſche Bürgertum: für den echten Nationalismus!
Gegen den Marxismus: für den wahren Sozialismus!
Für den erſten deutſchen Nationalſtaat ſozialiſtiſcher Prägung!

16. Juli 1928.

Warum Arbeiterpartei?

Die Arbeit iſt nicht der Fluch, ſondern der Segen des Menſchen. Durch ſie wird der Menſch erſt zum Menſchen. Sie veredelt ihn, macht ihn groß und bewußt, erhebt ihn über alle anderen Lebeweſen. Die Arbeit als etwas Minderwertiges zu betrachten und ſie zu verachten nach dem Grade, in dem ſie die Hände ſchmutzig macht, das iſt jüdiſch, nicht deutſch gedacht. Der Deutſche fragt, wie bei allem, ſo auch hier, nach dem Wie und dann erſt nach dem Was. Es kommt nicht ſo ſehr darauf an, an welcher Stelle ich ſtehe, ſondern vielmehr darauf, wie ich die Stelle, an die mich Gott beſtimmt hat, ausfülle.

Wir nennen uns Arbeiterpartei, weil wir den Begriff Arbeit aus

seiner gegenwärtigen Verfälschung herausreißen und ihn wieder in seine ursprünglichen Rechte einsetzen wollen. Jeder werteschaffende Mensch ist ein Schöpfer, also ein Arbeiter. Wir lehnen es ab, Unterscheidungen zu machen nach der Art der Arbeit, die der einzelne versieht. Wir unterscheiden nur nach dem Maßstab, ob eine Arbeit sich dem Dienst am Ganzen eingliedert oder ihm doch zumindest nicht entgegenwirkt, oder ob sie der Gesamtheit schädlich ist. Arbeit ist Dienst.

Es blieb dem Marxismus vorbehalten, jenem Irrwahn, der da vorgab, die Arbeit befreien zu wollen, eben diese selbe Arbeit vor seinen Gläubigen zu degradieren und die mit ihr Geschlagenen als fluchbeladen und dem Verderben preisgegeben zu brandmarken. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die Arbeit zu beseitigen, vielmehr ihr einen neuen Sinn und Inhalt zu geben. Der Arbeiter im kapitalistischen Staate ist — das bedeutet sein tiefstes Unglück — kein lebendiger Mensch mehr, kein Schöpfer, kein Schaffer. Er ist zur Maschine geworden. Eine Nummer, ein Rad am Getriebe ohne Sinn und Verstand. Er fühlt sich nicht mit dem verbunden, an dem er schafft. Die Arbeit ist ihm lediglich Mittel zum Broterwerb, nicht mehr Weg zur Höhe, Segen und Ausgleich, nicht mehr Freude, Stolz, Bewußtsein, Ansporn, Weiser zu Charakter und Größe.

Wir sind eine Arbeiterpartei, weil wir uns in der kommenden Auseinandersetzung zwischen Geld und Arbeit, die den Anfang und den Ausgang der Gesamtgestaltung des zwanzigsten Jahrhunderts bestimmt und bestimmen wird, eindeutig auf die Seite der Arbeit und damit gegen das Geld gestellt haben. Das Geld ist der Wertmesser des liberalen, die Arbeit, die Leistung der des sozialistischen Staates. Der Liberalist fragt, was bist du? Der Sozialist fragt, wer bist du? Dazwischen liegt eine ganze Welt.

Wir sind keine Gleichmacher und Menschheitsanbeter. Wir wollen Schichtung des Volkes; hoch und niedrig, oben und unten. Aber die Aristokratie des kommenden Staates richtet sich nicht nach dem Besitz oder gar nach dem Geld, sondern einzig und allein nach der Qualität und nach der Leistung. Verdienst erwirbt man durch Dienst. Die Arbeit stellt den Menschen nach oben und nach unten. Sie ist der untrügliche Messer für den Charakter und die Güte eines Menschen. Der Wert einer Arbeit wird im Sozialismus immer danach bestimmt werden müssen, inwieweit sie dem Staat, dem Volksganzen dienstbar

iſt, es fördert und hebt. Arbeiten heißt Werte ſchaffen, nicht aber Werte verhandeln. Auch der Soldat iſt ein Arbeiter, wenn er das Schwert ſcharf hält zum Schutz und Trutz der Volkswirtſchaft. Auch der Staatsmann iſt ein Arbeiter, wenn er dem Volk Geſtalt und Willen gibt, der werteſchaffenden Produktion Leben und Freiheit zu erkämpfen. Eine durchfurchte Stirn iſt ebenſo Zeichen der Arbeit wie eine ſchwielige Fauſt. Der Kopfarbeiter ſoll ſich nicht ſchämen, das zu ſeinem Ehrentitel zu machen, wozu der Handarbeiter ſich mit Stolz bekennt: Arbeit. Aus dem Aufeinanderangewieſenſein dieſer beiden Typen ergibt ſich ohne weiteres ihre gemeinſame Schickſalsbeſtimmung. Weil der eine ohne den andern nicht auskommt, weil beide nur Glieder ſind an einem Organismus.

Darum nennen wir uns Arbeiterpartei, weil wir die Arbeit loslöſen wollen aus den Ketten, in denen Kapitalismus und Marxismus ſie gefangen halten. Im Kampf um die deutſche Zukunft bekennen wir uns frei und offen zur ihr und nehmen auch dem liberalen Bürgertum gegenüber das ihr noch anhaftende Odium auf uns. Wir wiſſen, es wird uns gelingen, aus ihrem Fluch einen neuen Segen zu geſtalten.

Gott gab den Völkern Boden, damit ſie Getreide darauf bauen. Aus Saat wird Korn, aus Korn wird Brot. Der Mittler zwiſchen allen iſt die Arbeit.

Ein Heuchler, der die Arbeit verachtet, aber ihre Früchte für ſich in Anſpruch nimmt.

Das iſt der tiefſte Sinn unſerer Bewegung: ſie gibt den Dingen ihren urſprünglichen Inhalt zurück. Wer Werte ſchafft, arbeitet. Wer arbeitet, iſt ein Arbeiter. Eine Bewegung, die die Arbeit befreien will, iſt eine Arbeiterpartei.

Darum nennen wir Nationalſozialiſten uns Arbeiterpartei.

Und darum ſingen wir, wenn vor uns unſere ſiegverheißenden Fahnen flattern:

„Wir ſind das Heer vom Hakenkreuz,
Hebt hoch die roten Fahnen!
Der deutſchen Arbeit wollen wir
Den Weg zur Freiheit bahnen!"

23. Juli 1928.

Sozialismus und Eigentum

Es ist ein Irrtum, wollte man annehmen, Revolutionen änderten die Dinge an sich. Dinge bleiben in ihrem Wesen immer dieselben. Was geändert wird, das ist das Verhältnis der Menschen zu den Dingen.

Der Sozialismus ist eine geistige Revolution. Er hat deshalb nicht die Aufgabe, das Wesen der uns umgebenden Dinge umzuformen, er will nur die Menschen in ein anderes Verhältnis zu ihnen bringen. Was wir bekämpfen, ist die falsche Inbeziehungsetzung der Individuen und Klassen zu den Gegebenheiten. Wir sind nicht gegen das Kino, sondern gegen den Mißbrauch des Kinos; nicht gegen das Radio, sondern gegen den Mißbrauch des Radios; nicht gegen das Geld, sondern gegen den Mißbrauch des Geldes; nicht gegen das Kapital, sondern gegen den Mißbrauch des Kapitals, oder besser und zusammenfassend ausgedrückt: gegen den Kapitalismus in jeder Form, das ist gegen den Mißbrauch von Volksgut. Wer diesen Mißbrauch betreibt, ist ein Kapitalist, und er stößt auf unsere Gegnerschaft als Person, als Träger eines uns feindlichen Prinzips.

Genau so verhält es sich mit unserer Stellungnahme dem Eigentum und seiner Begrifflichkeit gegenüber. Wir sind nicht eigentumsfeindlich; im Gegenteil! Wir sehen im Eigentum die Grundlage aller menschlichen Kultur. Die Vernichtung des Eigentumsbegriffs ist gleichbedeutend mit der Vernichtung aller und jeder sozialen Bindung. Der Versuch einer eigentumslosen Wirtschaftsform läuft im Ergebnis immer — die Erfahrungen der letzten fünfzehn Jahre in Rußland und Deutschland beweisen das hundertmal — auf die unsozialste Praxis hinaus, die man sich denken kann. Der Trieb zum Eigentum im Menschen ist naturhaft. Er läßt sich nicht durch ein Programm wegdisputieren. Wir achten ihn und setzen ihn in unsere politische Rechnung ein. Auch für uns ist das Eigentum heilig.

Das soll nun nicht besagen, daß wir im Chor derer mitsingen, die aus dem Eigentumsbegriff ein verzerrtes Monstrum gemacht haben, das in seiner lebensfremden und entwicklungsfeindlichen Formelhaftigkeit die Bildung jedes neuen Gemeinschaftsgeistes unterbindet. Eigentum ist nur dann heilig, wenn es auf heilige Weise erworben ist und auf heilige Weise verwaltet wird. Wir wehren uns dagegen, daß Eigentum gleichbedeutend sein soll mit schrankenloser Nutz-

nießung ohne Verpflichtung. Eigentum ſchließt in ſich vorerſt und ausſchlaggebend einen kategoriſchen Imperativ ein. Der perſönliche Gebrauch findet da ſeine Grenze, wo er zum Mißbrauch wird und ſich mit den Intereſſen der Geſamtheit ſtößt. Da beginnt das aſoziale Element des Eigentumsbegriffs, und hier machen wir Front. Wir tun damit dem Beſitzer keinen Schaden. Wir glauben vielmehr, in ſeinem wohlverſtandenen Intereſſe zu handeln, das ja zuletzt doch immer gleichbedeutend iſt mit dem Geſamtwohl.

Ein Bauer, der als freier Mann auf freier Scholle ſitzt, hat das Recht, aus ſeinem Acker und aus ſeiner Arbeit den Ertrag zu ziehen, der nötig iſt, ſein Leben, ſeinen Wohlſtand und ſeine Freiheit zu erhalten und zu mehren. Jede Arbeit iſt ihres Lohnes wert; aber wie überall, ſo bedingt auch hier das Recht eine Pflicht. Der Bauer ernährt durch ſeine Arbeit nicht nur ſich ſelbſt und ſeine Familie, ſondern, wie jeder ſchaffende Menſch, auch ſein Volk. Es wäre ein Widerſinn, wollte man ihn daran hindern und durch lebensfremde, eigentumsfeindliche Experimente ſeine Freude an der Arbeit und am Beſitz zerſtören. Da iſt Eigentum ein heiliger Begriff, und der ſoll und darf nicht angetaſtet werden.

Welches Intereſſe aber hat dieſer Bauer daran, daß gewiſſenloſe Spekulanten ihm durch geriſſene Geldmanöver den heimatlichen Boden vor der Naſe weggaunern, um ihn am anderen Tage zu doppeltem und dreifachem Preiſe wieder zu verſchachern? Der Gewerbetreibende, der durch fleißige Arbeit von früh bis ſpät ſeinen Hausſtand und das Glück ſeiner Familie mehrt und fördert, darf und ſoll ſtolz auf ſein Beſitztum ſein. Warum aber wollte er einer verantwortungsbewußten Staatsführung verwehren, mit harter Hand einzugreifen in jene ungeſunde und volksfeindliche Kapitalbildung, die in den Trutzburgen moderner Warenhäuſer Geſtalt angenommen hat? Sind Bodenſpekulanten und Warenhausſchieber auch Eigentümer, und fallen demgemäß auch ſie unter den Schutz eines Volksſtaates? Seit wann haltet ihr das, was uns Kriegs- und Revolutionsſchieber, Inflations- und Deflationshyänen ſeit 1914 abgaunerten, für wohlerworbenes Eigentum und fordert, daß der Staat es beſchütze? Hier wird der Sinn zum Unſinn, der Begriff zur Begriffloſigkeit, die Heiligkeit zur Sünde und zum Verhängnis.

Und daraus folgert der Nationalſozialiſt: Eigentum iſt nicht das, was ich beſitze, was ich mir auf irgendeine Weiſe angeeignet habe,

um nun schrankenlose Vorteile daraus zu ziehen. Damit wäre ja jeder Betrüger gegen staatlichen Zugriff immun, und der arbeitsame Mensch müßte noch jene gemeinen Praktiken, mit denen man ihm seinen Besitz gestohlen hat und noch weiter stiehlt, als heilig anbeten. Eigentum ist das, was ich auf ehrliche und redliche Weise erworben habe und zu meinem eigenen Nutzen und zum Wohle meines Volkes verwalte. Dieses Eigentum ist heilig und findet in uns seine konsequentesten Beschützer. Wir haben seine kulturbildende Kraft so klar erkannt, daß wir geradezu unsere soziale Aufgabe darin sehen, möglichst alle schaffenden Menschen zu Eigentümern zu machen.

Ein Volk von freien und verantwortungsvollen Besitzern: das ist das Ziel des deutschen Sozialismus. Eigentum ist Diebstahl: das sagt der Schieber, und zwar nur so lange, bis er unser Eigentum besitzt. Allen alles, bis einer alles hat, das will der Marxismus. Der Nationalsozialismus dagegen fordert:

Jedem das Seine! 14. November 1929.

Was will der deutsche Arbeiter?

Der deutsche Arbeiter will aus der Enge seines materiellen und seelischen Daseins heraus und als Person sowohl wie auch als Stand in den Organismus des Gesamtvolkes eingegliedert werden. Er strebt nicht nur nach den Vorteilen dieser Eingliederung, er ist auch bereit, ihre Nachteile, Sorge und Verantwortung um den Gesamtbestand der Nation auf sich zu nehmen. Er hat längst erkannt, daß ein positives Bekenntnis zum Staat immer und überall Opfer und Hingabe verlangt. Aber vermehrte Pflichten sollen auch vermehrte Rechte nach sich ziehen. Das ist seine von höchster Sittlichkeit getragene Auffassung vom Staat.

Die Wiedereingliederung eines entrechteten Standes in die Volksgemeinschaft bedingt zuerst und allem anderen vorangehend die Hebung und Förderung seiner materiellen Existenz, und zwar bis zu einem Grade, der in gerechtem Verhältnis zu seiner Arbeitsleistung und seiner Verantwortlichkeit steht. Diese Hebung und Förderung ist Grundlage seiner sittlichen Wiederaufrichtung. Sie wird nicht mit sozialen Phrasen und unverbindlichen Redensarten erkämpft, sondern mit sozialpolitischen Taten.

Darum verlangt der deutsche Arbeiter Anteil am deutschen Nationalbesitz. Er will mitbestimmen an seiner Leitung und teilhaben an seinem Gewinn, der auch, und zwar in erster Linie durch ihn erarbeitet wird. Soweit er diesen Anteil nicht selbst als Person innehaben kann, will er ihn verwaltet wissen durch Faktoren, zu denen er auf Grund ihrer wirtschaftlich-politischen Vergangenheit Vertrauen haben kann. Jedenfalls aber nicht durch solche, die auf der ihm feindlichen kapitalistischen Seite am Produktionsprozeß persönlich interessiert sind.

Der deutsche Arbeiter kann und wird es nicht dulden, daß der Staat und seine Wirtschaft ein billiges Ausbeutungsobjekt internationaler Produktions- und Finanztrusts ist. Er hat es satt, als geduldiger Esel zuzuschauen, wie ihm feindliche Wirtschaftsgewaltige aus seiner Arbeit und aus seinem Schweiß Geld münzen, das sie ihm in goldenen Sklavenketten um den Nacken legen. Er will sein Recht auf Arbeit und daraus folgernd sein Recht auf menschenwürdige Existenz. Diese erscheint ihm nur gesichert in einem auskömmlichen Lohn, in der Möglichkeit zum Aufstieg nach Leistung, in der auch besitzmäßig geregelten Anteilnahme an der Nation und ihrer Arbeit und in der vom Staat garantierten Sicherheit seines Lebensabends. Er fordert das alles nicht auf Grund irgendeiner sentimentalen Humanität, sondern in eherner Konsequenz seiner geschichtlichen Aufgabe und des in ihr natürlich sich auswirkenden Gesetzes sozialer Gerechtigkeit und nationaler Notwendigkeit.

Der deutsche Arbeiter treibt keine Gleichmacherei. Jedem, was ihm gebührt! Er sieht im Sozialismus nicht eine Lehre der Faulheit und der Bequemlichkeit, einen Freibrief für Dummheit und Strebertum, sondern das Evangelium der Leistung, der Arbeit und des Könnens. Wer viel leistet, soll viel verdienen, wer wenig, wenig, und wer nichts leistet, soll auch nichts verdienen. Der Sozialismus sagt nicht, daß der Fleißige für den Faulen und der Kluge für den Dummen mitarbeiten soll. Jeder stehe für sich und an seinem Platz seinen Mann.

Der deutsche Arbeiter weiß, daß wirtschaftliche Kämpfe naturnotwendig sind und naturnotwendig bleiben werden. Er huldigt nicht dem Phantom einer klassenlosen Gesellschaft, wie es die gelben Marxisten auf der äußersten Linken und auf der äußersten Rechten

erſtreben. Der Kampf um das tägliche Brot iſt nicht durch Beſchlüſſe am grünen Tiſch aus der Welt zu ſchaffen. Er muß wie jeder Kampf ausgefochten werden. Er findet nur ſeine Grenze da, wo er in ſeinen Auswirkungen den nationalen Beſtand des Volkes gefährdet. Aber da darf man ihm nicht nur nach links, da muß man ihm auch nach rechts ein Ende ſetzen.

Solange der Staat und ſeine wirtſchaftliche Ordnung ſich nicht dazu bekennen will, ſteht der deutſche Arbeiter ihm mit berechtigtem Mißtrauen gegenüber. Er ſieht in dieſem Staat nicht mehr ein Inſtrument zur Förderung des Gemeinwohls, ſondern nur noch eine Pflegeſtätte einſeitiger kapitaliſtiſcher Wirtſchaftsintereſſen. Dieſer Staat verdient nichts anderes als den Haß und die Verachtung des arbeitenden Volkes, und er wird auch einmal einem natürlichen Geſetz zufolge unter ſeinen Fauſtſchlägen zuſammenſtürzen.

An ſeiner Stelle will der deutſche Arbeiter einen Staat, in dem das ſchaffende Volk, Arbeiter, Bauern und Soldaten, den beſtimmenden Einfluß ausüben. Dieſer Staat ſoll nicht ein Klaſſeninſtrument, er ſoll in Wahrheit der Unterbau einer ſozialiſtiſchen Verſtändigung der arbeitenden Schichten ſein, auf dem jedem ſchaffenden Menſchen ſein Recht wird auf Grund ſeiner Leiſtung und der in ihr ſich offenbarenden Verantwortungsbereitſchaft. Er ſoll in Wahrheit ein Arbeiterſtaat ſein: ein Staat, in dem der höchſte Wertmeſſer die von nationalem Willen beſtimmte Arbeit iſt. Das Geld ſoll in ihm Diener an der Produktion und die Produktion Diener am Volk ſein. Das Volk aber iſt in ihm jene ſouveräne Macht, von der alles Leben ausgeht.

Das will der deutſche Arbeiter. Er fängt nun an zu erkennen, daß der Erfüllung ſeines Wollens ein großer und furchtbarer Feind im Wege ſteht. Dieſer Feind heißt innenpolitiſch Weimar und außenpolitiſch Young. Er iſt in Wahrheit ein und derſelbe.

Darum marſchiert der deutſche Arbeiter auf, um dieſen Feind in die Knie zu zwingen!

13. Oktober 1929.

Peinliche Fragen

Wir haben eine erſte, eine zweite, eine dritte und eine vierte Internationale. Wir haben die SPD., die USPD., die KPD. und den Leninbund. Alle dieſe Gruppen ſtehen auf dem Boden des Marxismus. Sie lehnen die Raſſe, den Perſönlichkeitswert und die Schickſalsgemeinſchaft eines Volkes ab. Sie wollen die Zertrümmerung aller nationalen Bindungen und über die Landesgrenzen hinweg die Solidarität des Weltproletariats. So fein ausgeklügelt dieſe Idee theoretiſch iſt, ſo wenig hat ſie ſich in der Praxis durchzuſetzen vermocht, und zwar weil ſie erdacht und nicht gewachſen iſt. Nur in Deutſchland hat man zeitweilig verſucht, ihr auch praktiſch Geſtalt zu geben. Die Folge davon iſt, daß Deutſchland wie kein anderes Land verſklavt und dem Feind der ehrlichen Arbeit tributpflichtig iſt. Statt nun wenigſtens im eigenen Volke ein klaſſiſches Beiſpiel proletariſcher Solidarität zu geben, ſchlagen ſich die einzelnen marxiſtiſchen Gruppen gegenſeitig tot.

Glaubſt du angeſichts dieſer Tatſachen noch im Ernſt daran, daß aus dieſer vollkommenen Verwirrung einmal die Weltverſöhnung kommt, und biſt du bereit, auf dieſem ſchwankenden Glauben deine Hoffnung auf eine Befreiung des Arbeitertums zu begründen?

In Deutſchland hat die KPD. monatelang den Kampf für die Befreiung der unterdrückten Kolonialvölker gekämpft. Gut und ehrenhaft! Ihre wirkſamſte Parole lautete: China den Chineſen! Glaubſt du, daß es in China auch nur einem Menſchen einfiele, Deutſchland den Deutſchen! zu rufen? Und kannſt du mir einen Grund angeben, weshalb wir uns verpflichtet fühlen ſollen, für die Freiheit Chinas einzutreten, wenn in China kein Menſch auch nur im entfernteſten daran denkt, ein Gleiches für Deutſchland zu tun?

Der Sozialiſierungsverſuch in Deutſchland endete mit der Verſchacherung der deutſchen Eiſenbahn an die Welthochfinanz. Der Sozialiſierungsverſuch in Rußland wechſelte mit der Wiedereinführung des Privatkapitalismus, der Hereinnahme amerikaniſch-jüdiſcher Kredite nach Rußland und der Überlaſſung von Grund und Boden an den Bauern als Privateigentum durch Lenin. Der Sozialiſierungswille der breiten Maſſen Produktionszweigen gegenüber, die noch der perſönlichen Schöpferkraft bedürfen, iſt nichts anderes als der irregeleitete Wunſch auf Mitbeteiligung am Beſitz. Der Arbeiter will —

mit Recht — ſelbſt beſitzen, weil er auch ſelbſt ſchafft. Kein vernünftiger Menſch kann ſich heute mehr dieſem gerechten Willen entgegenſtemmen. Wo man jedoch verſucht hat, ihm durch ſinnloſe marxiſtiſche Experimente Genüge zu tun, da ſind dieſe Verſuche immer mit grenzenloſem Elend der arbeitenden Menſchen bezahlt worden.

Warum willſt du heute noch eine falſche Sozialiſierung, die den Juden fett und dich mager macht, anſtatt gerechten und erfüllbaren Anteil am Nationalbeſitz deines Volkes zu fordern, daraus aber auch zu folgern, daß dieſer Nationalbeſitz, da er uns reſtlos verlorengegangen iſt, vom ganzen Volk wiedererobert werden muß?

Zwei Klaſſen, ſo ſagſt du, ſtehen ſich ewig feindlich gegenüber: der Bürger und der Proletarier. Dabei iſt das Bürgertum ſchon bis in ſeine höchſten Spitzen hinein vollkommen verproletariſiert, und über dem ganzen ausgeplünderten Volk herrſcht eine kleine Clique von bewußten Betrügern und deren bezahlten Bütteln. Trotzdem fährſt du fort in deinem Kampf gegen die Bürgerklaſſe, bringſt dabei dein Volk zum Ausbluten, ſicher nicht zum Leidweſen deiner und unſerer Unterdrücker.

Warum machſt du nicht Schluß mit dem Klaſſenkampf und proklamierſt den Volkskampf?

Es gibt Leute, die geben offen zu, daß ſie Kapitaliſten ſind; Börſenbarone, Geldfürſten, demokratiſche Zeitungsſchieber und ähnliches Gelichter. Daneben gibt es auch Idealiſten, die bemühen ſich wenigſtens — das wirſt du nicht leugnen können — Sozialiſten zu ſein. Das ſind wir!

Warum ſchlägſt du uns den Schädel ein und tuſt ſo, als wohnten auf dem Kurfürſtendamm lauter Engel?

Antwort!

4. Juni 1928.

Arbeitermörder

„Gleich bei Beginn der Verſammlung wußten die klaſſenbewußten Proletarier, wohin die Reiſe gehen ſollte. Der Verſammlungsleiter erklärte im Kaſernenton: Hier wird die Schnauze gehalten! Wer nicht kuſcht, der wird herausgeſchmiſſen! Ihr roten Hunde ſollt heute abend Blut riechen! Am Schluß der Verſammlung fiel dann das Faſchiſtenpack über die anweſenden Arbeiter her. Allein dieſes Mörder-

geſindel hatte nicht damit gerechnet, daß Proletarier mit ihren Fäuſten ſich zur Wehr ſetzen, wenn es um die Sache des Marxismus geht. Und ſo erlitten die Arbeitermörder eine blutige, aber verdiente Niederlage."

Dieſen blühenden Wahnſinn ſchreibt die „Rote Fahne", wenn ſie wochen- und monatelang die politiſchen Kinder des Herrn Severing bis zur Weißglut aufgehetzt hat, ſich dann ſchließlich der angeſammelte Haß gewaltſam entlädt und ihre harmloſen Leſer und Parteigänger bei dem Faſchiſtenpack in die Verſammlungen eindringen, ſie durch allerhand geiſtloſe Mätzchen unmöglich machen, um dann zum Schluß zur höheren Ehre Judas dem reaktionären Mörderpack die Schädel einzuſchlagen. Und befriedigend regiſtriert dann das „Berliner Tageblatt", daß „die Arbeiter" (das „Berliner Tageblatt" tritt bekanntlich immer für „die Arbeiter" ein, ſolange ſie vom Juden geführt werden und Fabriken ſtillegen) endlich einmal dem antiſemitiſchen Spuk ein kurzes, unrühmliches Ende bereitet hätten. Nun werde den nationalſozialiſtiſchen Strolchen wohl die Luſt vergehen, weiterhin die Konfeſſionen (ſagt das „Berliner Tageblatt") gegeneinander aufzuhetzen und ſtatt des judennährenden Klaſſenhaſſes den chriſtenfeindlichen Raſſenhaß zu predigen. Und reißt dann einmal den oft Verprügelten der Geduldsfaden, erklären ſie frank und frei, daß auch ſie Arbeiter ſeien, daß, wo die Roten Arme, ſie keine Leberwürſte hätten und ſie beim nächſten Male Leben und Geſundheit ſo teuer wie möglich verkaufen wollten, und machen ſie dann aus Worten Taten, ſetzen ſich zur Wehr, und wird dabei einem Proleten, der genau dasſelbe dem antun wollte, der ihm ſeinerſeits das antut, aus Notwehr und Verzweiflung, der Schädel eingeſchlagen, dann ſchreit die ganze Judenpreſſe von links bis rechts:

Faſchiſtenhunde! Unſchuldiges Proletarierblut iſt gefloſſen. Arbeitermörder!

Mit Verlaub! Wer hat mit dem Morden angefangen? Ihr oder wir? Seit ſechzig Jahren iſt eure Geſchichte nichts anderes als eine fortlaufende Kette von Brudermord, Terror, Hinterliſt und Feigheit. Wo erlebte man je, daß zehn von euch ſich zehn von uns gegenüberſtellten, und wenn's not tat, mit den Fäuſten um eine andere Weltanſchauung kämpften! War es nicht vielmehr immer ſo, daß hundert von euch über einen von uns aus dem Hinterhalt herfielen, ihn

blutig ſchlugen, ihm das Geſicht zu Brei zertrampelten, feige den Dolch der Niedertracht in ſeine Bruſt ſtießen, um ſpäter vor Gericht den Harmloſen, den Unbeteiligten, den Biedermann, den Parteiloſen zu ſpielen? Der Marxismus iſt ja Mord an und für ſich. Völkermord! Brudermord! Er hält ſich ja nur durch Blut und Terror aufrecht. Er kann ja nicht auf geiſtigem Wege ſeinen Wahnſinn verteidigen. Darum bedient er ſich der millionenfachen Fauſt des Proletariats, um ſeinen blühenden Irrſinn gegen die Völker in Marſch zu ſetzen. Dazu bedurfte es ſchon der rabuliſtiſchen Frechheit des Juden, der maßloſen Feigheit des Spießers und der vernagelten Dummheit des Proleten, um die Dinge ſo ins Gegenteil zu verkehren. Alle Menſchen ſind gleich! ſchreit ihr. Und züchtet Verbrechen, Irrſinn und Terror unter euch groß. Alle Menſchen ſind gut! ſchreit ihr. Und ſteht dabei auf zwei Millionen Leichen in Rußland, nährt euch von Bruderblut und ſeid wahre Beſtien in Menſchengeſtalt. Es gibt keine Qual und keine Marter, die ihr dem Volksbruder nicht anzutun bereit ſeid, wenn er nur einem anderen politiſchen Glauben huldigt als ihr.

Waffen! Waffen! Das Pack hat Waffen! ſchreibt ihr. Ja, zum Teufel und eins: Glaubt ihr denn, wir ließen uns von euch niederſchlagen auf offener Straße wie die räudigen Hunde, zögen dabei den Hut und ſagten freundlich lächelnd: Danke, Bruder Prolet?

Iſt das eines Proleten würdig, den Gegner niederzuſchlagen und dabei zu verlangen, er ſolle mit Freuden und Handkuß verrecken? Und glaubt ihr, die Sache des Arbeitertums werde gewinnen können, wenn ihr ſie durch Feigheit, Mord und Niedertracht vorwärtstreibt? Kein Menſch wird an euer heuchleriſches Nie-wieder-Krieg glauben, wenn ihr ſelbſt im Vaterlande den blutigſten, rückſichtsloſeſten Bürgerkrieg entfeſſelt. Irrt euch nicht! Wir billigen euch nicht den guten Willen zu, auf den ihr ſo gern, wenn wir gleich zu gleich ſtehen, Anſpruch erhebt: So wie ihr handelt kein ehrlicher deutſcher Prolet.

Mit euch muß man Fraktur reden: Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil!

Nicht wir, ihr ſeid Arbeitermörder. Ihr habt mit dem Morden angefangen.

Wir ſtoßen euch euren heuchleriſchen Notſchrei in den Hals zurück: Arbeitermörder! Arbeitermörder!

Ein ehrlicher deutſcher Prolet hat mit euch nichts zu ſchaffen. Er ſpuckt aus und ſagt: Pfui Teufel!

10. Oktober 1927.

Heil Moskau!

In Köpenick erſchießen ſich nach der Zehnjahrfeier der ruſſiſchen Revolution drei junge Berliner Kommuniſten, nachdem ſie in rührender Weiſe von ihren Angehörigen Abſchied genommen und ihnen kühl und ſachlich erklärt haben, daß ſie an der Zukunft der Internationale verzweifelten.

Von dem deutſchen Kommuniſtenführer Ernſt Thälmann erzählt man ſich, daß er während des Hamburger Aufſtandes ſteinhägerbetrunken, umrahmt von Wurſtzipfeln, „in ſeiner eigenen Kotze" gelegen habe.

In Berlin-Wedding findet vor einigen Wochen eine Verſammlung der Oppoſition der KPD. ſtatt, in der Ruth Fiſcher zum Kampf gegen die Dritte Internationale auffordert. Als ein Vertreter der KPD. das Wort ergreifen will, wird er von ſeinen früheren Genoſſen niedergebrüllt und zum Schluß unſanft an die friſche Luft befördert. Das Ganze endet mit einer ſolennen Maſſenprügelei.

In Moskau findet die Zehnjahrefeier der ruſſiſchen Revolution ſtatt. Im Angeſicht der Ehrengäſte, die aus der ganzen Welt herbeigeſtrömt ſind, um dem Staatsprinzip Moskau ihre Huldigungen darzubringen, läuft die Oppoſition gegen die Arbeiter- und Bauernregierung Sturm, ſtört ihre Umzüge, ſprengt Feſtverſammlungen und nimmt ſchließlich gewaltſam von der Univerſität Beſitz. Das Ende vom Liede iſt, daß zwölf führende Bolſchewiſten, die alte Garde, faſt ausſchließlich Juden, aus der kommuniſtiſchen Partei herausgeworfen werden.

Was bedeutet das alles?

Es wird Tag allenthalben! Der Rauch und Phraſennebel verſchwindet, und übrig bleibt ein ekler Reſt von katzenjämmerlichen Phantaſtereien, deren keine, aber auch gar keine zur hiſtoriſchen Realität geſtaltet wurde. Das Proletariat, vor allem das deutſche,

iſt um eine, vielleicht um die letzte Hoffnung ärmer. Marx hat ausgeſpielt. Nun hat die Natur wieder das Wort und macht unerbittlich, zäh und grauſam ihre ewigen Rechte geltend: das Geſetz der Perſönlichkeit, des Kampfes und der Raſſe.

Mußte das ſo kommen?

Ja und tauſendmal ja!

So und nicht anders war es vorauszuſehen. Und wir haben das, was ſich heute im Weltbolſchewismus abſpielt, hundertfach prophezeit. Wo der Jude das Wort ergreift, da müſſen die Völker Obacht geben. Der Jude iſt wurzellos, das Ferment der Dekompoſition. Er lebt vom Zuſammenbruch der Völker, mag er ſich leihkapitaliſtiſch oder bolſchewiſtiſch garnieren, er bleibt in jeder Larve er ſelbſt: Ahasver, der ewige Zerſtörer. Sein Evangelium iſt das Chaos, und wo er Revolte wittert, da kommt er gleich nach oben. Er hat die Arbeiterbewegung zu dem gemacht, was ſie heute in ihren jämmerlichſten Auswüchſen iſt: ein Gemiſch aus Phraſen, Feigheiten, Terror und Klaſſenhaß. Was hat die Sache des Proletariats mit Pazifismus, mit Republikſchutz, mit Entwertung des Perſönlichkeitsgedankens und mit Vernichtung der nationalen Würde und Ehre zu tun? Wo ſteht es geſchrieben, daß Utopien, Wünſche, Programme und Bücher die Welt regieren und nicht vielmehr Macht und Tatſachen? Warum demonſtriert ihr für die nationale Freiheit der unterdrückten Kolonialvölker und vergaßet, daß Deutſchland eine Provinz des Geldes iſt? Warum riefet ihr: „China den Chineſen!" und ſaht feige zu, wie der Jude Deutſchland Stück für Stück aus euren Händen wand und in zähem Kampf für die Weltdiktatur eroberte? Nun ſchreit ihr Reaktion, wenn man vom verlorenen Vaterland ſpricht. Nun wittert ihr Verrat, wenn man die Dinge beim Namen nennt. Nun rennt ihr ſtur und dumm weiter in euer eigenes Unglück hinein, und dann bleibt euch zum Schluß nichts als Verzweiflung und Piſtole.

Sagt nicht die erſte, die zweite, die dritte Internationale iſt ſchuld! Gründet eine neue, eine vierte! Sie wird euch ebenſo betrügen wie ihre drei Vorgängerinnen.

Die Internationale ſelbſt iſt falſch. Sie iſt erdacht, nicht erlebt. Der Jude redet ſie euch ein, weil ſie das letzte Mittel iſt, ihn an der Gewalt zu halten. Sie hat die Völker vernichtet, die Raſſen zerſtört.

Sie treibt den Blutsgenoſſen gegen den Blutsgenoſſen, mordet und vergiftet die Gemeinſchaft, ſät Zwietracht unter die Völker, und über allem triumphiert dann hohnlachend euer Feind, unſer Feind: Der ewige Jude!

Ihr ſteht auf Hekatomben von Leichen. Um euch ſteigt Blutgeruch hoch. Kinder klagen euch an, Mütter weinen, Völker ſtehen vor dem Untergang! Und was habt ihr erreicht: Nichts als Chaos, Hoffnungsloſigkeit, Hunger und Verzweiflung!

Soll das ſo bleiben?

Steht auf und fordert: Ein Deutſchland, das euch gehört, und das frei zu machen von Sklavenketten der Unterdrücker die hiſtoriſche Aufgabe des deutſchen Arbeitertums iſt.

Freiheit und Brot!

Ruft dieſen Schrei der Anklage in die verfaulende Welt des Kapitalismus hinein!

Zertrümmert das Reich der Phraſen! Wagt es, der harten Wirklichkeit in die unerbittlichen Augen zu ſchauen.

Reicht euch die Hand, ihr deutſchen Arbeitsmänner! Der Tag der Freiheit kommt, wenn ihr ihn wollt!

Adolf Hitler zeigt euch den Weg!

21. November 1927.

Wer ſabotiert den Achtſtundentag?

Als der Reichskanzler Müller in ſeiner Regierungserklärung vom 3. Juli von der Notwendigkeit der Wiedereinführung des Achtſtundentages für das ſchaffende Volk ſprach, da antwortete ihm aus den Reihen der Nationalſozialiſten ein höhniſches, verſtändnisloſes, undankbares Lachen. Der Herr Reichskanzler ſah mit einem ſtrafenden Blick von ſeinem Manuſkript auf, und als er bemerkte, daß die peinliche Unterbrechung von einer Richtung kam, von der es ſich auch in dieſem noch ganz jungen Reichstag bereits herumgeſprochen hatte, daß es in ihr nicht ganz geheuer ſei, da zog er es vor, ſeine melancholiſch-müden Augen wieder in das von wieviel Regierungsräten wohl entworfene Regierungsprogramm hineinzuwerfen und antwortlos weiterzuleſen. Er hatte wohl ſeine guten Gründe dafür, denn der Reichskanzler Müller iſt nicht ſo dumm, als daß er nicht wüßte,

daß der Achtstundentag eine der vielen Achillesferſen der Sozialdemokratie iſt.

Der Achtſtundentag iſt eine der berechtigtſten Forderungen der Arbeitnehmerſchaft. Normalzeit acht Stunden Arbeit. Für beſonders ſchwere und gefährliche Arbeit weniger, für Landwirtſchaft und Saiſongeſchäft je nach Bedarf weniger oder mehr. Niemand, der auch nur eine Spur von ſozialem Empfinden in ſich fühlt, wird ſich der ſittlichen ſowohl wie auch der ſozialpolitiſchen Berechtigung dieſer Forderung verſchließen können. Nun iſt die Arbeit bekanntlich kein Selbſtzweck, ſondern nur ein Mittel zum Zweck. Selbſtzweck iſt die durch die Arbeit garantierte Erhaltung des Volkes, das heißt alſo, die Arbeit muß ein Volk ernähren. Es ſteht außer jedem Zweifel, daß eine achtſtündige Arbeitszeit, rigoros und generell in allen ſchaffenden Schichten durchgeführt, bei der faſt ſprichwörtlichen Intelligenz und dem Fleiß des deutſchen Volkes, auch bei modernen erhöhten Anſprüchen an das Leben vollkommen ausreicht, achtundſechzig Millionen Menſchen bei Brot zu erhalten und überdies noch ein Erkleckliches abzuwerfen für Zwecke der Bildung, der Kultur, der Wehrhaftigkeit und der ſchönen Künſte.

Jedoch: iſt ein Volk verpflichtet, über die Erhaltung ſeiner eigenen Exiſtenz und über die Förderung ſeines Volkstums auch noch eine Unzahl von Drohnen und Paraſiten zu ernähren und für ſie im Jahre eine runde Summe von zweieinhalb Milliarden an ſtaatsvertraglichen Verpflichtungen allein zu erarbeiten, dann reichen eben acht Stunden nicht aus. Dann muß, wie der Amerikaner Mc. Garrah einmal mit zyniſcher Offenheit ſagte, der Knabe die Scholle umwerfen, die Mutter ſich vor den Pflug ſpannen und der Vater zwölf bis vierzehn Stunden arbeiten. Das ſollte eigentlich jedem einleuchten, denn dieſe Rechnung iſt lückenlos und eindeutig und logiſch beweiskräftig.

Und nun die letzte Folgerung:

Eine Partei, die zu dieſen unerträglichen internationalen Verpflichtungen Ja und Amen ſagt, darüber hinaus ſie noch als Sieg und Triumph ihrer Politik feiert, hat für alle Ewigkeit das Recht verwirkt, für den Achtſtundentag zu kämpfen, denn ſie unterſchrieb ja Geſetze und Verträge, die nicht nur den Achtſtundentag, ſondern jeglichen ſozialen Ausgleich glatterdings unmöglich und indiskutabel machen. Spricht ſie von dieſen Dingen, dann lügt ſie bewußt, heuchelt

und treibt ein falſches Spiel, ſtreut ihren Anhängern Sand in die Augen und macht mit Wiſſen Verratspolitik.

So iſt es: die Sozialdemokratie hat Dawes unterſchrieben. Damit hat ſie der arbeitenden Bevölkerung den Weg zum Achtſtundentag endgültig und mitleidlos verbaut. Sie hat deshalb kein Recht mehr, an die arbeitenden Maſſen zu appellieren, denn ſie hat ſie um ihre vitalſten Intereſſen betrogen. Eine ſozialdemokratiſche Regierung, die vom Achtſtundentag ſpricht, lügt, heuchelt und treibt Spiegelfechterei. Ihr muß man auf die Pfoten und nicht aufs Maul ſchauen.

Das ſind maſſive Anſchuldigungen. Wir ſind uns ihrer Schwere vollauf bewußt. Der Reichsarbeitsminiſter hat es in der Hand, ſie zu entkräften, und zwar nicht dadurch, daß er uns von ſeinem Genoſſen Severing verbieten läßt, ſondern indem er das Verſprechen des Reichskanzlers einlöſt und ſofort den Achtſtundentag wieder einführt. Tut er das nicht, dann beweiſt er damit, daß wir unſere Anſchuldigungen, ſo ſchwer ſie ſind, zu Recht erhoben haben.

17. September 1928.

Panzerkreuzer-Volksbegehren

Nun hilft kein Herausreden mehr: es wird in dieſen Tagen auch dem letzten deutſchen Spießer klar werden müſſen, wie tief ſich der Marxismus in die Seele des deutſchen Arbeitertums hineingefreſſen hat. Die Vorgänge, die ſich augenblicklich in der politiſchen Öffentlichkeit abſpielen, ſind ſo eindeutig und allgemeinverſtändlich, daß ſie kaum eines Kommentars bedürfen. Die kommuniſtiſche Partei legt auf Geheiß Moskaus ein Volksbegehren auf, nach dem es in der ganzen Welt einzig und allein Deutſchland verboten ſein ſoll, ſein Leben, wenn auch nur mit den durch den Verſailler Vertrag uns noch belaſſenen, beſcheidenſten Machtmitteln zu verteidigen. Es iſt nur dem Zufall, daß ſich die SPD. augenblicklich in der Regierung befindet, zu verdanken, daß dieſe ſich nicht mit großem Geſchrei an dieſen fetten Biſſen mit heranmacht. Und ſäßen auch die Herren Demokraten nicht in den warmen Seſſeln, dann würden wir das uneingeſchränkte Vergnügen haben, wie beim Fürſtenenteignungsrummel, die ganze Front der bewußten Vernichter des deutſchen Volkstums, von der „Roten Fahne" bis zum „Berliner Tageblatt", Arm in Arm aufmar-

ſchieren zu ſehen. „Panzerkreuzer oder Brot!“ So lautet die durch und durch verlogene Parole dieſes neueſten Volksbetruges, und ſie iſt in dieſer Aufmachung gerade dumm und ſchlau genug, daß der deutſche Stimm- und Wahlpöbel prompt darauf hereinfällt. Dabei iſt ſich kein Menſch im unklaren darüber, daß die ganze Kampagne umſonſt ſein wird. Kommt es zum Volksentſcheid, dann wird dieſe Aktion mit Pauken und Trompeten durchfallen. Das weiß der Spießer auch, und deshalb findet er angeſichts ſeiner ſonſtigen hoffnungsloſen politiſchen Vereinſamung einen billigen Troſt in dem Umſtand, daß ihm unmittelbar nichts Böſes widerfahren könne.

Dabei ſpielt es für die geſchickten Regiſſeure dieſes neueſten Rummels gar keine Rolle, ob der Volksentſcheid durchgeht oder nicht. Es handelt ſich für ſie vielmehr darum, die Panzerkreuzerfrage als Sprungbrett zu benutzen, von dem aus der Bolſchewismus in ein neues Terrain deutſcher Macht hineinſpringen kann. Es kann nicht oft genug darauf hingewieſen werden, daß der Rote Frontkämpferbund und die KPD. nur eine ruſſiſche Fremdenlegion auf deutſchem Boden ſind, zuſammengeſtellt aus ruſſiſchem Geld und deutſchem Menſchenmaterial. Die Schlacht, die in der deutſchen Öffentlichkeit in dieſen Tagen um die Panzerkreuzerfrage geſchlagen wird, iſt ein Handſtreich gegen die letzten Reſte deutſcher Wehrhaftigkeit, die, ob gewonnen oder verloren, immer zugunſten des ruſſiſchen Zukunftswillens ausſchlagen wird. Der Rubel rollt. Die goldenen Kugeln werden verſchoſſen gegen deutſches Lebensblut, und wir ſind dabei, wie immer, die Leidtragenden.

Ein Staat, der ſich das gefallen läßt, ja auf Grund ſeiner Verfaſſung ſich noch gehalten fühlt, dieſem Wahnſinn die geſetzliche Handhabe zu geben, iſt kein Staat mehr, ſondern ein Unſtaat, und er verdient nichts anderes, als daß er hinweggefegt wird. Ein Volk, das auf dieſen aufgelegten jüdiſchen Schwindel hereinfällt, beweiſt damit, daß es nicht reif iſt, aus freiem Willen ſein politiſches Schickſal zu meiſtern, und daß es das Unglück verdient, das ihm heute und morgen beſchieden iſt.

Dabei kann nichts die verkommene Heuchelei der kommuniſtiſchen Parole beſſer dartun als der Umſtand, daß die KPD. ihren Feldzug gegen die deutſche Wehrkraft mit ſozialen Argumenten belegt. In Rußland heißt es Panzerkreuzerbau ſtatt Brot. In Deutſchland heißt es Brot ſtatt Panzerkreuzer. Nicht eine Krume Brot wird der aus-

geplünderte deutsche Arbeitsprolet mehr erhalten, ob der Volksentscheid so oder so ausfällt. Wo aber bleibt der Volksentscheid der KPD. gegen die doch sonst von ihr so bierehrlich bekämpfte Erfüllungspolitik? Man lasse die arbeitenden Massen darüber entscheiden, ob sie weiterhin damit einverstanden sind, daß aus ihrem Fleiß jährlich zweieinhalb Milliarden an Frontributen herausgepreßt werden. Und wenn sie mit Nein votieren, dann sage man ihnen, daß Sklavenverträge nur durch Kampf und mit Waffen gebrochen werden.

Man komme uns nicht mit der albernen Begründung, ein Panzerkreuzer helfe auch nichts gegen eine Welt von Waffen. Wenn zehn über mich herfallen mit Dolchen, Knüppeln, Schlagringen und Pistolen, dann werfe ich nicht meine einzige Waffe weg, sondern gebrauche sie, bis die letzte Kugel aus dem Lauf ist.

Es geht nicht um Brot und nicht um Panzerkreuzer. Es geht um dieselben Dinge, um die seit nahezu sechzig Jahren in Deutschland gefochten wird; hier das Vaterland, hier seine Feinde. Der Marxismus steht auch bei diesem Waffengang, wie immer, auf seiten der Feinde Deutschlands. Und das Arbeitertum ist dabei wieder einmal das Opfer, das zur Schlachtbank geführt wird.

Dagegen machen wir Front. Als Sozialisten, die wir das Arbeitertum vertreten, und als Nationalisten, die wir das Vaterland beschützen.

15. Oktober 1928.

Betriebszellen

Die Erkenntnis, daß Deutschland nicht gegen und nicht ohne die Arbeiterschaft, sondern nur mit ihr und durch sie befreit werden kann, haben wir uns nun bald schon an den Schuhsohlen abgelaufen. Sie ist die erste und wichtigste, die der deutsche Politiker der Gegenwart zu machen hat, und fehlt sie ihm, dann bleibt ihm das Schicksal unseres Volkes ewig ein Buch mit sieben Siegeln. Durch diese Erkenntnis selbst unterscheiden wir uns von den bürgerlichen Parteien, und in der Zielsetzung dieser Erkenntnis von denen des Marxismus. Der Nationalsozialismus läuft darauf hinaus, das deutsche Arbeitertum mit vollen Rechten und Pflichten in den Organismus der Nation einzugliedern, ihm eine seiner Größe und Bedeutung vollauf angemessene Funktion im staatlichen Leben zuzuweisen und dadurch das Volk selbst wieder in Form zu bringen, so daß eine neue poli-

tiſche Führerſchicht wieder deutſche Außenpolitik betreiben kann. Das Ziel dieſer Außenpolitik wird und muß dasſelbe ſein, das ſich jede Außenpolitik immer und zu allen Zeiten geſtellt hat und ſtellen wird: die Freiheit der Nation und die Sicherung ihrer Daſeinsnotwendigkeiten.

Darüber iſt ſich jeder unter uns klar. Es handelt ſich nur noch darum, die Wege aufzuweiſen, auf denen wir überhaupt an die deutſche Arbeiterſchaft herankommen können. Marxiſtiſche Demagogie hat uns hier ſo gut wie alle Zugänge verbaut, und es bedarf einer von Zähigkeit und Geduld getragenen Minier- und Bohrarbeit, um hier überhaupt Breſche zu ſchlagen. Bis vor etwa zwei Jahren erſchien dieſe Arbeit ziemlich erfolglos. Die Wahlen des Jahres 1928 brachten uns zwar zahlenmäßig beachtliche Erfolge, aber die marxiſtiſche Preſſe konnte zu Recht mit Hohn feſtſtellen, daß unſer Zuwachs allergrößtenteils aus Zugängen aus dem bürgerlichen Lager kam. Die marxiſtiſche Front blieb davon nahezu unberührt, und nur hier und da gelang es uns, ſie unbedeutend zu ritzen.

Das iſt nun anders geworden. Schon die Wahlen des Jahres 1929 brachten uns großen Zuzug aus dem marxiſtiſchen Lager. Allein in Berlin gelang es uns, bei den Kommunalwahlen im November 1929 den Roten beiderlei Couleur an die ſiebzigtauſend Stimmen abzujagen. Gewiß iſt das noch nicht viel. Aber wenn man dabei in Betracht zieht, daß dieſer Einbruch in die rote Klaſſenfront ohne jegliche organiſatoriſche Vorarbeit vollzogen wurde, ſozuſagen nur improviſiert, dann kann man ſich ungefähr vorſtellen, welche Möglichkeiten hier unſer warten, wenn wir die Arbeit ſyſtematiſch in Angriff nehmen und reſolut in den Betrieben auf das Ziel der Eroberung der Arbeiterſchaft losſteuern.

Die bisherige Erfahrung hat gelehrt, daß durch reguläre öffentliche Werbeverſammlungen immer nur ein Bruchteil der Arbeiterſchaft erfaßt werden kann. Es kommen meiſt nur und vereinzelt die wenigen Sucher, die wir dann auch reſtlos gewinnen. Erſcheinen die marxiſtiſch verhetzten Parteigänger in Maſſen, dann legen die ſie begleitenden und betreuenden Leithammel es darauf an, durch Radau und Terror eine ſachliche Auseinanderſetzung von vornherein zu unterbinden. Der Erfolg iſt dann meiſt gleich Null. Der Kampf wird unentſchieden abgebrochen, und wir haben beſtenfalls das zerſchlagene Mobiliar zu bezahlen.

Trotzdem darf uns die ſchwere und Geduld erfordernde Arbeit nicht reuen, und wir müſſen auch den Mut haben, beim Erkennen der Ungangbarkeit eines Weges wendig und mit taktiſchem Geſchick neue Wege zu ſuchen und zu beſchreiten. Einen ſolchen Weg weiſt uns die Betriebszellenorganiſation. Sie iſt in Berlin vor etwa Jahresfriſt zum erſtenmal in Arbeit genommen worden und war von vornherein gedacht als ſinnvolle Ergänzung zu unſerer politiſchen Zellenorganiſation. Sie beruht darauf, mit Hilfe von kleinen Trupps, ſogenannten Zellen, in die Betriebe einzudringen, ſie allmählich mit unſeren Gedankengängen zu infizieren, Betriebsgruppen zu bilden und von hier aus dem Nationalſozialismus in Fabriken und Kontoren die Bahn freizumachen. Wie alle Organiſationen, ſo hat auch dieſe in der erſten Zeit ihres Beſtehens eine Reihe von Kinderkrankheiten durchgemacht. Dieſe ſchienen ihr vorerſt um ſo gefährlicher zu werden, als unſere tapferen Pioniere vom Schraubſtock und Amboß ſich faſt immer einer überwältigenden marxiſtiſchen Mehrheit gegenüber ſahen, die gewillt war, die erſten Anfänge nationalſozialiſtiſcher Zellen auch mit den brutalſten Mitteln des Betriebsterrors zu erdrücken. Zudem empfanden ſie die Fehlerhaftigkeit unſerer eigenen Organiſation um ſo peinlicher und drückender, je geſchloſſener und maſſiver ihnen die fertigen und tadellos funktionierenden marxiſtiſchen Gewerkſchaften gegenübertraten.

Aber wie wir bisher alle politiſchen Hinderniſſe, ſo haben wir auch dieſe organiſatoriſchen ſiegreich überwunden. Es war ja ſeit je Mode bei uns, daß wir an den Widerſtänden nicht zerbrachen, ſondern nur an ihnen lernten und darum auch an ihnen erſtarkten. So auch hier. Die nationalſozialiſtiſche Betriebszellenorganiſation iſt nun auf der ganzen Linie im Vormarſch begriffen, und die letzten Betriebsratswahlen haben gezeigt, daß unſere Arbeit nicht vergebens war. Schon wittern die Roten Unrat. Sie wiſſen, daß ſie in den Betrieben ihre letzten Feſtungswerke halten. Verlieren ſie die, dann ſind ſie verloren. Darum ſind ihre Zeitungen voll von Drohungen und beweglichen Klagen. Die Geſcheiten unter ihnen, die geſtern noch lachten, ſind heute ſehr ſtill geworden. Und morgen werden ſie wie die betrübten Lohgerber ihren fortſchwimmenden Fellen nachſchauen dürfen.

Im Sommer des vergangenen Jahres haben wir in entſagungsvoller, zäher Kleinarbeit die Organiſation der Partei neu und

modern aufgebaut. Die großen politischen Erfolge dieses Winters haben uns dafür reichlich und überreichlich belohnt. In diesem Sommer wollen und werden wir unser Betriebszellensystem programmatisch und organisatorisch auf Draht bringen, und im kommenden Winter werden wir dann siegreich Einzug halten in den Fabriken und Kontoren.

Wir rufen jetzt schon unsere Pioniere an den Maschinen und Büchern zur Mitarbeit auf. So schwer auch das Werk scheint, es muß gelingen! Der deutsche Arbeiter gehört in unsere Front. Und wir wollen nicht ruhen und rasten, bis jeder Betrieb eine Hochburg des Nationalsozialismus ist.

1. Juni 1930

An den deutschen Arbeiter!

Seit sechzig Jahren kämpfst du in den marxistischen Parteien gegen das kapitalistische Staats- und Wirtschaftssystem für eine sozialistische Umformung unseres gesamten Produktionslebens und damit verbunden des deutschen Gemeinschaftsdaseins. Sechzig Jahre Kampf um ein Ideal, das berechtigt und sittlich notwendig ist, haben dieses Ideal jedoch nicht erreichen lassen. Im Gegenteil! Der deutsche Arbeiter ist heute von der Erfüllung seiner tiefen Sehnsucht weiter entfernt als je zuvor. Zwar herrscht über uns die Internationale, aber nicht die der Arbeit, sondern die des Geldes. Zwar sitzen die Vertreter des deutschen Proletariats in Mengen in den bürgerlichen Parlamenten, zwar haben sie Staat und Parlament erobert, herrschen dort zum Teil unumschränkt und können unbehindert ihre Weltbeglückungspläne zur Durchführung bringen. Aber sie sind nicht mehr Vorkämpfer eines wahren, zielbewußten Sozialismus der Arbeit, sondern längst schon Lakaien und Nutznießer des Börsenkapitalismus, dem sie dienstbar sind, und an den sie Tag für Tag für Geld und fette Pfründe die Rechte der Arbeiterschaft verkaufen und verpfänden.

„Wir müssen uns im Kapitalismus wohnlich einrichten!" Dieses unvorsichtige Wort des führenden österreichischen Sozialdemokraten Bauer beleuchtet blitzartig und absolut beweiskräftig den weltgeschichtlichen Verrat, den die Deutsch sprechenden Marxisten an der

Arbeiterſchaft begangen haben und täglich aufs neue zu begehen gewillt ſind.

Wie konnte das alles ſo kommen?

Der Marxismus iſt keine deutſche, ſondern eine jüdiſche Lehre. Ihr Erfinder iſt der Trierer Rabbinerſohn Mardochai, der ſich ſpäter den Namen Marx beilegte. Ihre wiſſenſchaftlich-ökonomiſchen Grundſätze ſind längſt widerlegt, zum Teil ſogar von führenden Marxiſten. Sie werden nirgendwo mehr ernſt genommen. Um ſo furchtbarer aber zerſtören ihre weltanſchaulichen Forderungen unſer geſamtes Volksleben. Der Marxismus iſt pazifiſtiſch. Seine Vertreter haben deshalb in Deutſchland vor dem Kriege die Wehrkraft zerſchlagen, während des Krieges den deutſchen Widerſtand unterhöhlt und am Ende des Krieges die deutſche Nation und damit die deutſche Arbeiterklaſſe waffenlos der Willkür des Weltkapitalismus ausgeliefert.

„Deutſchland ſoll — das iſt unſer feſter Wille als Sozialiſten — ſeine Kriegsflagge für immer ſtreichen, ohne ſie das letztemal ſiegreich heimgebracht zu haben."

Das ſchrieb der „Vorwärts", ein ſogenanntes Arbeiterblatt, am 20. Oktober 1918, alſo im entſcheidenden Augenblick deutſchen Daſeinskampfes.

Und ſo iſt es auch gekommen. Durch die Börſenrevolte am 9. November 1918 wurde die deutſche Armee entwaffnet. Die Folgen davon waren Verſailles, London, Dawes und Young. Das Wort des ſozialdemokratiſchen Volksbeauftragten Scheidemann, „der Beſitz werde die Laſten des verlorenen Krieges zu tragen haben", hat ſich als weltgeſchichtlicher Betrug herausgeſtellt. Der Arbeiter bezahlt. Drei Millionen Arbeitsloſe, ſtillgelegte Fabriken, Streiks, Ausſperrungen und Arbeiterexport in die Kolonien der imperialiſtiſchen Siegerländer: das ſpricht eine grauſamere Sprache als die Phraſen ſozialdemokratiſcher Volksbetrüger.

Der Marxismus iſt demokratiſch. Er zerſtört durch den Mehrheitswahn alle ſchöpferiſchen Kräfte im Volk, überantwortet Fleiß, Zucht und Genialität dem unſittlichſten Terror der Majorität. Der Deutſche Reichstag iſt ein lebendiges Abbild dieſes wahnwitzigen Unfuges.

Der Marxismus iſt international. Er zerſtört Volk und Nation

und ſchneidet damit die Wurzeln unſeres organiſchen Daſeins ab. Je ſchärfer die anderen Völker ſich in der Vergangenheit national organiſiert haben, deſto blöder huldigten wir einem verſchwommenen Verbrüderungsirrwahn. Nun ſtarrt die Welt in Waffen. Wir aber ſind wehrlos und deshalb der Prügelknabe fremder Raub- und Siegerländer.

Du ſagſt, der Kommunismus ſei anders. Schau nach Rußland, und du wirſt eines Beſſeren belehrt. Dort herrſcht eine kleine Clique von weltfremden Ideologen oder gewerbsmäßigen Volksbetrügern. Die breiten Maſſen aber ſeufzen unter der Knute des Bolſchewismus ebenſo, wenn nicht noch mehr, als ehedem unter der Peitſche des Zarismus. Wieder ſtehen dort die arbeitenden Menſchen Reihe vor den Bäcker- und Fleiſcherläden. Und wer aufmuckt, der wird mit Terror und Brutalität niedergeknüppelt.

So ſieht das Paradies des Marxismus aus.

Wir aber ſetzen uns dagegen zur Wehr. Wir erkennen das Recht des deutſchen Arbeiters auf Freiheit und Brot an. Wir wollen ihm keine Almoſen geben. Wir fordern, daß er in die Nation eingefügt wird mit vollen Rechten und Pflichten. Wir fordern eine ſtrenge ſoziale Gerechtigkeit, Arbeit und Auskommen für die breiten Maſſen, Wohnungen und Brot und damit Lebensfreudigkeit für das deutſche Arbeitertum.

Aber das alles iſt nur durchführbar, wenn wir als Volk frei ſind vom Joch des Auslandes. Darum fordern wir Wehr und Waffe, Widerſtand anſtatt feiger, pazifiſtiſcher Duldung. Wir müſſen zu dieſem Zweck den Mehrheitswahn zertrümmern und erſetzen durch eine Führerautorität. Die ſoll getragen werden durch die breiten Maſſen der Arbeiter und Bauern. In ihnen wird der deutſche Staat der Ehre und Arbeit neu organiſiert als Nation. Gerecht nach innen, ſtark nach außen, ein feſtes Bollwerk gegen die Zerſtörungsgelüſte des Weltkapitalismus! Ein neues Deutſches Reich, in dem der Proletarier ſeine Wiedergeburt erfährt zum diſziplinierten und verantwortungsbewußten deutſchen Arbeiter und damit auch die Erfüllung ſeines ſechzigjährigen Kampfes erreicht: Freiheit und Brot, ein Staat der ſchaffenden Arbeit!

Wer das mit uns will, der wählt Liſte 9, Hitlerbewegung!

24. Auguſt 1930.

Die Blutzeugen

Wer in Berlin zur SA. kam, trat unter die Verfemten. Sein Weg wurde zum engen Paß zwiſchen Polizei und Pöbel. Hier hatte er zu ſtehen oder zu fallen.

Dieſe Stadt war unbarmherziger als alle anderen. Ganze Stadtviertel gehörten den Kommuniſten; wer ſich dort im Braunhemd zeigte, war gezeichnet.

Noch ehe die Bewegung ein paar tauſend Anhänger hatte, fielen die erſten Blutzeugen unter den Piſtolen und Meſſern der roten Banden.

Kütemeyer wurde, völlig verſtümmelt, im Landwehrkanal ertränkt, Horſt Weſſel in ſeiner Arbeitermanſarde niedergeſchoſſen. Sein Lied zog von ſeinem Grabhügel durch die Straßen hinaus ins Reich und wurde das, was Goebbels ihm vorausſagte: Das Lied der ganzen Nation.

Wir gedenken der Toten!

Grau laſtet ein ſchwerer Novembertag über deutſchem Land. Die Sonne des Sommers iſt verblaßt. Der Herbſt hat angefangen, und hinter ihm ſteht ſchon unerbittlich grauſam der Winter. Nacht im deutſchen Volk! Das geſchäftige Schwätzen von Frieden, Freiheit und Brot macht einem betretenen Schweigen Platz, und hinter dieſem Schweigen verbirgt ſich die nackte, feige Angſt vor den kommenden Dingen. Vor neun Jahren hob man die ſozialſte Republik der Welt aus der Taufe.

Zum neuntenmal feiern wir den Geburtstag der Republik. Selbſt die eigentlichen Väter dieſes ſogenannten Staates können an ihrem Kinde keine rechte Freude mehr finden. Sie ſtreiten ſich um die Vaterſchaft. Nicht als wenn jeder von ihnen ſich drängte, als Erzeuger und Schutzpatron dieſes allerheiligſten Staates zu gelten, ſondern keiner von ihnen will es heute geweſen ſein. Sie lehnen es alle einmütig ab, für den Wahnſinn des 9. November 1918 verantwortlich gemacht zu werden, und begnügen ſich damit, auf dem bequemen goldenen Boden der Tatſachen zu ſtehen.

Ein ausgeplündertes, ausgeblutetes Volk, hungernde, frierende Kinder, Mütter, die das Weinen längſt verlernt haben, Söhne, die in ohnmächtigem Grimm die Fäuſte ballen, und Väter, die ſich vor dumpfem Groll verzehren: Das iſt das Leben in Schönheit und Würde, von dem ihr ſo oft und ſo beredt geſprochen habt.

Im kreiſchenden Totentanz eines verlumpten Volkes klingt eine Fanfare. Trommeln ſchlagen hinein. Dumpf und ſchwer. Die Mützen ab! Wir denken der Toten!

Wir denken der zwei Millionen, die in den Gräbern von Flandern und Polen verbleichen. Wir denken der tauſend und tauſend Soldaten, denen das Weltmeer in ſeiner Unendlichkeit ein ewiges, ruhlosbewegtes Grab bettete. Wir denken aller, die aus den Lüften ſtürzten, die in den Löchern der Erde ſtarben, die unter dem Meeresſpiegel ihr letztes Amen beteten, und die bei den verſengenden Gluten der Tropenſonne verkamen in Durſt und Qual.

Wir denken der Soldaten der deutſchen Revolution und all derer, die für die Aufrichtung des Vaterlandes ihr dreimal heiliges Leben auf den Altar der Zukunft legten. Wir denken der Märtyrer für ein anderes Reich, die den Glauben, den unerſchütterbaren, mit

ihrem Herzblut beſiegelten. Wir denken der tollkühnen Männer, die in der Zeit der größten Schmach unſeres Volkes wiſſend dem Feind in die Gewehrläufe liefen und zuſammenbrachen unter dem Ruf: Es lebe das Vaterland!

Die Fahnen nieder! Und ſenkt die Knie! Gebe Gott Euch Kraft zum Haſſen und Trotzen!

Unter flatternden Standarten marſchiert eine neue Jugend mit lichten Stirnen einem anderen Morgen entgegen. An der Spitze geht der kommende Adel des Mutes und der Tapferkeit Sieg oder Tod entgegen. Die Würfel fallen auf Tod. Sechzehn deutſche Arbeiter und Studenten, von den höchſten Höhen und aus den tiefſten Tiefen des Volkes von Gott zum Symbol herausgenommen, werden von den Kugeln der Reaktion rechts und links niederkartätſcht und röten für eine beſſere Zukunft mit ihrem Blut das Pflaſter. Wehrt der Tränen nicht! Aber ſagt ihnen, daß ſie den Händen gebieten, zu geballten Fäuſten zu werden, und hebt die Fäuſte, dieſe Arbeitsfäuſte hoch und ſchwört bei Gott und allem, was euch heilig iſt:

Wir werden Euch nicht vergeſſen!

Unſer Dank ſei die Rache!

Auf den Tag!

Wir denken der Toten, die uns jedes Jahr das Schickſal als Unterpfand unſeres Sieges nimmt. Der unbekannte braune Soldat hebt die Fahne mit dem ſchwarzen Kreuz auf Blutigrot und weiſt ſchweigend den Weg der Pflicht. Opfer und Blut waren immer noch Triebkräfte zum endlichen Triumph.

Kameraden! Ein Jahr iſt um; ein neues Jahr beginnt. Wir denken der Toten! Mit Schmerz und Freude: Schweres und nie Gekanntes hat das Schickſal über uns beſtimmt. Wir werden den Kelch des Leidens auskoſten müſſen bis zur Neige. Wer weiß: morgen trifft's dich, übermorgen mich. Die ewige Richterin Geſchichte holt aus unſeren Reihen heraus, des ſie zu unſerem Ruhm, zu unſerem Anſporn, zu unſerem Willen zur Tat bedarf.

Wir trauern nicht; wir ſtehen auf und ſchwören:

Vergeltung! Vergeltung! Der Tag bricht an!

Wir grüßen Euch, Ihr Toten. Deutſchland beginnt neu zu glänzen im Morgenrot Eures Blutes. Wir ſchlagen den Scharlachmantel Eurer Hingabe um dieſes geknechtete Volk, das ſelbſt im tiefſten

Unglück in ſeinen beſten Söhnen, in Euch, ſeinen königlichen Adel bewahrt.

Soldaten der deutſchen Revolution! Bindet den Helm feſter! Im Totentanz klingt eine Fanfare. Trommeln ſchlagen hinein. Dumpf und ſchwer. Aus den Lüften klingt und ſchlägt es wieder. Die Armee der Toten gibt Antwort.

Laßt dröhnen den Marſchrhythmus der braunen Bataillone: Zur Freiheit!

Das Heer der Toten marſchiert mit Euch, Ihr Sturmſoldaten, in eine beſſere Zukunft hinein.

7. November 1927.

Fahnen über der Stadt

Nürnberg! In dieſem Namen liegt ein Zauber ohnegleichen. Nürnberg bedeutet das Deutſche ſchlechthin. Unter den Mauern dieſer Stadt wurden Kulturtaten von weltgeſchichtlichem Range getan. Wenn man von Nürnberg ſpricht, dann meint man beſte deutſche Tradition, die zukunftsträchtig nach vorne weiſt.

In dieſer Stadt marſchierten ſchon einmal deutſche Männer in ſchickſalsſchwangerer Zeit auf zu Zehntauſenden, begrüßt und umjubelt von deutſchen Patrioten, die nun meinten, das neue Reich ſei erſtanden. Was damals ſo gewaltig aufwuchs, verſank in ſich ſelbſt, da es noch nicht bis zum Letzten gefügt und geſtaltet war, da ein großes Erbe in unglücklichen Monaten verwaltet wurde von Menſchen, die ſich dieſer Aufgabe nicht gewachſen zeigten.

Nun blickt das nationale Deutſchland wieder einmal nach Nürnberg, wo heute die nationalſozialiſtiſchen Braunhemden zu Zehntauſenden aufmarſchieren, um gegen die Kolonie und für den Staat zu demonſtrieren. Glaube und Hoffnung vieler Hunderttauſende geleiten dieſen Siegesmarſch von jungen Aktiviſten, die in nunmehr achtjährigem Ringen um die politiſche Geſtaltung bewieſen haben, daß weder Tod noch Teufel ſie zu vernichten vermag.

Am 9. November 1923 brach das erſte Werk zuſammen. Es hatte ſeine hiſtoriſche Aufgabe erfüllt und mußte einem vorläufigen Chaos Platz machen. Nach Zeiten tiefſten Zuſammenbruchs begann im Februar 1925 der Wiederaufbau der Bewegung, und heute zeigte ſie

zum ersten Male in einem Massenaufgebot, daß der Stand von 1923 bereits weit überholt ist und die Bewegung heute an der Spitze der revolutionären Zukunftsgestaltung steht.

Braunhemden! Wieder einmal schaut ganz Deutschland auf Euch, wenige voll Glauben und Vertrauen, viele, viele voll Haß und Verachtung. Seid Euch dessen bewußt! Wieder seid Ihr die eherne Spitze am bleiernen Keil, und Ihr verdankt das allein Eurer Tapferkeit, Eurem Mut und Eurer zähen Ausdauer. Heute ist ein Tag, wo Ihr stolz darauf sein dürft. Ihr habt wieder einmal vor der Geschichte bewiesen, daß Gott zuletzt doch nur dem hilft, der sich selber hilft. Als alle verzweifelten, da habt Ihr die sinkende Fahne aufgegriffen und sie in Nacht und Finsternis vorangetragen. Nun steht das Banner fest! Allüberall, in jeder Stadt, in jedem Dorf kennt man Euch, und wo man Euch nicht lieben lernen wollte, da hat man doch zum mindesten Euch hassen und fürchten gelernt.

Heute ist Euer Tag! Ihr strömt aus allen deutschen Gauen zusammen in der alten ehrwürdigen Stadt, aus den Fabriken kommt Ihr, aus Gruben und Kontoren, von Pflug und Egge. Und mitten unter Euch steht der Führer, der einzige Führer, der wegeweisend zum neuen Deutschland voranschreitet. Ihm dankt Ihr es, daß Ihr bis heute noch nicht einen Zentimeter vom geraden Kurs abgewichen seid. Er ist Euch Gewähr dafür, daß das auch in der Zukunft so sein wird.

Braunhemden! Nun lichtet die Stirnen und geht aufrecht und stolz durch die Straßen dieser Stadt. Zeigt, daß Ihr Euch mehr dünkt als die anderen. Heute schaut ganz Deutschland auf Euch. Heute bist Du nicht Schreiber und Du nicht Prolet, Du nicht Bauernknecht und Du nicht kleiner Beamter. Heute seid Ihr alle mehr: Ihr seid die letzten Deutschen, die nie verzweifelten. Ihr seid die Träger der Zukunft, die Gewährsmänner, daß Deutschland nicht zum Untergang, sondern zur Freiheit bestimmt ist. Ihr seid heute schon Symbol einer neuen Glaubensstärke für Hunderttausende und Millionen. Wenn Ihr nicht wäret, dann müßten wir alle verzweifeln!

Denkt daran, wenn Ihr diese Stadt betretet! Hebt die Banner hoch und hoch die Herzen!

Das junge Deutschland steht auf und fordert seine Rechte!

Fahnen flattern über der Stadt. Ungezählte von Euch haben unter diesen Fahnen geblutet, Ungezählte sind dafür in die Gefängnisse ge-

worfen worden, und manch einer ist darunter gefallen für ein besseres Deutschland.

Vergeßt das nie! Vergeßt das vor allem heute nicht, wo Ihr diese Fahnen unter einer leuchtenden Sonne und umjubelt von Zehntausenden durch die Straßen dieser Stadt tragt.

Ihr und Ihr allein habt ein Recht zu fordern, da Ihr allein auch bereit seid, für dieses Recht zu kämpfen.

Wohlan denn, Ihr von der jungen Garde des Dritten Reiches! Hebt Fahnen und Hände zum Schwur und ruft, daß Ihr nicht lassen wollt vom Recht!

Und fordert: Das neue Dritte Deutschland!

Den freien deutschen Staat!

22. August 1927.

Das heilige Tuch

Vierzig deutsche Proletarier aus Berlin, die im Dawesreich von Schönheit und Würde weder Arbeit noch Brot finden, machen sich an einem Julitag auf den Weg nach Nürnberg, den Tornister vollbepackt mit Flugzetteln, Zeitungen und Büchern. Jeden Tag, ob er Regen oder glutheiße Sonne bringt, marschieren sie fünfundzwanzig Kilometer. Und wenn sie abends ins Quartier kommen, dann haben sie bis in die tiefe Nacht hinein weder Rast noch Ruhe, ihren politischen Glauben zu predigen.

In den Großstädten werden sie bespuckt und niedergeschlagen.

Schadet nichts! Sie pauken sich durch. Vor der Zeit kommen sie in Nürnberg an.

Aus einer von der hohen Polizei im Interesse von Ruhe und Ordnung verbotenen Ortsgruppe Berlin finden sich siebenhundert schaffende Männer und Frauen zusammen, die den Weg nach Nürnberg suchen. Sie sparen sich monatelang das Brot vom Munde ab, verzichten auf Bier und Tabak, ja, mancher hungert sich buchstäblich das Fahrgeld zusammen. Sie verlieren zwei Arbeitstage an Lohn, und der Preis für den Sonderzug allein beträgt fünfundzwanzig Mark. Manch einer von diesen Siebenhundert verdient in der Woche zwanzig Mark.

Er bringt sein Fahrgeld zusammen, und am Samstagmorgen klet-

tert auch er mit klopfendem Herzen neben den anderen aus den Waggons, die von Berlin nach Nürnberg rollten.

Und abends marschiert er mit den Zehntausenden am Führer vorbei, schwingt seine brennende Fackel hoch und grüßt. Die armen, schweren Augen, die soviel Not, ach, soviel Jammer sahen — und wieviel werden sie noch sehen müssen, bis sie sich einst zum letzten Schlummer schließen — fangen plötzlich an zu glänzen. Er weiß gar nicht, ob er glauben darf, daß das alles wahr sei. Zu Hause hat man ihn nur bespuckt und begeifert, niedergeknüppelt und ins Gefängnis gesteckt. Und jetzt stehen an den Straßenrändern Tausende und Tausende von Menschen, die grüßen ihn und rufen Heil!

Über der alten Reichsstadt wölbt sich ein tiefer, blauer Himmel. Die Luft ist klar wie Glas, und die Sonne lacht, als hätte sie nie einen solchen Tag gesehen.

Fanfaren schmettern! Der Zug setzt sich in Marsch. Endlos, endlos! Man möchte fast glauben, es sollte das ewig so fortgehen. Und an den Straßen warten schwarze Menschenmauern. Keiner ruft Pfui, bewahre, sie alle winken und lachen und jubeln, als kämen die Zehntausende aus siegreicher Schlacht; und werfen Blumen, Blumen.

Die Siebenhundert marschieren an der Spitze, weil sie ein Jahr den schwersten Kampf durchfochten, darum werden sie nun mit Blumen überschüttet. Sie stecken sie in den Gürtel, immer mehr, immer mehr! Die Mützen sind bald nur noch blühende Blumensträuße, und die Mädchen winken und lachen ihnen zu. Daheim spuckt man sie an.

Und nun marschieren sie am Führer vorbei. Tausende, Zehntausende rufen Heil! Sie hören's kaum. Aus den Gürteln reißen sie die Blumen und werfen sie den jubelnden Menschen zu.

Vorbeimarsch! Die Beine fliegen, während die Musik den Parademarsch der langen Kerls schmettert.

Und dann kommt der Abend. Müde und schwer. Es beginnt zu regnen. Noch ein einziger Jubelschrei: Auf Wiedersehen! Der Zug keucht aus der Halle.

Vor Berlin! Es beginnt zu dämmern! Aussteigen! Blitzende Bajonette. Der Gummiknüppel winkt. Hämisch, neidisch, gemein. Berliner Polizei. Aussteigen! Man reibt sich die Augen. Ja, gewiß, das mit Blumen haben wir ja nur geträumt.

Kamerad, die Fahne! Das Tuch heruntergeriſſen! Hemd auf! Du, ſchau, daß der Grüne nichts ſieht. Lege das liebe rote Tuch um die Bruſt; da ruht es gut auf klopfendem Herzen.

„Was haben Sie da unter Ihrem Hemd? Aufmachen!"

Der blonde Junge erbleicht. Raſch reißt eine ſchmutzige Hand das braune Hemdtuch auf, und dann beginnt der Junge zu glühen. Er tobt, er kratzt, er ſpuckt und geifert. Mit acht Mann muß man ihn überwältigen. Das heilige Tuch reißt man ihm in Fetzen von der Bruſt herunter.

Ich frage euch: iſt das eine Heldentat? Du blonder Junge, wenn dir die Tränen in die Augen ſteigen, ſchluck' ſie hinunter.

Und plötzlich ſteht er hoch und beginnt zu ſingen. Dann ſtimmt ſein Nebenmann ein, und dann mehr und mehr, bis ſchließlich alle, alle ſingen. Iſt das ein Gefangenentransport? Iſt das nicht vielmehr ein Zug von Helden?

Deutſchland, Deutſchland über alles!

Als ſie in der großen Halle als Gefangene ſtehen, werden ſie einzeln vor den Kadi gerufen. Jeder von ihnen macht die Augen trotzig und groß auf und ſagt feſt und unbeirrbar: „Ich verweigere jede Auskunft!" Von draußen bricht Geſang der Kameraden herein:

„Noch iſt die Freiheit nicht verloren!"

Ihr lieben, tapferen Jungens! Mit euch marſchieren wir gegen den Teufel.

Bindet die Fahnen um die Herzen, ihr alle, alle!

Das heilige Tuch ruht in guter Hut. Ich weiß, es wird einmal wieder leuchten! Kameraden! Kameraden!

29. Auguſt 1927

Kütemeyer

Eines Tages kommt er auf die Geſchäftsſtelle und fragt, ob er etwas mitarbeiten dürfe. Er ſei erwerbslos, lebe mit ſeiner Frau ſchlecht und recht von der Arbeitsloſenunterſtützung und ſtelle gern Zeit und Kraft der Partei zur Verfügung. Man nimmt ihn an, ſtill und beſcheiden ſetzt er ſich an den ihm zugewieſenen Platz, redet kaum, macht nicht ein kleines Aufſehen von ſich und ſeinem freiwilligen Dienſt, und nach vier Monaten hat er in emſigen Fleiß die

durch Verbot und Verfolgung vollkommen durcheinandergeratene Kartothek wieder in Ordnung gebracht.

Morgens kommt er als erster, abends geht er als letzter. Der Gruß beim Kommen und Gehen ist fast das einzige, was er am Tage sagt. Gerate ich durch einen Zufall in seine Abteilung hinein, dann springt er von seinem Platz auf, steht stramm, schüttelt mir die Hand und ist gerührt und schüchtern wie ein Kind.

Er diente draußen an der Front als tapferer Feldsoldat. Nach dem Kriege wurde er Kaufmann, die Inflation warf ihn aus Brot und Beruf; er ging aufs Land als Arbeiter, verlor dann durch seine politische Aufklärung Dach und Nahrung, kam zurück in die Stadt und reihte sich schweigend ein in die Armee der drei Millionen, die heute schon in Deutschland zu viel sind.

Am Abend vor der Hitlerversammlung: er geht mit Kameraden los zum Plakatkleben. Bis zum Morgengrauen ist er auf den Beinen. Todmüde kehrt er heim. Seine treusorgende Frau zwingt ihm drei Stunden Schlaf ab, dann steht er wieder zum Dienst bereit.

Heute klopft das Herz zum Zerspringen. Das bleiche, abgehärmte Gesicht überfliegt eine jähe Röte, wenn er daran denkt, daß er am Abend zum ersten Male seinen Führer sehen und hören soll. Um fünf Uhr tritt er an zum Kassendienst im Sportpalast. Als er sich von der Geschäftsstelle verabschiedet, fragt er in einer dumpfen Ahnung einen Kameraden: „Wer wird wohl der nächste sein, den wir beerdigen?"

Als ich gegen halb sieben Uhr zu kurzer Kontrolle in den Sportpalast komme, sehe ich ihn am Schalter hantieren. Ich kann mich nicht erinnern, ihn vorher einmal lachen gehört zu haben. Jetzt lacht er. Das ganze Gesicht verklärt eine einzige große Freude. Er ruft mir noch etwas nach, das ich im Trubel nicht verstehe.

Um 8.15 Uhr sagt ihm der Kassenverwalter: „Kütemeyer, Sie haben Hitler noch nicht gehört, rechnen Sie schnell ab, und dann marsch in den Saal." Er rechnet ab. Auf den Pfennig genau. 420,40 Mark. Nun noch die Quittung, und dann weg In die hinterste Reihe klemmt er sich, denn alles, alles ist drückend voll. Da steht er zwischen Tür und Angel, erlebt den Jubelsturm, als Hitler den Saal betritt, hört mit klopfendem Herzen dieses aufpeitschende Evangelium des jungen Deutschlands, und am Ende erhebt er sich mit den sechzehntausend anderen und singt mit Tränen in den Augen: „Deutschland, Deutschland über alles, und im Unglück nun erst recht."

Wer wollte es ihm verargen, daß er in dieser Hochspannung der ergriffenen Gefühle noch nicht in die Dürftigkeit seines kargen Lebens zurückkann. Zwei Stunden sitzt er mit den Kameraden in freudig erregten Debatten zusammen. Dann will er heim zu seiner Frau, die gleich nach Schluß der Versammlung nach Hause gegangen ist.

An einer Straßenecke wird er angepöbelt. Er wehrt sich. Mit zwanzigfacher Übermacht schlägt man ihn nieder. Das Gesicht wird ihm im Nu zu einem blutigen Ecce-Homo zerquetscht; das Nasenbein gebrochen, die Augen blutunterlaufen, die Lippen zerrissen, so wankt er langsam, von seinen Kameraden nunmehr endgültig abgedrängt, dem stillen Ufer zu. Dort hofft er, in der Dunkelheit der blutrünstigen Meute zu entkommen, vielleicht auch einen seiner Kameraden, die man wie ihn, gleich gehetztem Wild, einzeln durch die Straßen treibt, wieder zu treffen.

Durch die Regennacht stößt das Fauchen einer Autotaxe. Vollbesetzt mit rotem Blutgesindel. Hämisch grinst der Fahrer und gibt Vollgas. Unten am Ufer pürschen sie ihn auf, wie ein angeschossenes Wild. Dort lehnt ein bleicher Mann am Geländer, das Gesicht zu blutigem Brei zerquetscht. Los auf den Hund! Ein paar Schläge mit Eisenstangen auf den Kopf, daß er ganz bewußtlos wird, angepackt, übers Geländer mit der Kanaille, hinein in den Kanal! Ist er schon tot, oder stirbt er jetzt?

Man hört laute Hilferufe, während die Autotaxe davonrast. In den kalten, kalten Wellen geht ein Deutscher unter. Es ist nur ein Arbeiter. Was gilt das? Einer von den drei Millionen.

Morgens um sechs Uhr wird die Leiche geländet. In seiner Tasche findet man eine Mitgliedskarte und Propagandazettel der Partei. Sonst nichts. Kein Geld, keinen Dolch, keine Pistole. Nur Zettel, auf denen der Name Hitler steht. Der Beamte der Partei, der ihn zuerst im Schauhaus sieht, kennt ihn kaum wieder, so zerquetscht ist sein Gesicht.

Um vier Uhr nachts wacht seine Frau auf. Es ist ihr, als hörte sie ihren Mann „Mama, Mama!“ rufen. Das war die Stunde, in der er starb.

„Selbstmord! Unfall! Betrunken! Ertrunken!“ stammelt die Journaille.

Die Polizei faſelt von einem bedauerlichen Fehltritt am Ufer. Ein todwunder Menſch iſt über ein meterhohes Geländer gefallen. An der Spitze dieſer Polizei ſteht ein Mann jüdiſchen Volkstums. Der Tote iſt nur ein deutſcher Arbeiter.

Die Mützen ab und die Fahnen in Trauer geſenkt! Aber nur einen Augenblick! Dann ſchnallt die Sturmriemen herunter und beginnt im Werk der Rache an den Vernichtern unſeres Volkes. Arbeiten, Kameraden, arbeiten!

Auch dieſer Tote hat ein Recht zu fordern.

26. November 1928.

Nur ein deutſcher Arbeiter

In einer Nacht wird ein deutſcher Arbeiter auf dem Nachhauſewege aus einer politiſchen Verſammlung von rotem Straßenmob überfallen und blutig geſchlagen. Man zertrümmert ihm mit einem Pflaſterſtein das Naſenbein, haut ihm die Stirne auseinander und treibt ihn dann wie ein angeſchoſſenes Wild durch die menſchenleeren Straßen der ſchlafenden Großſtadt. Er wird wieder eingeholt, wieder, obſchon bereits ſchwer verwundet und kaum noch am Leben, zu Boden geſchlagen, harte Arbeitsſtiefel trampeln auf ſeinem wunden Geſicht herum und zerquetſchen es zu einem einzigen blutigen, ſchmutz- und lehmbedeckten Brei. Zeugen beobachten, wie hinter dem kraftlos Davonwankenden nach einiger Zeit eine Autodroſchke raſt, in der brutale Männer aufeinander hocken, vielleicht dieſelben, die ihn zuerſt ohne Grund mißhandelten und dann beim zweiten Überfall auf den Tod verletzten. Am Lützowufer des Landwehrkanals muß auf der gegenüberliegenden Seite ein auf Poſten ſtehender Reichswehrſoldat zuſehen, wie ein dunkles Etwas von einigen nicht erkennbaren Perſonen in den Kanal geworfen wird. Er glaubt, es ſei eine Hundeleiche, hört aber dann vom Waſſer her ein, zwei Hilferufe und alarmiert die Wache. Eine Putzfrau, die in dieſer Stunde zu ihrer gewohnten Arbeit geht, verſichert auf das beſtimmteſte, daß ſie die Gruppe von Männern ganz aus der Nähe geſehen hat, von der ein lebloſer Gegenſtand ins Waſſer geworfen wurde. Ein Portier ſagt unter ſeinem Eid aus, daß der Schwerverletzte gegen ſeine Haustür getaumelt und dann auf die andere Straßenſeite gegangen ſei, und daß dann in ſein Blickfeld eine Menſchengruppe kam, die zu

beobachten er keine Gelegenheit mehr hatte, da zwischen ihn und sie sich eine Reihe von Fuhrwerken und Autodroschken hineinschob.

Am andern Morgen findet man den Leichnam des Arbeiters am Kanalrand angeschwemmt. Der Kopf weist die schwersten Verletzungen auf. Das Nasenbein ist zertrümmert, die Nase hängt nur noch lose an einem Fetzen Haut, die Stirne ist weit aufgerissen und die Schädeldecke eingeschlagen.

Das nennt man Mord!

In diesem Falle aber ist alles anders. Der Mann, den die mitleidigen Wellen ans Ufer tragen, ist ein Arbeiter, und er hat in seinem dürftigen Leben dazu noch den anderen Fehler gehabt, daß er deutsch war, daß er aus dieser für ihn selbstverständlichen Gesinnung kein Hehl machte und deshalb politisch unterm Hakenkreuz marschierte.

Und nun kommt das Unglaubliche: Die Partei nimmt sich der Sache des Ermordeten an. Auf ihre Anfrage beim zuständigen Polizeidezernat, ob auf die Ergreifung der Mörder eine Belohnung ausgesetzt sei, wird ihr zur Antwort, daß man das nicht könne, da der Tote nicht ermordet worden, sondern einem Unglücksfall zum Opfer gefallen sei. Die Polizei nimmt also hier das Ergebnis einer Sache vorweg, die zu untersuchen ihre Aufgabe ist. Die Partei entschließt sich, von sich aus eine Belohnung von tausend Mark auszusetzen. Die Parteizentrale in München erhöht diese Summe auf zweitausend Mark. Die Polizei verbietet die öffentliche Plakatierung der Belohnung. Sie beauftragt mit der Untersuchung des Mordfalles einen Kriminalbeamten, dessen bisherige jahrelang geübte Tätigkeit darin bestand, die Bewegung, der der Tote angehörte, zu bespitzeln und zu denunzieren. Es stellt sich heraus, daß bei der Untersuchung der Leiche nach ihrer Ländung kein Arzt zugegen war, daß sie von einem Kriminalbeamten vorgenommen wurde, der auch nicht die blasseste Ahnung von medizinischen Dingen hatte, und dem gleich bei den ersten Feststellungen so große Fehler unterliefen, daß man sich unter dem Druck der Öffentlichkeit gezwungen sah, von Polizeiseite aus einen Sachverständigen mit der Untersuchung zu beauftragen. Dieser Sachverständige ist ein Jude. Er stellt das fest, was festgestellt werden muß, und was das Polizeipräsidium festgestellt haben will.

Der ermordete Arbeiter wird beerdigt. Das Polizeipräsidium, an dessen Spitze ein Jude steht, verbietet seinen Kameraden, dem Toten die letzte Ehre zu geben. Dem Leichenwagen folgen nur die drei

nächſten Anverwandten des Ermordeten, und gleich dahinter fährt ein offenes Auto, in dem mit verſchränkten Armen der Jude Dr. Bernhard Weiß, Polizeivizepräſident von Berlin, ſitzt.

Die Partei bombardiert die Öffentlichkeit. Nichts geſchieht! Das Polizeipräſidium ſchickt an die Preſſe erlogene Berichte und erfundene, von dreiſten Verdrehungen ſtrotzende Dementis. Aus einem nichtigen Anlaß bricht eines Tage eine Horde von Kriminalbeamten in die Räume der nationalſozialiſtiſchen Abgeordneten. Man verſucht, das privat geſammelte Material in dieſem Mordfall aufzuſtöbern und verhaftet den mit den Recherchen beauftragten Beamten der Partei, um ihn aus nichtigſtem Anlaß auf vier Monate einzuſperren. Damit iſt die letzte Spur, die zur Aufdeckung des Verbrechens führen konnte, endgültig verwiſcht.

Am Mittwoch ſtanden die Mörder und ihre Helfershelfer vor Gericht. Sie erhielten wegen Körperverletzung vier, drei, zwei und einen Monat Gefängnis, allen wurde Bewährungsfriſt zugebilligt gegen eine Buße von fünfzig bzw. hundert Mark, zahlbar in Monatsraten von zehn Mark.

Kameraden, merkt es euch! Fünfzig und hundert Mark, zahlbar in Monatsraten zu zehn Mark. Soviel ſind wir wert, wenn man uns bei Nacht und Dunkel niederſchlägt wie tollgewordene Hunde.

Wir proteſtieren nicht!

Wir heben die Hände und ſchwören: wir werden euch das nie vergeſſen!

Auf den Tag des Gerichts! 24. Juni 1929

Einſatz des Lebens

Die Größe eines Zieles ſteht immer in direktem Verhältnis zu der Größe deſſen, was man dafür einzuſetzen bereit iſt. Je höher das Gewollte, deſto höher das, was man dafür wagen muß. Das Letzte kann immer nur durch Einſatz von Leben gewonnen werden.

Darin unterſcheidet ſich eine revolutionäre Bewegung beſtimmend von einer bloßen parlamentariſchen Partei: der Parlamentarier erſtrebt nur Mitbeteiligung am Syſtem und wagt dabei höchſtens den Ruf und die Konſequenz ſeiner Partei. Der Revolutionär will alles oder nichts. Er will nicht Mitbeteiligung, ſondern die abſolute Macht und das alleinige Beſtimmungsrecht. Er glaubt nicht, daß er

auch recht hat, ſondern er iſt unerſchütterlich von der Erkenntnis durchdrungen, daß er und er allein recht hat. Er will nicht ſeinen Ideen auch Geltung verſchaffen, er will ſie zum allein ausſchlaggebenden Prinzip des ſtaatlichen Lebens machen. Und dafür wagt er den höchſten Preis, den Menſchen überhaupt auf dieſer Erde in die Waagſchale der Entſcheidung hineinwerfen können: er ſetzt dafür ſein Leben ein.

Der Einſatz an Leben iſt auch der einzige und untrügliche Wertmeſſer für die Ehrlichkeit einer revolutionären Geſinnung und für die Wahrhaftigkeit ihrer Träger. Das eigene Leben einſetzen, dazu iſt auch der heldiſch geſonnene Mann nur dann bereit, wenn er an die Größe des geſteckten Ziels glaubt und von der Notwendigkeit ſeiner Durchfechtung blind überzeugt iſt. Es iſt nicht wahr, daß der Mann überhaupt und ohne Grund willig ſein Leben läßt. Niemand ſtirbt gern, auch nicht der Held. Die Phraſe vom ſüßen Tod für eine Sache, die wollen wir den bürgerlichen Barden überlaſſen. Der Tod iſt immer bitter, und man nimmt ihn nur dann getroſt und ohne Widerſpruch auf ſich, wenn man für ein Ziel ſterben geht, für das es ſich lohnt, ein Leben hinzugeben.

Ideen und Staaten exiſtieren nur aus der Todesbereitſchaft ihrer Träger. Ein Syſtem, deſſen Repräſentanten nicht mehr bereit ſind, auf ſeinen Stufen fechtend zu ſterben, iſt dem Untergang geweiht. Der Repräſentant kann niemals eigene Bereitſchaft zum Einſatz an Leben erſetzen durch eine bezahlte Todesbereitſchaft gemieteter Bravos. Wer eine Sache verantwortlich trägt, der hat ihr ſein eigenes Leben voranzuſtellen. Nur dann wird ſie von Beſtand ſein, wenn ihre Repräſentanten jederzeit bereit ſind, dafür mit ihrem Leben ſich einzuſetzen.

Die wilhelminiſche Monarchie ging nicht deshalb zugrunde, weil ſie als Idee alt und überlebt war — die Republik von heute iſt weder jünger noch zugkräftiger als das Syſtem war, das 1918 von ihr abgelöſt wurde. Die Monarchie ſtürzte, als ſich niemand mehr fand, der für ſie zu fechten und, wenn's not tat, auch zu ſterben bereit war. Wilhelm II. verlor nicht deshalb ſeinen Thron, weil dieſer Thron im 20. Jahrhundert nur noch ein Anachronismus war; das war er nicht mehr und vielleicht weniger als die Weimarer Republik. Er ging des Letzten verluſtig, weil er nicht mehr das Letzte dafür einſetzen wollte. Die Krone des deutſchen Kaiſertums rollte in den

Staub, weil ihr jüngſter Träger nicht mehr nach dem Geſetz, nach dem ſeine Ahnen die Krone eroberten, die Krone auch zu verteidigen entſchloſſen war. Das Letzte fordert auch Anwendung der letzten Mittel. Jeder große Mann iſt im entſcheidenden Augenblick auch immer ein kühner Haſardeur. Ob die Geſchichte ihn berufen hat, darüber entſcheidet nur der Erfolg. Wer nichts wagt, der gewinnt auch nichts. Darin hat die Politik Ähnlichkeit aufzuweiſen mit dem Glücksſpiel. Wer viel ſetzt, kann viel verlieren, aber auch viel gewinnen. Zwar ſichert der Einſatz an ſich noch nicht den Gewinn. Hinzukommen muß noch eine gute Portion Glück. Die hat man, oder die hat man nicht. Aber das Glück iſt immer bei dem, der das Glück verſucht. Es liegt der tiefe Sinn aller menſchlichen Größe und jedes irdiſchen Erfolges in dem ſo oft trivialiſierten Wort: „Und ſetzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen ſein!"

Als Cäſar den Rubikon überſchritt, als Friedrich in Schleſien einbrach, als Bismarck Öſterreich den Krieg erklärte, als Muſſolini nach Rom marſchierte, hat jeder von ihnen alles gewagt, um alles zu gewinnen. Sie ſetzten Kopf und Kragen an die Durchfechtung ihres Zieles, und die Geſchichte ſegnete ſie.

Ein Syſtem, deſſen Repräſentanten nicht mehr bereit ſind, auf ſeinen Stufen fechtend zu ſterben, iſt dem Untergang geweiht. Es wird dann fallen, wenn ſich ihm eine Idee entgegenſtellt, die, weil ſie größer, hinreißender und lebendiger iſt, ihre Träger in Todbereitſchaft zu Kampf und Durchbruch beſtimmt.

Das Programm des Nationalſozialismus ſchließt mit den Worten: „Die Führer der Partei verſprechen, wenn nötig unter Einſatz des eigenen Lebens für die Durchführung der vorſtehenden Punkte rückſichtslos einzutreten." 19. Auguſt 1929.

Helden!

Nachts klingelt das Telephon. Ich fahre auf aus halbem Schlaf und greife faſt mechaniſch nach dem Hörer. Anruf von irgendeiner Stelle aus der Stadt, aus einer Privatwohnung, einer Fernſprechzelle, einem Café oder einer Kneipe. „Wir hatten ſoeben einen ſchweren Überfall von Rotfront abzuwehren. Drei SA.-Leute ſind bedenklich verwundet. Einer Lungenſtich, einer Bauchſchuß." Das Geſpräch geht im Telegrammſtil vor ſich, in Sekunden iſt die ganze Situation um-

riſſen; Anordnungen, Ratſchläge, Verhaltungsmaßregeln, dann legt man reſigniert den Hörer wieder auf die Gabel. Für diesmal iſt es aus mit der Nachtruhe.

Ich komme an einem Abend noch ſpät auf die Geſchäftsſtelle. Unten am Wilhelmplatz herrſcht eine nervöſe Unruhe; ein halbwüchſiger Burſche ſtürmt im Laufſchritt an mir vorbei, hinter ihm her zwei, drei ſtämmige Kerle, die ſich wie ſelbſtverſtändlich neben mir aufbauen. SA.-Leute! Ich erkenne ſie gleich an Geſicht und Gruß. Sie haben ſoeben im Charlottenburger Kommuniſtenviertel einen Kameraden herausgepaukt. Er war durch eine rote Niedertracht in arge Bedrängnis geraten. Oben ſitzt er in der Küche, wo ihm ſeine Kameraden bis zur Ankunft des Arztes die Wunden auswaſchen. Fünf Kopfſtiche! Rotes Blut rieſelt ihm in dicken Streifen den Nacken herunter. Das braune Hemd iſt heruntergeklappt, es iſt ſteif von Blut. Der Verletzte iſt ein kleiner Arbeiter aus Siemensſtadt. Er wehrt dankbar und beſcheiden alle Hilfe und Sorge ſeiner Kameraden ab. Es iſt nicht allzu große Mühe dabei. Man macht hier nicht viel Worte darum, es ſind alles Arbeiter, die um ihn herumſtehen. Sie marſchieren zum Teil ſchon ſeit drei Jahren in unſeren Reihen mit, ſind ſtark und zäh geworden im Kampf um ein deutſches Berlin. Blut iſt hier ſchon zur Alltäglichkeit geworden. Jeder von ihnen trägt ſeine Narben. Sie denken wohl, das muß ſo ſein.

Manchmal an einem Sonnabend- oder Sonntagnachmittag ſtiehlt man ſich ein paar Stunden ab und fährt in die Krankenhäuſer. Da gibt es dann aufleuchtende Augen. Im Norbert-Krankenhaus liegt einer mit ſchwerem Kopfſchuß. Er iſt noch nicht lange bei uns. Aber jetzt gilt er unter ſeinen Kameraden als Vollbürger. Um ſein Bett herum ſtehen ſeine junge Frau und ein halbes Dutzend SA.-Leute. Sie haben ihm Blumen gebracht und Obſt. Es herrſcht hier ein Ton herber Männerkameradſchaft. Man ſagt nur du, aber nicht gemacht und ohne peinlichen Unterton. Sie ſind alle Brüder wie die Soldaten im Kriege. Ich freue mich immer, wenn ich in einem ſolchen Kreiſe zu Hauſe bin und mitreden kann. Der SA.-Mann iſt die immer ſich erneuernde Kraft der Bewegung. Nur wer mitten in dieſem männlichen Bunde ſteht, bleibt lebendig in der Idee.

Als ich mich verabſchiede, winkt mich der Schwerverletzte beiſeite: „Sie fahren doch ſicher nächſten Sonntag nach Neukölln zum Aufmarſch. Ich kann noch nicht mitmachen. Aber der Arzt wird mir er-

lauben, aufzuſtehen. Würden Sie mich im Wagen mitnehmen?" Das klingt ganz echt, und es iſt in dieſen leiſen Worten, als zittere darunter ein heller, ſchmetternder Fanfarenton.

In Schöneberg beſuche ich einen, dem die rote Meute den Arm dreimal durchſtochen hat. Er iſt ſchon wieder wohlauf. Die ganze Familie iſt nationalſozialiſtiſch, die Mutter, drei Söhne; einer Arbeiter, einer Lehrling und einer Straßenbahnſchaffner. Söldlinge des Kapitals! ſagen die dicken Juden der „Roten Fahne".

Im Krankenhaus am Friedrichshain. Dort liegt einer mit ſchwerem Bauchſchuß. Sechs Tage ſchwebte er in Lebensgefahr. Nun iſt die Kriſe überwunden. Wir ſuchen lange nach ihm in einem großen Krankenſaal und finden ihn mitten in einer Gruppe von Kameraden. Es iſt Sonnabendnachmittag. Sie kommen eben von der Arbeit. Sie haben ihm von ihren kargen Groſchen Blumen gekauft. Eſſen darf er noch nichts. Männer ſchenken einem todwunden Kameraden Blumen. Das ſind keine Bürgerſöhne. Lauter Arbeiter, hart, ſtreng, mit dicken Fäuſten und mit Kinderherzen. Der Kampf um ein Ideal macht nicht roh, ſondern gütig.

Seine Mutter ſteht dabei. Eine Arbeiterfrau aus dem Volke. Sie erzählt von der furchtbaren Nacht, da man ſie an das Bett ihres todwunden Sohnes holte. Die Mütter tragen doch immer am ſchwerſten.

Was er ſich wünſcht? Bücher! Programmatiſche Schriften der Bewegung. Der da liegt, mitten unter ſeinen Kameraden, umgeben von beſcheidenen Aſternſträußen, iſt kein Student, kein Bürgersſohn, er iſt ein einfacher Arbeiter. Einer, der einem nie auffallen würde in Reih und Glied, ſchöſſe ihm nicht eine rote Kanaille in den Leib.

So ſind ſie! Nicht alle! Aber viele, viele! Hunderte und Tauſende! Helden des Mutes und der Hingabe. Sie haben nichts mehr zu verlieren als das bißchen Leben. Aber ſie ſetzen es verbiſſen und trotzig ein.

Was tun wir alle dieſen tapferen Soldaten gegenüber?

Wir wollen es uns fragen jeden Tag und jede Stunde.

Und arbeiten! Arbeiten! 20. Oktober 1929.

Draußen, faſt vor der Stadt. Ein Wagen würgt ſich durch die abendlich belebten Straßen der Aſphaltwüſte. Schmutz und Kot ſpritzt bis an die Spitze herauf. Langſam geht es durch die City, und dann gewinnt er freie Fahrt. Grau und kalt rieſelt ein feiner Regen vom ſternenloſen Himmel herunter.

Wedding! Der rote Proletariervorort von Berlin. Pharus-Säle! Draußen ſtehen ſchwarze Menſchenmauern. Johlen, Pfeifen, Geſchrei und Drohungen. Ein SA.-Mann meldet: „Der Saal iſt polizeilich geſperrt.“ Herein!

Qualm, Gejohle, es riecht nach Bier und Fuſel. Reden? Phantaſtiſcher Verſuch. Es dauert keine fünf Minuten, da hallt der Saal wider vom Gekrach zerſplitternder Stuhlbeine, von niederklatſchenden Gläſern und Flaſchen: ein wüſtes Tohuwabohu. In ſechs Minuten iſt der rote Mob hinausgefegt. Die Verſammlung nimmt ihren Fortgang.

Auf der Bühne liegen ſechs Schwerverletzte. In Abſtänden von zehn Minuten werden ſie auf ſchwankenden Bahren hinausgetragen. Kleine beſcheidene Menſchen: Arbeiter, Soldaten der deutſchen Revolution.

Hier entſtand das Wort vom „Unbekannten SA.-Mann“.

✠

Vor einem Vorort-Bahnhof ſtehen Menſchen in loſen Gruppen zuſammen. Oben auf dem Bahnſteig rollt ein Zug ein. Man hört Singen und Rufen. Signale ertönen. Plötzlich ein Schuß. Ein zweiter. Und nun trommelt aus den Revolvern eine wahre Kanonade. Unten ſtürzt einer durch die Sperre mit blutendem Kopf. „Wir ſind überfallen“, und bricht ohnmächtig zuſammen.

Dann trägt man ſie heraus. Verwundete, Verwundete! Einer Bauchſchuß, einer Kopfſchuß. Als die roten Wegelagerer, von Polizei eskortiert, den Bahnhof verlaſſen, da iſt die Menge kaum noch zu halten.

Lichterfelde-Oſt! Hier entſtand das Wort: „Denkt an uns! SA. Berlin!“

✠

An den Plakatſäulen ſtehen die Maſſen geſtaut. Erregte Dispute, für und wider. Manch einer geht nachdenklich weiter. Wer weiß,

ſchon viele fingen klein an und endeten groß. Warum verbietet man ihnen das Reden? Iſt es nur Verachtung oder auch etwas Angſt?

Von den Plakaten ſchreien die ſtummen Buchſtaben: „Heil Kaiſer dir!" Ein paar wenige Sätze, aber die Leute bleiben ſtehen, leſen, immer wieder, ſchütteln die Köpfe und gehen. Andere kommen. Und gehen und machen anderen Platz. Zum erſten Male in Berlin ein Name: „Parker Gilbert, der Kaiſer der Republik." Was iſt Wahrheit, was iſt Lüge?

Abends ſtauen ſich die Maſſen in zwei großen Sälen. Glücklich, wer einen Platz erwiſchte. Draußen ſtehen mehr, als drinnen ſitzen. Um Mitternacht bewegt ſich ein ſchwarzer Zug durch die ſtillen, dunklen Straßen. Haß auf den Lippen, Rache in den Fäuſten. So marſchierten tauſend und tauſend. Der Poſten am Polizeipräſidium macht ein erſtauntes Geſicht. Es bleibt ihm wenig Zeit dazu. „Du willſt wohl ‚Bernhard' beſchützen!" Schon flutet die Menge über ihn hinweg. Dunkel, drohend und formlos ſteht ſie vor dieſem ſteinernen Kaſten. Da ein Pfiff, ein Ruf und ohne Kommando ein vieltauſendſtimmiger Ausbruch von Haß und Empörung!

Hier entſtand das Wort: „Das Banner ſteht!"

✠

Trotz Verbot nicht tot! Sie mußten's erfahren und nahmen zurück, was ſeine ſcharfe Spitze gegen ſie ſelbſt zu richten begann. Und wie nach einem Dammbruch ergoß ſich der Strom einer neuen deutſchen Bewußtheit in die Großſtadt. Der Aufbruch begann.

Tauſende legten Bekenntnis ab. Es war eine hinreißende Willensgeſtaltung, ungemacht und echt. Quellend aus den tiefſten Brunnen deutſcher Volksſeele.

In der Nacht ſchlugen ſie ihn tot und warfen ſeinen noch blutenden Leichnam in den Kanal. Am anderen Morgen trugen ihn die mitleidigen Wellen ans Land.

Wir ſtanden an ſeinem Grab. Wie Diebe und Räuber mußten wir uns zuſammenſchleichen, um ihm die letzte Ehre zu geben. Einer trat an die offene Gruft, die Fahne umklammert von zitternder Fauſt, und ſchrie ſeinen Zorn und ſeinen Vergeltungswillen dem toten Kameraden in ſeine dunkle, kalte, enge Wohnung nach. Dann gingen wir alle ſchweigend heim.

Hier entſtand das Wort:

„Er war unſer Kamerad. Wir vergeſſen nichts!“

Irgendwo liegt einer von ihnen im Siechtum: ſie ſchlugen ihm in den Pharusſälen den Schädel auf. Er verlor die Beſinnung und bald den Verſtand. Gute Hände umhegen und umpflegen ihn. Er kann nicht mehr gehen und kaum noch reden. Hört er eine bekannte Stimme, dann geiſtert über ſeine verfallenen Züge ein irres Lächeln, als erinnerte er ſich dumpf und dunkel: „Auch ich war einmal dabei.“ Verläßt einen die Kraft und will der Wille kapitulieren, dann geht man zum ſiechen Kameraden, gibt ihm die Hand und lernt wieder haſſen.

Die andern marſchieren, marſchieren. Hinter klingendem Spiel und dröhnendem Trommelwirbel tragen ſie ihre roten Fahnen der Freiheit, die Hand am Gurt, den Kopf hochgereckt, aufrecht und tapfer. So tun ſie ihre Pflicht. Einem Geſetz gehorchend, das ihnen das ewige Blut vorſchreibt. Soldaten des Aufbruchs. Wacker leben ſie, tapfer ſtreiten ſie, und, wenn es ſein muß, gehen ſie lachend in den Tod.

Einmal im Jahr kommt der Tag, da denken ſie der toten Kameraden. Dann binden ſie Trauerbänder um die leuchtenden Fahnen und legen grüne Kränze des Glaubens und der Hoffnung auf die einſamen Gräber. Sie nehmen die Mützen ab und heben die Hand zum Schwur. Sie ſagen es nicht, was ſie ſchwören, aber alle wiſſen ſie es.

Und dann ſchmettern die Trompeten, und im gleichen Schritt und Tritt marſchieren ſie wieder ins Leben hinein. Ins große, leuchtende Leben. In jenes Leben, das ſie meiſtern und gewinnen wollen, indem ſie es einſetzen.

SA. marſchiert!

Fahne hoch! 10. November 1929.

Die Fahne hoch!

An einem ſpäten Abend: der ſeltene Genuß der ungeſtörten Lektüre eines guten Buches. Voll Beſeligung atmet man Frieden und Entſpanntheit in ſich hinein. Da klingelt mitten in der Stille das Telephon. Voll banger Ahnung nimmt man den Hörer von der Gabel. Es iſt furchtbarer, als man erwarten konnte: „Horſt Weſſel iſt ſoeben niedergeſchoſſen worden.“ Zitternd vor innerem Grauen die

bange Frage: „Tot?“ „Nein, aber wohl hoffnungslos!“ Nun werden die Wände eng, und die Decke droht niederzuſtürzen. Aber dann bäumt ſich alles auf gegen das Unfaßbare. Das kann nicht ſein!

✠

Ein paar Tage ſpäter. Ich trete in dieſes ſchmale Krankenzimmer zu ebener Erde und ſchrecke zurück vor dieſem unerträglichen Anblick. Wie hat die Kugel in dem feinen Kopf dieſes heldenhaften Jungen gewütet. Sein Geſicht iſt entſtellt. Ich kenne ihn kaum wieder. Er aber iſt eitel Freude und Glück. Seine hellen, klaren Augen leuchten auf; wir können nicht viel reden. Der Arzt hat ihm jede Aufregung verboten. Er ſagt nur immer wieder die paar Worte: „Ich freue mich.“ Er brauchte das gar nicht zu ſagen. Denn man ſieht es ihm gleich an. Unter Blut und Wunden ein junges, leuchtendes Lächeln. Er glaubt noch.

✠

Ich ſaß dann einen Sonntagnachmittag an ſeinem Bett, als der Schwarm der Beſucher ſich verlaufen hatte und die weiche Dämmerung langſam durch die hohen Fenſter kam. Man durfte wieder hoffen. Es ging aufwärts; das Fieber war geſunken, die Wunden heilten. Er ſaß halb aufrecht und erzählte. Wovon? Dumme Frage! Von uns, von der Bewegung, von ſeinen Kameraden. Sie waren am Nachmittag draußen vor der Tür geſtanden und dann einer nach dem anderen vorbeigegangen, mit erhobenem Arm, um ihren jungen Sturmführer einen Augenblick zu ſehen und zu grüßen. „Ohne das wäre es nicht zu ertragen!“

Ich ſchaue auf ſeine Hände, die nun ganz ſchmal und weiß geworden ſind. Mitten in dieſem hageren Geſicht ſteht ſcharf und gebieteriſch die Naſe, darüber funkeln zwei helle Augen. Schon im Fieber? Er kann nichts eſſen; ſeine Kräfte nehmen zuſehends ab, aber der Geiſt iſt friſch und regſam. Leſen darf er nicht. Nur erzählen, erzählen. Es fällt ſchwer, dem mahnenden Wink der Schweſter Folge zu leiſten. Werde ich ihn noch einmal ſehen? Wer weiß! Wenn keine Blutvergiftung hinzukommt, wird alles gut gehen.

Draußen im Garten ſteht eine einſame Mutter. Ihr Blick iſt eine einzige große Frage. „Wird er's ſchaffen?“ Was ſoll man anders ſagen als ja. Man redet es ſich ſelbſt und anderen ein.

Die Blutvergiftung kam. Am Donnerstag iſt man ſich klar, daß nur noch geringe Hoffnung beſteht. Er möchte mich ſprechen.

Auf einen Augenblick erlaubt es der Arzt. Wie ſchwer geht der Schritt über dieſe ſchmale Schwelle, vor der ſchon der Tod Wache hält! Er weiß noch nichts vom Ernſt ſeines Zuſtandes. Aber als ahnte er dumpf, daß es das letztemal ſei: „Gehen Sie nicht weg!“ bettelt er. Und die Schweſter gibt nach; es beruhigt ihn. „Sie dürfen nicht den Mut verlieren. Das Fieber geht auf und ab. Auch die Bewegung lag zwei Jahre im Fieber, und trotzdem iſt ſie heute ſtark und geſund.“ Das tröſtet ihn. „Wiederkommen!“ flehen ſeine Augen, ſeine Hände, ſeine heißen, trockenen Lippen, als ich ſchweren Herzens gehen muß. Eine dumpfe Ahnung ſagt mir, daß es ein Abſchied für immer iſt.

卐

Sonnabend früh. Sein Zuſtand iſt hoffnungslos. Der Arzt geſtattet keinen Beſuch mehr. Der Todwunde raſt in Fieberphantaſien. Er erkennt ſchon ſeine eigene Mutter nicht mehr.

卐

Sonntag früh um halb ſieben Uhr gibt er nach ſchwerem Kampf ſeinen Geiſt auf. Als ich nach zwei Stunden an ſeinem Totenbett ſtehe, kann ich gar nicht glauben, daß das Horſt Weſſel iſt. Sein Geſicht iſt wachsgelb, die Wunden ſind noch verdeckt mit weißem Verband. Schwarz ſtehen auf dem ſchmalen Kinn die Stoppeln. Die Augen ſind halb offen und ſtarren gläſern ins Leere: in die Unendlichkeit, die noch vor uns allen droht. Mitten unter Blumen, weißen, roten Tulpen und Veilchen, liegen ſchmal und kalt die müden Hände.

Horſt Weſſel iſt hinübergegangen. Nach Kampf und Streit liegt hier ſtumm und regungslos das, was ſterblich an ihm war. Aber, ich fühle es faſt körperlich ſicher, ſein Geiſt ſtieg auf, um mit uns allen weiterzuleben. Er hat es ſelbſt geglaubt und gewußt; er gab dem hinreißenden Ausdruck: er „marſchiert in unſeren Reihen mit!“

卐

Wenn ſpäter einmal in einem deutſchen Deutſchland Arbeiter und Studenten zuſammenmarſchieren, dann werden ſie ſein Lied ſingen, und er wird mitten unter ihnen ſein. Er ſchrieb es hin in einem Rauſch, in einer Eingebung, wie aus einem Guß, dieſes Lied, das aus dem Leben geboren ward und dazu, wieder Leben zu zeugen. Schon ſingen es landauf, landab die braunen Soldaten. In zehn Jahren werden es die Kinder in den Schulen, die Arbeiter in den

Fabriken, die Soldaten auf den Landstraßen singen. Sein Lied macht ihn unsterblich! So hat er gelebt, so ist er dahingegangen. Ein Wanderer zwischen zwei Welten; zwischen dem Gestern und dem Morgen, dem Gewesenen und dem Kommenden. Ein Soldat der deutschen Revolution! Wie er so manchmal, die Hand am Gurt, stolz und aufrecht, mit dem Lachen der Jugend auf den roten Lippen seinen Kameraden voranschritt, immer bereit, sein Leben einzusetzen, so wird er mitten unter uns bleiben.

Ich sehe im Geiste Kolonnen marschieren, endlos, endlos. Ein gedemütigtes Volk steht auf und setzt sich in Bewegung. Das erwachende Deutschland fordert sein Recht: Freiheit und Brot!

Hinter den Standarten marschiert er mit, in Schritt und Tritt. Vielleicht kennen ihn dann die Kameraden nicht mehr wieder. Viele gingen dahin, wo er jetzt ist. Neue kamen und kamen.

Er aber schreitet stumm und wissend mit. Die Banner wehen, die Trommeln dröhnen, die Pfeifen jubilieren; und aus Millionen Kehlen klingt es auf, das Lied der deutschen Revolution:

„Die Fahne hoch!"

27. Februar 1930.

Bis zur Neige

Eine deutsche Mutter hat ihn unter Schmerzen geboren. Sie zog ihn auf in Sorge und Not, und er war mit seinem Bruder ihr ein und alles. Keine Gedanken dachte sie, sie waren es. Sie waren ihre Augäpfel, ihre einzigen Besitztümer, die Kleinodien ihres Herzens. Der Vater starb früh, und dann stand sie mit ihren Kindern ganz allein und hatte nur e i n e n Wunsch: aus ihnen deutsche Männer zu machen.

Die Jahre kommen und gehen. Aus Kindern werden Jünglinge, und einer reift schon heran zum Mann. Noch ist sein Körper zart und kaum den harten Forderungen des Lebens gewachsen. Aber sein Geist, sein Wille reift über die junge Blüte hinaus, stößt vor ins Leben und will in seinen Stürmen aufrecht stehen. Die ganze furchtbare Gewalt einer Volkstragödie bricht mit revolutionärer Wucht über ihn herein. Wie sollte er sich ihr entziehen können, in deren Luft und Dichtigkeit er lebt und atmet!

Er geht als Prediger in die Wüſte, ſchreit ſeine Qual und Gewiſſensnot hinein in den ſtarrenden Unverſtand ſeines Volkes, das nicht mehr hören kann und nicht mehr ſehen will. Und erntet nur Haß als Dank, nur Verfolgung als Anerkennung, nur Schläge als Gegengabe. Seine vorwärtsſtürmende Jugend zerreibt ſich an der Wand des Mißtrauens, die ſich vor ihm auftut und ſeinem ſchickſalhaften Gang den Weg verſperrt. Man glaubt ihm nicht. Sie lachen ihn aus, verhöhnen ihn, ſpeien ihn an, wo er unter ſie tritt, und wenden ihm verachtungsvoll den Rücken. Er muß tragen, was ein vor ihm verſchuldetes Geſchlecht ſündigte und fehlte. Er weiß darum und nimmt es ſchweigend auf ſich.

Er iſt zum Letzten bereit. Still und ganz ohne Pathos legt er Band und Mütze zur Seite. Sie müſſen mir glauben! Verläßt Mutter und Elternhaus, ſtellt ſich mitten unter ſie, die ihn aushöhnen und anſpucken. Ich bin einer von euch! So ruft ſein ganzes Denken und Handeln. Draußen in einem Proletarierviertel, hoch oben in einer Manſardenſtube einer Mietskaſerne baut er ſich ein junges, ſchmales Daſein auf. Ein Chriſtusſozialiſt! Einer, der durch Taten ruft: „Kommt her zu mir, ich will euch erlöſen!“ Nur eine blühende Blume erinnert ihn manchmal noch an das, was er verließ.

Was treibt ihn? Ein Dämon, den er ſelbſt nicht verſteht. Ein Göttliches iſt wirkſam in ihm, das ihn ſo und nicht anders ſein und handeln läßt. Einer muß Beiſpiel werden und ſich ſelbſt zum Opfer bringen! Wohlan denn, ich bin bereit!

Er ſteht am Grabe des durch ein ſinnloſes Unglück dahingerafften jüngeren Bruders. Als die anderen ſich zu verlaufen beginnen, als die Muſik zu Ende iſt und die Gebete verſtummen. Zitternd ſteht da am offenen Grabe dieſer tapfere Junge, im Denken und Handeln ſchon ein reifer Mann, vergißt auf einen Augenblick, daß um ihn noch die Reihen der Kameraden ſind, denen er Führer, Vorbild, Zeichen der Kraft und der herben und tränenloſen Männlichkeit ſein ſoll. Und über ſeine Wangen rinnen zwei Ströme heißen Weinens.

Die Erſchütterung wirft ihn ins Fieber. In Phantaſien bricht alle niedergedrückte Hingabe auf. Er ſchreit nach Mutter und Freunden.

Aus Not und Qual ſchluchzt in ihm die Jugend. Das Kind, das verlaſſen und einſam geworden iſt.

In einer Rotte von Straßenarbeitern findet man ihn wieder. Dort ſteht er mitten unter dieſen Hünen der Arbeit, lang, ſchmal, aufgeſchoſſen und mit großen Augen und fleht: Glaubt an mich!

Sie haben es nicht gekonnt und nicht gewollt. Er mußte ſeinen Weg zu Ende gehen. An einem ſpäten Abend drangen ſie in ſeine hohe Manſarde und ſchoſſen ihm heimtückiſches Blei in ſeinen heißen Kopf. „Du Hund!" Das war der Dank. Das war die Anerkennung. Das war die Quittung unter einer Rechnung, auf der ein geopfertes Leben ſtand.

✠

Fünf Wochen lag er in Qualen und Todesnot. Wachte er aus dem Fieber auf, dann ſchrie es ſelbſt in die Einſamkeit ſeiner Sterbeſtunde hinein: „Zuhälter! Arbeiterfeind! Mörder!" Nicht der Mörder, der Ermordete war ſchuldig. Er klagte nicht. Er ſchaute nur mit großen fragenden Augen in dieſes ſinnloſe Rätſel hinein und duldete und rang, kämpfte einen ungleichen Kampf, den er verlieren mußte, weil er ihn verlieren ſollte: mit dem Tod. Und gab dann am Ende, müde und in quälender Pein, ſeinen Geiſt auf.

✠

Sie trugen ihn zu Grabe und mußten ſich zwingen laſſen, ſeine geliebte Fahne vom Sarge zu nehmen. Die er erlöſen wollte, warfen den Toten mit Steinen und ſchrieben ihm noch auf die Friedhofsmauer ihren ſchwelenden Haß und ihre entmenſchte Niedertracht zum letzten Gruß hin. Als ſein Sarg in die kühle Erde glitt, da grölten ſie draußen vor den Toren den wüſten Aufſchrei des Untermenſchen. Kameraden mußten ſein Grab bewachen, daß der Mob ſich nicht noch an dem Leichnam vergriffe.

✠

Er hat den Kelch der Schmerzen bis zur Neige ausgetrunken. Er ließ ihn nicht an ſich vorübergehen, er nahm ihn willig und voll Hingabe. Dies Leiden trinke ich meinem Vaterland!

Hebt ihn hoch, den Toten, und zeigt ihn allem Volk. Und ruft und ruft: Sehet, welch ein Menſch! Werdet nicht müde, auf ihn zu zeigen! Tragt ihn, wo ihr geht und ſteht, über euren Häuptern, und

fragt man euch, wer dieſer Tote ſei, dann gebt nur zur Antwort: Deutſchland!

Deutſchland hat gekämpft und gelitten, geduldet und gedarbt und iſt dann, geſchmäht und angeſpuckt, den ſchweren Tod geſtorben.

Es ſteht ein anderes Deutſchland auf. Ein junges, ein neues! Wir tragen es ſchon in uns und über uns. Der Tote, der mit uns iſt, hebt ſeine müde Hand und weiſt in die dämmernde Ferne:

über Gräber vorwärts! Am Ende liegt Deutſchland!

6. März 1930

Ein Toter ſpricht

Wo iſt das Reich, für das wir geſtorben ſind?

Am 3. Auguſt 1914 zogen wir aus. Arbeiter und Studenten, Proletarier und Bürger. Ein Volk in Waffen. Aus Grube und Werkſtatt, aus Hörſaal und Büro ſtrömten wir zu den Fahnen, die ſtolz über einem freien Vaterlande flatterten. Wir kämpften und opferten nicht um Aktien und Börſenwerte, wir ſahen ein Volk bedroht, dem auch wir angehörten durch unſeren Glauben. Vier Jahre ſtanden wir draußen in Schmutz und Hunger, ſtarrend vor Lehm und Blut. Nie hat ein Geſchlecht ſo Furchtbares zu ertragen gehabt wie wir. Aber auch niemals wurde ein ſo großes Schickſal verteidigt wie das, für das wir unſer heiliges Leben einſetzten. Neben uns fielen Freunde und Kameraden. Der Tod hielt furchtbare Ernte unter uns, aber wir verzagten nicht. Bei jedem Schuß, den wir ſchoſſen, bei jedem Schlag, den wir ſchlugen, bei jedem Schrei, den wir ſchrien, ſchoß und ſchlug und ſchrie ein großes Neues mit. Ein Neues, das wir ahnten und fühlten, aber noch nicht ſahen und erkannten: ein anderes Deutſchland! Das Vaterland war in Gefahr, innen und außen. Für das Vaterland waren wir das Letzte zu opfern bereit.

Es kam ein Tag, an dem alles zu Ende ging. Glaube, Hoffnung, Furcht und Gefahr. Nur die Not blieb, die graue Not. Sie marſchierte mit uns, als wir die Gewehre ſchulterten und den Zug der Verzweiflung antraten in eine Heimat, die wir bis zum Letzten verteidigt hatten und nun doch verlieren mußten. Draußen an den Fronten ließen wir unſere Toten, deren Gebeine in den Gräbern verblichen. Gott nur allein weiß, warum es ſo ſein mußte. Warum am

Ende von vier Jahren Opfertum das große Unglück kam. Die Läufe unſerer Gewehre wurden kalt. Wir ſchmückten ſie nicht mit Blumen, denn die anderen hatten geſiegt, und wir waren in die Knie gezwungen. Aber die Herzen blieben heiß, ſo heiß wie das rote Meer, das um uns gefloſſen war in den blutüberſtrömten Schlachten des großen Krieges.

Was hattet ihr aus der Heimat gemacht? Not und Jammer und Sünde und Schmach, wo wir Glück und Leben und Stärke und Ehre zurückließen, als wir auszogen, das Reich zu ſchützen.

Grau laſtete ein kalter Herbſt über Deutſchland. Kein Lachen klang uns entgegen. Dumpf ſtanden die Menſchen an den Straßen und grüßten uns kaum. Eine geſchlagene Armee kam betrogen in eine betrogene Heimat zurück.

Jahre ſteigen auf und ſteigen ab. Die kalten Gewehrläufe werden abgeliefert und eingeſtampft, aber die Herzen bleiben heiß und ſchlagen weiter. Wetter ziehen hoch, und Wetter ziehen ab. Aber kein Blitzſtrahl zuckt über den dunklen Himmel des Vaterlandes. Verzweiflung! Wo iſt die Kraft dieſes Volkes geblieben? Haben wir uns ausgeblutet in Polen und Flandern? Liegen denn alle Männer dieſes Reiches begraben?

Eine Fahne ſteigt hoch. Jung und alt. Siegreiche Farben in neuem Dreiklang. Der unbekannte Soldat faßt dieſe Fahne am Schaft und trägt ſie einem erwachenden Volk voran. Langſam ſtehen die alten Soldaten auf und ballen die Fäuſte, die vier Jahre heiße Gewehrläufe umklammerten.

Ein grauſamer Tag wieder. Die Fahne weht. Wohl dem, der zu ihr ſteht. Auf ihrem roten Tuch brennt ein Wort, das wir vergeſſen hatten: Ehre! Für die Ehre marſchierten wir noch einmal, die wir ſo oft vier Jahre durch dafür geblutet und geopfert hatten. O Deutſchland hoch in Ehren!

Eine Kugel traf mich mitten ins Herz. Kein Franzoſe zielte ſo ſicher wie der Bruder aus eigenem Volk. Gott nur allein weiß, warum es ſo ſein mußte.

Größer kann die Liebe nicht ſein, als wenn einer ſein Leben gibt für die Seinen. Denkt immer daran! Nicht für Vergänglichkeit ſtiegen wir hinauf zu den Toten, ſondern für das Unvergängliche, für Deutſchland!

Wir grüßen euch, die ihr auf unſerem Blute ſteht und fechtet. Der Himmel gibt einem Volk die Freiheit, wenn es die Freiheit verdient. Gott wird ein Einſehen haben, wenn ihr ſelbſt mit euch ein Einſehen habt.

Steht auf und fordert! Ihr habt das Recht, das wir für euch erwarben: das Recht der Toten an die Lebendigen.

Wenige, aber edle Geſchlechter gründen aufs neue das Reich.

Wir haben die Bahn gebrochen. Ihr ſollt ſie vollenden!

Die Toten marſchieren vorwärts, niemals zurück. Die Straßen frei!

Das junge Deutſchland iſt im Aufbruch! Hinter den Toten! Vorwärts!

5. November 1928.

Die Vorgeſtrigen

Obwohl ſie damals ſchon von geſtern waren, leben ſie heute noch: Spießer, Reaktionär und Literat.

Der Spießer: er war damals noch um einige Grade ſelbſtgerechter. Was waren denn ſchon die Nationalſozialiſten? Dieſe jungen, unreifen Leute werden uns doch nicht ſagen wollen, was Politik heißt?

Der Reaktionär: ihm war zu viel Rot in der Hakenkreuzfahne. Dahinter konnte nur verkappter Bolſchewismus ſtecken. Immerhin, revolutionäre Parolen ſchienen nicht ohne Erfolg zu bleiben. Alſo proklamierte der Stahlhelm im Herbſt 1928 ein ſchwarzweißrotes Volksbegehren. Er hatte ſchon einmal gerufen: Hinein in den Staat! Jetzt hoffte er auf eine bequeme Verfaſſungsänderung. Aber wie wollte er das ohne NSDAP. anfangen? Die Partei dachte nicht daran, mitzumachen.

Der Literat: er iſt immer zur Stelle, wenn eine Bewegung radikale Forderungen erhebt. Dann, glaubt er, warte ſie auf ihn, auf daß er ſeine wertvollen Gedanken zum beſten gebe. Die Praxis iſt nicht ſein Fall, auch nicht, den Kopf hinzuhalten. Lieber ſchlägt er ſein Wiſſen auf wie ein Pfau ſein ſchillerndes Rad. Wo bei anderen die Tat beginnt, fängt bei ihm die Eitelkeit an.

Die Kommuniſten haben ſich mit Literaten verſeucht. In der NSDAP. haben ſie ſich nie lange wohlfühlen können, denn die Partei hatte nichts für Worte übrig, wenn dahinter kein Charakter ſtand.

Der Spießer

Fünf Minuten Edelquatsch

„Die Frage ist nämlich die: was macht England? Und nebenbei sind wir ja auch noch da. So leicht kann man uns doch nicht. Wir werden die Sache schon machen. Nur festbleiben, das ist der springende Pol. Bei Amerika haben wir einen Stein im Kreuz, und dann nicht zu vergessen, der Stresemann! Noch zwei Jahre, dann sind wir auf dem Berge. Es geht langsam, aber sicher wieder vorwärts. Das ist es ja: den Fehler hat Bismarck gemacht, daß er, statt mit Amerika zu gehen, Schutzzölle einführte. Hätte er ökonomisch gehandelt, dann wäre alles anders gekommen. Wir hätten die Marneschlacht nicht verloren und den Krieg gewonnen. Überhaupt der Krieg: es hat an der Artillerie gelegen. Mein Vetter war Ordonnanz im großen Hauptquartier. Was der Sachen erzählt! Den müßten Sie mal hören. Der Ludendorff soll schön stillschweigen; da auf Verdun loszurennen ohne Reserven. Den U-Boot-Krieg hätte er ansetzen müssen. Aber so sind wir Deutschen ja, bei uns kommt die Einsicht immer zu spät. Es fehlten damals Männer aus dem Volk. Die haben gefehlt. Dann wäre gar keine Revolution gekommen. Aber so! Das mußte ja schief gehen. Das konnte ja gar nicht ausbleiben. Und immer die Juden! Ich bin auch gegen die Juden. Aber mit dem ganzen Antisemitismus, das ist ja Quatsch! Die Hakenkreuzler haben gut reden. Besser machen! Die ändern auch nichts daran. Und dann immer dieser Krach. Die Hauptsache ist, daß wir Kredite kriegen. Valuta! Was heißt Valuta? Wir brauchen überhaupt keine Valuta! Was wir brauchen, das sind Rohstoffe.

Und mit dem Kaiser. Ich bin auch monarchisch bis auf die Knochen. Aber was haben wir einen Kaiser nötig! Frankreich hat auch keinen Kaiser. Es geht auch so. Wir sollten nur still sein und abwarten. Die werden das da oben schon machen. Immer diese blöde Wählerei! Das untere Volk ist ja gar nicht reif zur Politik. Ich wähle überhaupt nicht mehr. Laß sie machen, was sie wollen. Wenn ich mein Essen und abends mein Glas Bier habe, dann bin ich vollständig zufrieden. Politik? Das ist ja alles Quatsch. Arbeiten müssen wir, sonst bekommen wir plötzlich eine neue Inflation, und dann sitzen wir wieder mitten im Dreck. Warum streiken die Leute? Glauben die vielleicht, das könnte uns helfen? Warum wird dagegen nicht eingeschritten?

Wofür haben wir eine Polizei? Da muß ein Ende gemacht werden. Wenn wir die ökonomiſche Grundlage nicht ſteigern, dann hat alles Reden keinen Zweck. Uns fehlen die Zölle. Da liegt die Frage. Entweder — oder ... In der Beziehung kenne ich keine Kompromittierung. Das Brot muß billiger werden. Sonſt haben wir in einem Jahr wieder Krieg. Ja, die Sache iſt nicht ſo einfach. Man darf das Kind nicht in den Brunnen werfen. Wenn die Maſſen keine Vernunft annehmen, dann wird aus Deutſchland nichts mehr. Politik allein macht es auch nicht. Steuern erhöhen kann jeder. Aber bezahlen, das müſſen wir. Und da frage ich Sie, wo ſind die zwei Milliarden geblieben? Auch futſch! Iſt das nun eine Inflation oder nicht? Wohnungen werden auch keine gebaut. Wer hat den Vorteil davon? Die Kommuniſten! Oder wir vielleicht?

Was uns noch retten kann, das iſt ein Muſſolini. In Deutſchland muß mit ſtarkem Beſen gehandelt werden. Sonſt läuft die Schweinerei nie zu Ende. Wenn jeder mitquatſchen darf, dann ſoll der Teufel die Wirtſchaft retten können. Frankreich, Italien und Belgien, das ſind unſere natürlichen Bundesgenoſſen! Warum fährt der Streſemann nach Dawes und unterſchreibt? Der ſollte man lieber die Steuern heruntersetzen. Aber für das Volk, da denken die nicht daran. Das iſt die Sache! Da kann auch der Hitler nichts dabei machen. Wenn der oben ſäße, dann würde es auch genau ſo bleiben wie jetzt. Wir ſind doch immer die Dummen. Und gibt man gute Ratſchläge, dann ſoll man die Schnauze halten. Die Karre in den Dreck fahren, das kann jeder. Aber für das Volk ſorgen, das iſt die Kunſt. Das beſte iſt, man hält ſich ganz draus.

Grand mit Vieren! Schneider angeſagt!

Proſt!"

12. November 1928.

Der politiſche Bürger

Es geht nicht um jenen Bürger, der morgens zur rechten Zeit aufſteht, in Krieg und Frieden ſchimpfend ſeine Zeitung lieſt, im Büro oder Laden etwas unluſtig ſeine Arbeit tut, abends ſeinen ewigen Dämmerſchoppen baut, ſonſt aber harmlos iſt und den lieben Gott einen guten Mann ſein läßt. Um jenen Bürger, der ſowohl als Einzelweſen wie in Maſſen ebenſo harmlos wie ungefährlich iſt und

ſich jederzeit bereit finden läßt, auf den Boden der Tatſachen zu hüpfen und heute das zu verbrennen, was er geſtern angebetet hat. Es geht vielmehr um jenen Typ des politiſchen Bürgers, der ſich mit unzulänglichen Mitteln, halben Charakterkräften, unvollſtändigem Wiſſen und erſtorbenem geſchichtlichem Inſtinkt in die Bezirke der ſtaatlichen Machtbildung hineindrängt, mitredet und mithandelt, Reſolutionen faßt und Taten verſäumt, lobt und verdammt, droht und kuſcht, erhaben tut und feige ſich drückt, wenn es darauf ankommt: es handelt ſich um den politiſchen Bürger.

Was iſt das für ein Lebeweſen? Er iſt der Vertreter und Repräſentant einer hiſtoriſchen Volksſchicht, die, innerlich bereits tot, nur noch aus den letzten Zuckungen früherer Lebendigkeiten ihr Scheindaſein friſtet. Er hat die Auseinanderſetzung um die zukünftigen Dinge ſo undurchſichtig und verwirrend gemacht, weil er aus Mangel an eigenen Ideen und Idealen Ideen und Ideale von neuaufbrechenden Willensbewegungen nimmt, ſie zerreißt, zerfetzt, durch falſchen Gebrauch abnutzt und dann hohnlachend zum alten Eiſen wirft. Der politiſche Bürger handelt nicht nur nicht — das wäre erträglich und für ihn empfehlenswert —, er hindert auch die Handelnden am Handeln. Er ſteht überall, wo er auftritt, im Wege, miſcht ſich ungerufen in die Auseinanderſetzungen werdender Jugend hinein, fängt ihre Parolen auf wie fliegende Bälle, entkleidet ſie ihrer zukunftbildenden Kraft und gibt ſie dann wie entwertete Münze an die Dummen weiter. Er hat den Nationalismus zum Schlagwort des Patriotismus degradiert und bietet ihn heute als Qualitätsware an. Er machte aus dem Sozialismus der Gerechtigkeit eine billige Lehre des Mitleids und der Sentimentalität und hält ſie nun auf dem Markte der Jugend ſchreieriſch feil. Er ſtiehlt unſere Paradoxe und macht ſie zu Trivialitäten.

Der politiſche Bürger iſt ein Hindernis auf dem Wege der Zukunft, und deshalb muß er überwunden werden. Je klarer und eindeutiger das ausgeſprochen wird und geſchieht, um ſo beſſer für uns. Der Gegenbeweis des guten Willens iſt auf die Dauer nicht ſtichhaltig, denn erſtens werden mit gutem Willen keine Völkerſchickſale gemeiſtert, und zweitens hat er den guten Willen meiſtens gar nicht, ſondern tut nur ſo, als hätte er ihn, damit man ihn ſchone.

Der politiſche Bürger ſchmeißt ſich an jede neue Machtbildung

heran, weil er aus ſich allein nichts vermag. Er benutzt jeden ausſichtsreichen Verſuch zur Zukunft als Krücke, um an ihr in die politiſche Arena hineinzuhumpeln. Aus eigenem kann er das nicht mehr, um ſo lieber nimmt er anderen die Kraft weg, um aus geſtohlenen Energien weiter ſeinen politiſchen Tod zu galvaniſieren.

Wir müſſen die Augen aufmachen, denn der politiſche Bürger geht um. Er, der Deutſchland tauſendmal verriet, verkaufte und verpfändete, iſt um den Lohn ſeines Betruges geprellt worden. Er ſucht breite Rücken, über denen er zur Macht kriechen kann. Er kleidet ſich in unſer Gewand, um uns um ſo beſſer übertölpeln zu können. Er ſagt, er wolle dasſelbe wie wir, um mit uns dasſelbe zu wollen, was er bisher mit allen vollbrachte, die ſich von ihm mißbrauchen ließen. Aber wir glauben ihm nicht. Wir haben ihm niemals getraut. Er geht wie ein ſanftes Schaf. Aber unter dem weißen Pelz ſteckt ein beißender, machthungriger Wolf.

Wer 1918 kampflos die Throne verließ, hat das Anrecht auf dieſe Throne verloren. Wer 1923 die deutſche Revolution niederknallte, mit dem kennt die werdende Jugend keine Verſöhnung. Wer 1924 zu Dawes ja ſagte, dem klopfen wir auf die Finger, wenn er gegen Dawes maulficht. Wer die Fememänner in den Kerkern der Republik verderben läßt, der hat von uns nicht Gnade, ſondern ein Gottesgericht zu gewärtigen.

Wir fühlen uns ſtark genug, allein zu gehen. Wenn der politiſche Bürger heute noch ſchneller läuft als wir, ſo iſt das wie bei Kind und Greis; auch der Greis iſt behender und flinker als das Kind, aber es dauert nicht lange, dann legt der Greis ſeine dürren Beine in eine hölzerne Kiſte, und dann beginnt das Kind erſt auf eigenen Füßen zu ſtehen.

Wir wollen nicht mit in dieſe Totenkiſte hinein. Wir wollen aus dem Untergang des politiſchen Bürgertums Kräfte zu zukünftigen Aufgaben finden.

Der politiſche Bürger muß ſterben, damit der politiſche Deutſche auferſtehe!

22. Oktober 1928.

Jetzt haben wir's. Nun kommt's aber knüppeldick. Die Exzellenzen ſchlagen auf den Tiſch der Republik, und Graf Weſtarp fängt an, Fraktur zu reden. Das iſt ein Tönchen! Den Damen im Kränzchen läuft es eiskalt den Rücken herunter, wenn ſie nachmittags beim Kaffee die ſchwungvollen Reden dieſer nationalen Herkuleſſe leſen. Nun aber wird der Augiasſtall ausgemiſtet. Lange genug haben wir geſchwiegen und zu allem ja und amen geſagt. Was zuviel iſt, iſt zuviel. Man kann uns zwingen, zu Dawes einundfünfzig unſerer ſtolzen Knappen auf ja zu delegieren, man darf uns auf Locarno feſtlegen und auf Weimar vereidigen, wir ſind bereit, unbeſchadet unſerer monarchiſtiſchen Weltanſchauung das Republikſchutzgeſetz anzunehmen, der Verrat an der Aufwertung iſt uns eine Meſſe wert, aber aus den Regierungsſeſſeln herausſchmeißen, daß es nur ſo knallt, lieblos und ohne Entſchuldigung, mit einem Hohngelächter obendrein — das darf man uns nicht. Das iſt niederträchtig ſozuſagen. Das brauchen wir uns nicht gefallen zu laſſen. Das iſt Verrat an unſeren heiligſten Idealen. Das, Bürger, muß gerochen werden. Auf, ſchließt die Reihen!

Volksbegehren!

Was die andern können, das können wir ſchon längſt. Aufſtehen und eine Rede halten, voll Schwertgeklirr und Wogenprall! Zwar, die anderen machen ein Volksbegehren und wiſſen, was ſie wollen. Sie haben ein Ziel, und dieſes Ziel verfechten ſie mit der raffinierten Zähigkeit des Juden. Pardon, Kamerad, der Jude, im Vertrauen geſagt. Ja, ja, die Judenfrage, natürlich im poſitiven Sinne. Und ſchließlich muß man doch auch eine Parole haben.

Volksbegehren gegen die Verfaſſung, die es zuläßt, daß unſere Partei in dieſer jammervollen Verfaſſung iſt. Fahneneinmarſch gegen Weimar. Tuſch! Hurra! Die nationale Oppoſition iſt in Bildung begriffen. Schon donnert es hinter den Kuliſſen. Wir haben nun lange genug darauf gewartet, daß die Herren Republikaner auch für uns ein warmes Plätzchen an der Futterkrippe frei machten. Jetzt iſt's genug, übergenug. Trompeter, blaſet zum Wecken!

Schon wetzen die Schreiblinge in den ſchwarzweißroten Redaktionsſtuben ihre Federn, um das Vaterland zu retten. Parteien und Verbände, von denen bereits der Verweſungsgeruch eines ſterbenden

Liberalismus ausströmt, erheben sich noch einmal mühsam vom Sterbelager und flüstern, wie weiland der alte Attinghausen: „Seid einig, einig, einig!“

Noch einmal werden die verstaubten Theaterrequisiten des bürgerlichen Patriotismus aus der Rumpelkammer hervorgeholt. Die ältesten Exzellenzen takeln sich auf wie zerschlissene Fregatten zur letzten Fahrt und schleppen ihre Kalkhaufen noch einmal zu Deutschlands Ruhm vor eine staunende Öffentlichkeit. Und das Sonderbare, das Merkwürdige, das Überraschende, das Unverständliche, das kaum zu Glaubende: es geht, es geht!

Der Spießer wird aufgeregt und rast in patriotischem Rachedurst. Die geschickten Regisseure des Hurrakitsches haben wieder einmal recht gehabt in ihrer Einschätzung des Wahlpöbels und Stimmviehs. Man kann ihm alles, alles, alles zumuten. Sag heute zu Dawes ja und mach morgen einen Verein gegen Dawes auf: der Bürger glaubt dir. Versprich heute hundertprozentige Aufwertung und sag morgen, es wäre leider ein Irrtum gewesen, der Bürger ist dir darum nicht gram. Schick heute ein Ergebenheitstelegramm nach Doorn und laß morgen dem ehemaligen Kaiser durch deine Minister den Aufenthalt in Deutschland verbieten: der Bürger findet das ganz in der Ordnung.

Heute hinein in den Staat, morgen Haß und Kampf gegen diesen Unstaat. Der Bürger schluckt das alles, wie morgens seine Stulle, wenn er sie in den Kaffee gestippt hat. Der Bürger nimmt das nicht so genau. Er hat für Feigheit und quallenhafte Heuchelei Verständnis — wenn es in der Familie bleibt. Er sagt ja auf Kommando und sagt nein auf Kommando. Er regt sich auf und regt sich ab, je nachdem es die Parteipäpste wollen. Er ist für Dawes und gegen Dawes, für Locarno und gegen Locarno, Monarchist und Republikaner, schwarzweißrot und schwarzrotgold, je nach der Konjunktur. Als Beweis genügt ein Fahneneinmarsch und ein schneidiger Tusch.

Angetreten, ihr Bürger!

Kitzeln Sie mich, ich habe die Absicht, wild zu werden.

8. Oktober 1928.

Hinein in den Staat!

So ſchreibt der nationale Spießer und watet bis an die Knie im Dreck. Merkt es nicht und will es gar nicht merken, daß das, wo er hinein will, alles andere, nur kein Staat iſt.

Der Staat iſt die umfaſſende Form einer Volksgemeinſchaft, die auf einem feſtumgrenzten Raum ſitzt und ſich im freien Verfügungsrecht über ihre Hoheiten befindet. All dieſe Merkmale treffen bei der gegenwärtigen deutſchen Republik nicht zu. Wir bilden weder eine Volksgemeinſchaft, noch leben wir auf einem feſtumgrenzten Raum, noch genießen wir irgendein Souveränitätsrecht, weder das des Territoriums noch das der Wirtſchaft, der Münze und des Verkehrs. Wir ſind praktiſch auf die unterſte Stufe der kolonialen Verſklavung herabgeſunken, und die Parole des nationalen Bürgers lautete treffender und folgerichtiger: Hinein in die Geldprovinz!

Was wollt ihr da? Wir haben eingeſehen, daß es ſo nicht mehr weitergehen kann. Aber man beſſert nicht, wenn man draußen bleibt, ſondern nur, wenn man hineingeht und mit Hand anlegt. Kritiſieren kann jeder. Aber poſitiv mitarbeiten, das iſt ſchwer.

Mit Verlaub: Ihr geht alſo in einen Zuſtand hinein, von dem ihr wißt, daß er faul iſt! Jawohl! Und wollt ihn durch eure eigene perſönliche Qualität beſſern. Jawohl! Werden ſechs faule Eier dadurch genießbar, daß man ein friſches dazuſchlägt? Wird ein Glas Eſſig dadurch zum Burgunder Wein, daß man einen Tropfen roten Rebenſaftes hinzugießt? Wird ein fauler Staat dadurch zum Ideal, daß ſich ein paar anſtändige Kerle daran die Finger ſchmutzig machen?

Kritiſieren kann jeder. O nein, noch lange nicht. Schimpfen kann jeder. Kritiſieren iſt eine Kunſt. Kritik iſt etwas Aufbauendes, etwas Schöpferiſches, wenn ſie im rechten Geiſt gepflegt wird. Poſitiv mitarbeiten? Das könnte den Herren ſo paſſen, damit ſpäter, wenn ſie die Suppe vollgebrockt haben, wir ſie unter ihrem Hohngelächter auslöffeln müſſen. Wie viele ſchon ſchlitterten auf die ſchiefe Ebene unter dem Ruf der poſitiven Mitarbeit? Und alle, alle brachen ſie dabei Hals und Beine!

Es gibt keinen Frieden zwiſchen Verbrechern und Ehrenmännern. Ein Verbrechen bleibt ein Verbrechen, auch wenn es vor zehn Jahren begangen wurde. Helden und Lumpe ſetzen ſich im Kampf auseinander, nicht in loyaler Zuſammenarbeit.

Dann geht aber das Volk zugrunde. Das ist noch gar nicht gesagt. Und zudem: Das geht auch so zugrunde; nur folgerichtiger und endgültiger als im andern Fall. Es gibt hier nur ein Entweder-Oder, kein Teils-Teils und kein Sowohl-Als-Auch. Der neue Staatsgedanke duldet nur ein Für oder Wider. Was dazwischen ist, wird zerdrückt werden.

Dann seid ihr also Revolutionäre? Jawohl, das sind wir! Revolution ist ein schöpferischer Akt. Sie ist manchmal nötig, um Luft und Platz zu machen. Was sie zerstört, das wird hundertfältig wieder eingeholt durch die neubelebte Gestaltungskraft eines jungen Staatswesens. Wenn ein Baumeister eine Villa bauen soll an einem Platz, an dem eine alte Scheune steht, dann baut er das Neue nicht über das verfallende Alte. Er reißt die Scheune nieder, und dann beginnt er mit dem Neubau. Die Kolonie muß verschwinden, wollen wir mit dem Staat anfangen.

Dann stimmt das also doch, wenn man euch staatsgefährlich nennt? Man kann nicht staatsgefährlich sein, wenn es keinen Staat gibt. Zeige mir den Staat, dem wir gefährlich werden. Meinst du dieses Jammergebilde? Jawohl, dem sind wir gefährlich. Die Kolonie muß beseitigt werden, um dem kommenden Staat Platz zu machen. Wir sind also nicht staats-, sondern koloniegefährlich. Staatsgefährlich bist du, der du dich schützend vor diesen kolonialen Versklavungszustand stellst und uns daran hinderst, ihm ein Ende zu machen und Raum zu schaffen für einen völkischen Zustand, den man mit Recht Staat nennen kann.

Du bist nicht staatserhaltend, sondern staatsgefährdend. Ich kann nichts erhalten, was gar nicht da ist. Und euer Staat existiert ja nur in der Phantasie von Feiglingen und Schwätzern. Die Parole: „Hinein in den Staat!" ist, wird sie richtig verstanden, eine Kampfparole. Sie sagt nichts weniger als das:

Weg mit der Kolonie! Weg mit den Nutznießern unseres Versklavungselends! Weg mit den Korruptionserscheinungen dieses Zustandes! Her mit deutschen Führern! Her mit dem deutschen Arbeiterstaat! Hinein in ihn! Kampf bis aufs Messer gegen seine Widersacher! Staat oder Kolonie! Das ist der Schlachtruf. Wer für heute ist, der ist für die Kolonie. Wer für morgen kämpft, der will, wie wir, den Staat!

Iſt das eure Route, dann marſchiert mit uns Seite an Seite.

Iſt aber euer Ruf der Ausdruck ſklaviſcher Unterwerfung unter eine Entwicklung, von der ihr meint, daß ſie ſtärker ſei als wir, dann werdet ihr uns als unerbittlichen Gegner finden!

23. April 1928.

Der Kampf beginnt?

In Berlin erſcheint ein Blatt, „Die Wache am Brandenburger Tor". Dieſes Blatt gilt, wie auch ſein Untertitel ſagt, als „Berliner Stahlhelm-Zeitung". Darin ſchreibt in Folge 9 der Führer des Berliner Stahlhelms, Major Franz von Stephani, einen Leitaufſatz unter der dieſen Zeilen vorangeſchickten Überſchrift, ohne Fragezeichen. Und unter dieſer Überſchrift verſucht beſagter Stahlhelmführer, ſich mit dem Nationalſozialismus kritiſch auseinanderzuſetzen; in einer Weiſe, die als unzulänglich zu bezeichnen für Herrn Major von Stephani eine unverdiente Schmeichelei bedeutet. Wenn wir ihm darauf eine Antwort geben, ſo der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe. Es gilt hier, falſche, verdrehte und ſchiefe Begriffe über unſere Bewegung richtigzuſtellen, damit ſich in Berliner Stahlhelmkreiſen nicht ein verzerrtes Bild über unſer Wollen und Wirken feſtſetzt. Wir nehmen dieſe Richtigſtellung vor mit der Achtung, die wir einem alten preußiſchen Offizier, der ſeinem Vaterlande in Ehren gedient hat, ſchulden, aber auch mit der Deutlichkeit, die wir Menſchen gegenüber anzuwenden pflegen, die ſich in der Öffentlichkeit ein Urteil anmaßen über Dinge, von denen ſie nichts verſtehen. Und vom Nationalſozialismus verſteht Herr Major von Stephani nicht die Bohne, unter Brüdern geſagt. Das beweiſt der in Frage ſtehende Aufſatz.

ad 1. Wenn er behauptet, die Einigung der nationalen Front ſei „gerade auf Grund des Stahlhelm-Volksbegehrens auf Änderung der Verfaſſung erfolgt", ſo iſt einfach das genaue Gegenteil der Fall. Die ſogenannte nationale Front iſt über das Stahlhelm-Volksbegehren mit ein paar nichtsſagenden Redensarten zur Tagesordnung übergegangen und hat ſich zur Durchfechtung des Young-Volksbegehrens zuſammengeſchloſſen. Adolf Hitler hat ſich dabei offiziell und ausdrücklich, wie auch in ſeiner Denkſchrift, von dem ſogenannten Stahlhelm-Volksbegehren abſentiert.

ad 2. Wenn der Stahlhelm nicht „auf sein Volksbegehren verzichtet", so ist das seine Sache. Jedenfalls kann er auf Waffenbrüderschaft der NSDAP. dabei nicht rechnen.

ad 3. Auch wir sind davon überzeugt, „daß die Änderung unseres Regierungssystems die Vorbedingung für jeden innen- und außenpolitischen Erfolg ist". Jedoch glauben wir, daß diese Änderung durch ein Aufbessern der Weimarer Fassade — und das bedeutet das Stahlhelm-Volksbegehren im Effekt — eher verhindert als gefördert wird.

ad 4. Herr Major von Stephani meint, man dürfe nicht übersehen, „daß es sich hier (bei der NSDAP.) um eine Partei handelt, die notgedrungen parlamentarisch denken muß und für die der Stimmenzuwachs zur Erlangung möglichst vieler Mandate eine Lebensnotwendigkeit ist". Das ist eine Unterstellung, die wir in angeborener Sachlichkeit nicht näher charakterisieren und kommentieren wollen. Die ganze Geschichte der NSDAP. ist ein einziger grandioser Kampf gegen den Parlamentarismus. Parlamentarisch denken, das heißt sein Fähnchen nach dem Winde drehen, zum Beispiel heute sagen: „Hinein in den Staat!" und morgen: „Wir hassen diesen Staat!" und übermorgen: „Es war nicht so bös gemeint!" Das hat die NSDAP. unseres Wissens nie getan.

ad 5. „Zu den Grundsätzen der Partei, wenigstens wie sie sich in Berlin äußern, wäre allerhand zu sagen." (Allerdings!) „Leider scheint hier der von ehemaligen Anhängern der Sozialdemokratie mitgebrachte Klassenkampf- und Klassenhaßgedanke eine große Rolle zu spielen, und man liebäugelt mit einer Diktatur des Proletariats."

Siehe oben, Sachlichkeit! Wo kann Herr Major von Stephani uns nachweisen, daß wir den Klassenkampf proklamiert haben? Weiß er nicht, wie jedes politische Kind, daß die NSDAP. der aktivste Vortrupp im Kampf gegen den Klassenkampf ist? Wo hat je einer von uns die Diktatur des Proletariats gefordert? Wenn er allerdings unter Klassenkampf die nun einmal notwendige Auseinandersetzung zwischen Geld und Arbeit versteht, den Kampf um die Eingliederung des Arbeitertums in den Bestand der Nation, und zwar auch in wirtschaftlicher Beziehung, dann hat er vollauf recht; dann sind wir eine „Klassenkampf-Partei". Eine Partei, die die entrechtete Klasse schaffendes deutsches Volk befreien will von der Geißel einer kleinen Clique kapitalistischer Parasiten, die sich teils unter roter,

teils unter ſchwarzrotgoldener, aber teils auch — Gott ſei's geklagt — unter ſchwarzweißroter Flagge geſchickt zu verbergen verſtehen.

ad 6. „Warum alſo der Neid auf ein Parteiprogramm? Noch dazu auf ein ſozialiſtiſches mit ſcharfer Einſtellung gegen das Privateigentum, wenn es ſich einſchränkend auch national nennt?" Wir ſchreiben zitternd vor Wut: ſiehe oben, Sachlichkeit! Ein ſozialiſtiſches! Jawohl! Eins, das in ſeiner Formulierung ſcharf antibürgerlich und ſcharf antimarxiſtiſch iſt. Sozialiſtiſch, weil es die ſoziale Frage nach den Geſetzen der ſtaatlichen Notwendigkeit und Gerechtigkeit und nicht nach den Phraſen bürgerlicher Sentimentalität und Almoſengeſinnung löſen will. Scharfe Einſtellung gegen das Privateigentum? Wo, wann, wie? Beweiſe? Eigentum iſt heilig, wenn es heilig erworben und zum Wohl des Volksganzen verwaltet wird. Iſt das bei Börſengaunern, Warenhausramſchern, Truſtſchiebern und Bodenſpekulanten der Fall? Scharfe Einſtellung! Jawohl! Gegen die Verzerrung des Eigentumsbegriffs, der, wenn heute dem Bürger der letzte Pfennig aus der Taſche geſtohlen wird, morgen die Heiligkeit dieſes Raubes als Eigentum anbetet.

ad 7. „Und der Kampf gegen die überſtaatlichen Mächte? Vor Rom macht er ſchon halt." Fahr wohl, Burgfriede und Einigkeit. Woher, Herr Major, nehmen ſie den Mut, dieſe ungeheuerliche Unterſtellung, die wir bisher nur bei anderen Pfuſchern gewohnt waren, beweislos zu wiederholen?

ad 8. „Es wird überall mit Waſſer gekocht." Jawohl! Aber es handelt ſich darum, ob unter dem Waſſer eine Ölfunzel oder eine ſteile Flamme brennt.

Das war nur eine kleine Blütenleſe. Sie rundete nicht das typiſche Bild dieſes — man muß wohl ſagen Aufſatzes — wenn ſich ihr nicht der Satz anſchlöſſe: „Aber die Kameraden mögen beruhigt ſein. Die Führer des Stahlhelms haben durchaus nicht die Abſicht, auf ihre eigene Meinung zu verzichten." Worauf alle Kameraden in der Tat beruhigt ſind. Es iſt wirklich zum Davonlaufen!

Wir ſetzten hinter die Überſchrift dieſer Zeilen ein Fragezeichen. Herr Major von Stephani hat die Entſcheidung darüber, ob dieſes Fragezeichen zu Recht an ſeinem Platz ſteht. Er kann ja oder nein ſagen. Wir wollen keinen Streit um Nichtigkeiten, aber wenn man unſere Prinzipien angreift, unſer Wollen entſtellt, unſer Programm

verklittert, dann ſoll er Rede und Antwort haben. Ein Burgfrieden iſt gut und angeſichts einer hiſtoriſchen Aufgabe vielleicht auch temporär notwendig. Aber wenn uns einer im Zeichen des Burgfriedens in die Flanke fällt, dann tut er das nur einmal ungeſtraft.

Wir ſchreiben diesmal mit ſtumpfer Feder; es iſt uns ſchwergefallen, darüber zu wachen, daß ſie nicht ausrutſchte. Herr Major von Stephani täte gut daran, von ſeinen Ausflügen in die Politik, wenigſtens was den Nationalſozialismus anbetrifft, künftig Abſtand zu nehmen; wo nicht, ſich doch mindeſtens nur auf Wege zu begeben, auf denen er ſich auskennt.

Es täte uns leid, wenn er ſich das nächſte Mal verliefe und Räubern in die Hände fiele.

27. Oktober 1929.

Einheitsfront

Mit Staunen nehmen wir wahr, wie ſich innerhalb des bürgerlichen Patriotismus der Spießer zu mauſern beginnt. Aus dem Jaſager von geſtern iſt über Nacht ein wilder, aufgeregter Krakeeler geworden, der ſein eiſernes Nein ungefragt in die politiſche Arena hineinſchmettert. Er tut ſo, als ſei er ſeit je für das Radikale geweſen, begrüßt uns mit Augenzwinkern und treudeutſchem Händedruck und fragt beiläufig hinter vorgehaltener Hand lächelnd und wie ſelbſtverſtändlich, wann es losginge. Er ſchmeißt ſich an uns heran, drängt ſich ungerufen in die Front der Oppoſition, gaunert ſich in das erſte Glied vor und macht eben Anſtalten, dem Fahnenträger die Fahne zu entwinden.

Einen Augenblick, Herr Nachbar! Wo kommen Sie her? Von rechts? Schon faul. Sie waren immer ſchon Patriot? Das iſt zwar ſehr beachtlich und intereſſant, ſpielt aber bei dem, was hier zur Debatte ſteht, gar keine Rolle. Wir wollen doch alle dasſelbe, meinen Sie? Das iſt richtig, wenn Sie meinen, daß Sie dasſelbe wollen wie wir. Wiſſen Sie auch, was wir wollen? Wir wollen aus Deutſchland einen ſozialiſtiſchen Nationalſtaat machen. Grinſen Sie nicht, als wenn das ein ſchlechter Witz wäre. Sie ſind auch ſozial? Das iſt allerdings ſehr bedenklich. Wir ſind beiſpielsweiſe als Sozialiſten die kraſſeſten Gegner deſſen, was ihr ſozial nennt. Wir wollen Gerechtigkeit. Wir ſind kein Almoſenverein, ſondern eine revolutionäre So-

zialiſtenpartei. Darüber läßt ſich reden, meinen Sie? Allerdings, aber nicht mit uns. Für uns ſteht das alles ſchon feſt. Wir wollen mit der Arbeiterfrage und durch ſie Deutſchland frei machen. Nicht mehr und nicht weniger. Und wenn Sie das auch wollen, dann ſind Sie uns herzlich willkommen. Hier haben Sie eine Aufnahmeerklärung, eine Mark Eintrittsgeld und pro Monat eine Mark Beitrag. Anmeldungen zur SA. werden beim Standartenführer entgegengenommen, Führerpoſten nach Leiſtung verteilt. Der Wettlauf kann beginnen.

Im Intereſſe der Einheit der nationalen Oppoſition? Mit Verlaub, dieſe Phraſe iſt zu alt und abgedroſchen, als daß Sie glauben dürften, wir fielen noch darauf herein. Die Einheit der nationalen Oppoſition iſt längſt im Werden. Sie heißt NSDAP. Ihre Baſis iſt zu eng? Weil ſie ſo eng iſt, deshalb gerade iſt dieſe Partei und ſie allein von einer ſo hinreißenden Stoßkraft. Sie iſt einheitlich organiſiert und geführt, hat ein feſtes, unveränderliches Programm, an das ihre Anhänger wie an das Evangelium glauben. Was wollen Sie noch mehr? Wir ſind zu wenige? Aus wenigen werden viele, aber nur dann, wenn ſie konſequent ihren Weg gehen und in der Unbedingtheit und Kompromißloſigkeit das einzige auf die Dauer wirkſame Mittel zum Erfolg ſehen. Wie weit wären wir, wenn wir zuſammenhielten? Jawohl, aber das iſt kein Beweis gegen uns, ſondern gegen Sie. Und merkwürdig, daß Ihnen das nicht eingefallen iſt, als Sie ſich ſelbſt in zwei Teile auflöſten und zu dem furchtbarſten Verſklavungsdiktat zur einen Hälfte ja und zur anderen Hälfte nein ſagten. Wie weit wären wir, hätten Sie nicht in Ihrer grenzenloſen Feigheit und Ihrem hemmungsloſen Opportunismus das Republikſchutzgeſetz angenommen und damit der nationalen Ehrlichkeit den Todesſtoß verſetzt. Wir ſollen nicht in der Vergangenheit herumwühlen? Das ſagen immer nur die, die Dreck am Stecken haben. In der unſeren mögen Sie getroſt ſchnüffeln. Sie werden da viel Sorge, viel Not, Verfolgung und Blut finden. Aber nicht ein einziges Mal, daß wir nachgaben, nicht eine einzige Entſcheidung, vor der wir verſagten, nicht eine einzige Handlung, deren wir uns heute ſchämen müßten.

Einheitsfronten werden geſchaffen, indem einer ſich durchſetzt und die anderen ſich ſeinem ſouveränen Willen beugen. Wenn Ihnen das ſchwerfällt, wir haben Zeit. Sie meinen, wir ſollten uns gegenſeitig nicht die Mitglieder wegſtehlen? Erſtens haben wir niemals Mit-

glieder gestohlen, sondern immer nur erkämpft, und zweitens möchte ich den sehen, der sich uns von euch stehlen ließe. Wenn man einen Gegner in die Knie gezwungen hat, dann hat er kein Anrecht auf einen Frieden der Gleichberechtigung, sondern er muß kapitulieren. So ist das mit euch. Es wird euch wohl trostlos zumute, wenn ihr an die nächste Zukunft denkt. Das große Wandern hat begonnen, nicht von uns zu euch, sondern von euch zu uns. Die politische Willensbildung des deutschen Volkes ist im Werden, und zwar vollzieht sie sich zwangsläufig und organisch in unserer Bewegung. Es gibt heute in Deutschland keine andere Partei, die so wie die unsere, einheitlich organisiert und schlagkräftig gerichtet, ein scharfes Instrument in der Hand ihres politischen Führers wäre. Es gibt keine Gefolgschaft, weder im Lager der Linken noch der Rechten, die so blindlings an ihre politische Mission glaubt wie die unsere.

Der Ruf nach Einheitsfronten wirkt heute schal und fade. Diese Illusionen sind dahin, Gott sei Dank, und endgültig. Wir gehen unseren Weg, unbeirrt und folgerichtig. Wir wurden mit eurem Hohn fertig. Wir werden auch mit eurer Sympathie fertig werden. Wer einmal vor großen Entscheidungen versagte, den stellt das Schicksal nicht ein zweites Mal vor die letzte Probe. Wer das Reich kampflos aufgab, der wird es niemals wiedererobern. Wer Dawes annahm, kann Dawes nicht zertrümmern. Eine neue Front ist im Marsch. Der bewußte Deutsche, der ehedem rechts und links falschen Phantomen nachjagte, reiht sich dieser Front ein. Er hat den Proletarier und Bürger abgeworfen: Er will nur noch Deutscher sein.

Diese neue Front wird die Einheitsfront der Zukunft sein. Und vor ihr flattern unsere Fahnen!

27. Mai 1929.

Gegen die Reaktion

Noch niemals in den vergangenen fünf Jahren war die politische Konstellation für uns so günstig und erfolgversprechend wie im gegenwärtigen Augenblick. Die Idole und Illusionen des bürgerlich-republikanischen Deutschlands sind zerfallen und zerstoben, und es beginnt nun allenthalben der große Ratzenjammer. Innenpolitisch sowohl wie außenpolitisch steht dieses System vor entscheidenden Katastrophen. Wenn das Tempo des Verfalls weiter nur so anhält,

wie es in den letzten vier Monaten verlief, dann mag der Zusammenbruch wohl näher sein, als wir heute alle glauben wollen. So furchtbar auch die Auswirkungen dieses Zusammenbruchs auf die Gesamtheit des deutschen Volkes sein werden, wir begrüßen ihn, weil wir in ihm allein die Möglichkeit sehen, Deutschland zur Besinnung zu bringen. Erst in der letzten größten Not wird das deutsche Volk sich aufraffen und ein System abschütteln, das durch seine Existenz schon die ewige deutsche Sklaverei verbürgt. Das, was wir Nationalsozialisten nun bereits seit zehn Jahren voraussagten, und zwar in einer Zeit, als das noch unpopulär war und unpopulär machte, da das amtliche Deutschland an den Silberstreifen glaubte, beginnt sich nun zu erfüllen. Immer mehr erkennt das erwachende deutsche Volk in uns jene Bewegung, die, unbeirrt und ohne Rücksicht auf die Augenblickserfolge, diese Entwicklung voraussah, und die deshalb auch allein für beginnende große Entscheidungen in Frage kommen wird.

Was ist da natürlicher, als daß die geschickten Routiniers aus dem bürgerlichen Lager Morgenluft wittern. Sie stellen sich mit der bei ihnen seit jeher gewohnten affenmäßigen Geschwindigkeit auf den Boden sich neubildender Tatsachen und sind bereit, heute das anzubeten, was sie gestern noch verbrannten. Der Konjunkturritter geht um. Wieder einmal, wie so oft schon in der Vergangenheit, stoßen wir in der Öffentlichkeit auf jenen Typ, der „das immer gesagt hat", der „ganz unserer Meinung ist", der auch laut schreiend seine revolutionäre Gesinnung verkündet und in Opposition macht. Schon knallen die Schlagworte des wilden Bürgers durch die Parlamente, die feilen Gazetten schwarzweißroter Geldsacküberzeugung werden rebellisch und fordern einstimmig und unbeirrt, daß nun endlich einmal der Schweinerei ein Ende gemacht werde. Gewiß und einverstanden! Jener Schweinerei muß ein Ende gemacht werden, die mit Hilfe des sogenannten nationalen Bürgertums aus Deutschland ein Ruinenfeld gemacht hat. Zum Protest gegen die derzeitigen chaotischen Zustände ist nur der berechtigt, der an ihnen niemals Anteil hatte, und gegen die Tribute darf nur der demonstrieren, der seit je zu ihnen nein gesagt hat.

Man rede uns nicht von Volksgemeinschaft, und daß wir alle dasselbe wollten. Wir wollen durchaus nicht dasselbe, weder in der

Methode noch im Ziel. Wir fühlen uns durch eine Welt getrennt von jener Art bürgerlichen Patriotismus, der immer und überall, wo er in die Erscheinung trat, nur Aushängeschild einer feigen Geldgesinnung war, und der deshalb Ursache und Anfang unseres nationalen Verfalls wurde. Wer mit uns dasselbe will, der soll sich hinten anschließen. Es ist noch Platz genug. Wer das nicht tut, bei dem glauben wir nicht daran, daß er mit uns dasselbe will, sondern nur, daß er so tut, um uns um die wohlverdiente Ernte unserer Saat zu prellen. Dazu sind wir nicht dumm genug. Es ist aussichtslos, den Versuch zu unternehmen, durch Vorspiegelung irgendwelcher phantastischer Einheitsutopien uns vom geraden Weg abzudrängen. National sein, das ist ein weiter Begriff. Für uns hat diese Gesinnung einen ganz bestimmten, festumrissenen Inhalt. Wir sind keine Hurrapatrioten. Wir sind Nationalsozialisten.

Das könnte den Herren so passen: wir haben unter Mühe und Opfer und Blut die Saat gesät, und nun möchten sie ernten. Wir waren die Trommler, und sie sind die Politiker. Wir stellen die Avantgarde und sie die Nachhut. Fein erdacht! Aber so dumm, wie wir 1919/20 waren, sind wir heute nicht mehr. Auch wir haben die Entwicklung der letzten zehn Jahre nicht mit verschlossenen Augen durchgemacht. Wie oft haben wir in diesem Dezennium die Wahrheit des Wortes erfahren müssen, der Herr möge uns vor unseren Freunden beschützen, mit unseren Feinden wollen wir schon allein fertig werden.

Eine revolutionäre Idee — und die nationalsozialistische ist eine solche — duldet keine Kompromisse. Für sich allein ist sie richtig, mit fremden Zutaten falsch. Einer kann nur recht haben. Dann aber haben alle anderen unrecht.

Wir Nationalsozialisten haben instinkthaft erkannt, daß das große Unglück des deutschen Volkes nicht allein seine Ursache hat im Verrat des Marxismus am Sozialismus, sondern ebensosehr im Verrat des bürgerlichen Patriotismus am Nationalismus. Darum ist unsere Frontstellung gegen beide Mächte des Verfalls gleich scharf und gleich unbedingt. Die Konsequenz allein, mit der wir uns in dieser Frontstellung durchsetzen, bietet die Gewähr für einen endgültigen Sieg. Es gibt keinen Frieden, bis der Gegner in die Knie gezwungen ist. Es ist gar nicht von Belang, ob er das Gute will, wenn er das Böse tut. Auch Dummheit wird in der Politik bestraft. Wir ver-

ſpüren nicht im mindeſten Luſt, uns an einen lebenden Leichnam binden zu laſſen, damit er auch uns allmählich mit dem Tode anſtecke.

Erkennt eure wahren Feinde rechts und links!

Und ſeid um ſo bewußtere und konſequentere Nationalſozialiſten!

13. Mai 1929.

Literaten

Es gibt in der deutſchen Politik Männer — Gott ſei Dank friſten ſie ihr lichtvolles, geiſtiges Daſein nur in kleinen, unbedeutenden literariſchen Zirkeln unter vollſtändigem Ausſchluß der Öffentlichkeit — die ſeit Jahren den fertigen Plan des kommenden Deutſchlands in der Schreibtiſchſchublade liegen haben. Sie wiſſen ganz genau, wie man den Zukunftsſtaat einzurichten hat, wie die Wirtſchaft und die Kultur des deutſchen Volkes beſchaffen ſein müſſen. Womit man ſpäter Bündniſſe ſchließt und womit nicht. Sie ſind, weil ſie ſoviel wiſſen und geleſen haben, nicht geizig mit guten Ratſchlägen, ſondern ſtehen immer hilfsbereit und voll hingebungsvoller Fürſorge zur Seite, wenn ſich irgendwo, ganz ohne ihr Zutun und meiſtens gegen ihren Willen, ein politiſches Kraftzentrum bildet; ſie kargen dann nicht mit lautem Lob und Tadel. Im Gegenteil! Sie finden es zwar herrlich, daß die anderen für ſie — ſo meinen ſie — Macht ſammelten, erklären aber dann mit einer erfriſchenden Deutlichkeit und rund heraus, daß nun deren Aufgabe beendet ſei und ſie, die politiſchen Köpfe, mit dem eigentlichen Werk beginnen wollten und müßten. Während die anderen draußen in den Vororten in rauchgeſchwängerten Wirtſchaftsſtuben ſtanden und ſich gegen eine heulende, tobende Menge die Kehle wundſchrien, ſaßen ſie beim politiſchen Tee und brüteten ihre Kuckuckseier aus. Die anderen ſind die Trommler, ſie aber ſind die ſtaatsmänniſchen Genies. Die anderen müſſen den Dreck wegräumen, und nun kommen die Erleuchteten, ſchlagen den Purpurmantel ſeriöſer Vornehmheit um die adligen Schultern und klettern gelaſſen die Stufen zu den Thronen der Macht hinauf.

So wäre das, wenn die Trommler ſo dumm wären, wie die Erleuchteten ausſehen. Man kann dieſem neckiſchen Schauſpiel, bis zu einem gewiſſen Grade angeregt und beluſtigt, zuſchauen und ſich betroffen und voll Verwunderung darüber amüſieren, mit welch einer

dreiſten Unbekümmertheit dieſe nationalen Federfuchſer ihr Handwerk betreiben. Aber einmal hat die Gemütlichkeit ein Ende.

Man ſoll nicht glauben, daß wir Zeit und Luſt hätten, uns des öfteren mit einem politiſch ſo weiſen Zirkel zu beſchäftigen, wie er ſich um den Freiherrn Heinrich von Gleichen im ehemaligen „Gewiſſen" und in der heutigen „Standarte" verſammelt. Wir haben weit Beſſeres zu tun. Wenn Herr von Gleichen Neigung verſpürt, ſich mit dem „Nationalſozialismus als Weltanſchauung" literariſch auseinanderzuſetzen, ſo mag er das tun. Wir harren dabei aus. Es wäre aber irrtümlich von ihm, anzunehmen, daß wir dieſe Weisheit genau ſo als päpſtliche Unfehlbarkeit hinnehmen wollten, wie er das bei ſeinem Teekreis gewohnt iſt. Wenn wir ihn dabei ohne Antwort laſſen, ſo nicht deshalb, weil wir keine Antwort wüßten. Wir ringen um andere Seelen als um die des Herrn von Gleichen. Was wir uns aber auf das entſchiedenſte verbitten möchten, das iſt, daß Herr Heinrich von Gleichen glaubt, ſeine politiſche Weisheit dadurch ſchmackhafter zu machen, daß er, wo immer er über uns ſpricht oder mit uns zu ſprechen verſucht — ein höchſt einſeitiges und darum außerordentlich beluſtigendes Unterfangen —, jedesmal einen von uns ſo von hinterrücks und im Zeichen des Burgfriedens zu maulſchellieren verſucht. Diesmal bin ich an der Reihe.

Herr Heinrich von Gleichen ſpricht in ſeinem Aufſatz in der „Standarte" Nummer vierzehn über das Problem „Kapitalismus und Weltwirtſchaft" und meint im Anſchluß an die von ihm darüber verzapfte Weisheit: „Unverantwortliche Agitatoren wie Goebbels werden darüber nicht mit ſich reden laſſen." Das „Agitator" drückt den ganzen gräflichen Abſcheu aus gegen jene Sorte von Menſchen, die nicht nur philoſophieren, ſondern auch handeln oder doch verſuchen, Möglichkeiten zum Handeln zu ſchaffen. Und was das „Unverantwortliche" anbelangt, muß ich in aller Beſcheidenheit betonen, daß meine Unverantwortlichkeit darin beſtand, daß ich in der Zeit, in der Herr Heinrich von Gleichen im gewärmten Salon ſeine philoſophiſchen Weisheiten ausſchwitzte, irgendwo im Wedding oder in Neukölln vor verzweifelten deutſchen Menſchen ſtand und Kämpfer ſuchte und fand. Herr Heinrich von Gleichen wird das ſuſpekt finden. Aber ich möchte ihn auffordern, ſeine Philoſophie einmal zuſammenzuſtapeln, und ich ſtelle die Menſchen daneben, die ich durch „unverantwortliche Agitation" dem Deutſchtum, dem zu dienen doch auch er vorgibt,

wiedergewonnen habe, und dann ſoll er ſelbſt entſcheiden, was ſchwerer wiegt, das Buch oder der Menſch.

Ich bin der letzte, der der geruhſamen Erkenntnis das Recht der politiſchen Kritik abſpricht. Ich laſſe die Philoſophen in Frieden, aber ſie ſollen auch mich in Frieden laſſen. Ich bin für jede ſachliche Kritik zugänglich, auch für die, die aus Kreiſen kommt, die mir fernеſtehen. Aber wo die politiſche Eigenbrötelei ſich paart mit literariſchem Hochmut und ariſtokratiſcher Arroganz, da bin ich nicht Plebejer genug, für empfangene Ohrfeigen danke ſchön zu ſagen. Herr Heinrich von Gleichen mag ſich das für die Zukunft merken. Ich blieb diesmal entgegen meiner ſonſtigen Gewohnheit in der Verteidigung. Ich tat das im Intereſſe eines Burgfriedens, von dem ich nichts profitieren kann und nur Herr Heinrich von Gleichen ſeine Vorteile hat. Ich kann auch anders.

Das nächſte Mal wird gehobelt. Vielleicht weiß auch Herr Heinrich von Gleichen, daß da Späne fliegen.

29. April 1929.

Radikalimus am Schreibtiſch

Der Literat iſt der geborene Feind jeder organiſchen Bindung. Für ihn iſt die Feder nicht Mittel zum Zweck, ſondern Selbſtzweck. Er iſt ewig auf der Suche nach Objekten, an denen er ſein feuilletoniſtiſches Mütchen kühlen kann. Er hat leicht radikal ſein, denn ſein Radikalismus iſt nie und nirgend verantwortlich verpflichtet einer Gefolgſchaftsgruppe. Und ſo iſt ihm auch die Revolution nicht Übergangsſtation zu neuen Dingen, ſondern ein Ding an ſich.

Er erdenkt ſie am Schreibtiſch, ohne Rückſichtnahme auf reale Möglichkeiten. Die Größe einer wahren politiſchen Leidenſchaft geht ihm vollkommen ab. Das Gefühl iſt ihm nur ein Spiegel, in dem er ſeine eigene Eitelkeit beſpiegelt. Findet er auf Grund ſeiner ſchriftſtelleriſchen Begabung keinen ausreichenden Leſer- und Zuhörerkreis, dann drängt er ſich an eine Organiſation heran, die andere geſchaffen haben, und von der er anzunehmen ſcheint, daß ſie allein für ihn geſchaffen ſei. Er denkt nicht daran, ſeine Feder in den Dienſt dieſer Organiſation zu ſtellen. Er möchte vielmehr die Organiſation in den Dienſt ſeiner Feder ſtellen.

Stößt er nun nicht gleich auf Gegenliebe und empfangen ihn nicht überall offene Arme, ſondern begegnet man ihm mit wacher Skepſis und berechtigtem Mißtrauen, dann beginnt er plötzlich zu entdecken, was alles an der Organiſation fehlerhaft iſt. Da gefällt ihm der Führer nicht, dort nicht die Idee. Da hat er etwas an der Gefolgſchaft auszuſetzen und dort an der Form des Aufbaues der Organiſation. Niemand hat ihn gerufen, er hat nirgendwo mit Hand angelegt, überall, wo es galt, praktiſche Arbeit zu leiſten, war er nur ein jämmerlicher Verſager. Und trotzdem tut er bald ſo, als ſei er eigentlich und allein der geiſtige Nährvater der Organiſation und als könne ſie ohne ihn nun und nimmer beſtehen.

Vor allem verſucht er, die eigentlichen Träger des organiſchen Gedankens an Radikalismus des Programms und der geiſtigen Haltung zu übertrumpfen. Er kann das auch zum Schein, denn er trägt ja keine Verantwortung. Ihm ſitzen nicht die Staatsanwälte auf den Ferſen, ihm ſpüren nicht die Spitzel der Polizeigewalt nach. Sein Wort wird nirgends und von niemand auf die Goldwaage gelegt. Man nimmt ſein Geſchreibſel überall als das, was es in Wirklichkeit iſt: Wortgeklapper, am Schreibtiſch erdacht, aber nicht aus dem blutvollen Leben herausgewachſen. Sagt einer, der auf verantwortlichem Poſten ſteht, ein hartes Wort, gleich hallt es wider im Blätterwald, und die hohe Behörde macht daraus eine Haupt- und Staatsaktion. Man ſchließt vom Sprecher auf die durch ihn repräſentierte Organiſation. Es regnet Verbote, Verfolgungen und Drangſale. Den Schreiber aber läßt man ſchreiben. Man weiß ja: das iſt alles nicht ſo ernſt gemeint, und hinter den Worten ſtehen keine Männer, die daraus Taten machen.

Und nun überſchlägt ſich der politiſche Snob in Radikalismus. Das Chaos iſt der Normalſtoff, in dem er zu leben gewöhnt iſt. Er organiſiert Straßenkämpfe und Hungermärſche, führt Armeen an oder erklärt mit großartiger Beſcheidenheit, man ſtünde vorläufig noch Gewehr bei Fuß und was derlei blühender Unſinn mehr iſt. Vom Schreibtiſch aus deklamiert er, man werde ſich dem ſchamloſen Diktat der Polizei nicht beugen, ſondern marſchieren; und wenn dann in der Tat ein paar harmloſe Verführte Ernſt daraus machen, dann iſt er ſelbſt beileibe nicht unter ihnen oder gar an ihrer Spitze zu ſehen, er ſitzt zu Hauſe, ſchärft die Feder und wartet auf die erſten Nach-

richten vom Kriegsschauplatz, um daraus hinreißende Schlachtberichte zu fabrizieren.

Wir kennen diesen Typ genugsam aus der kommunistischen Presse. Er hat eigentlich den Kommunismus geistig und organisatorisch korrumpiert. Es ist an der Zeit, die nationalsozialistische Bewegung davor zu warnen. Im benachbarten nationalen Lager treibt sich ein ähnliches Gelichter herum und versucht, durch hyperradikale Amokläuferei den guten revolutionären Namen unserer Partei zu kompromittieren. Diese schreibgewandten, eitlen Gecken werfen der NSDAP. feige Schlappheit vor. Ihre revolutionäre Gesinnung sei kleinbürgerlicher Natur, ihr Sozialismus verkappte bourgeoise Gesinnung. Es ist unter unserer Würde, unsere Partei dagegen zu verteidigen. Daß sie, wenn es darauf ankommt, zu schlagen bereit ist, das braucht sie nicht durch einen schillernden Aufsatz zu beweisen, das hat sie Dutzende Male durch die Tat bewiesen. Wer viel von Revolutionen spricht, macht meistens keine. Und was unseren Sozialismus betrifft, so bereiten wir ihn nicht in bombastischen Papierprogrammen und prahlerischen Tintenmanifesten vor, sondern durch die Bildung einer wahren volksgemeinschaftlichen Gesinnung in unserer Partei selbst. Unser Radikalismus tobt sich nicht bei geistreichelnden Schwätzereien in feudalen Judensalons aus, und wir haben auch nicht den Ehrgeiz, ihn in volksfeindlichen und landesverräterischen Judengazetten abzulagern. Er betätigt sich Tag für Tag und Abend um Abend, wenn wir auf den Tribünen der großen Säle stehen und das Evangelium des kommenden Deutschlands vor den breiten Massen predigen, oder in den Nächten, wo wir, aufgerieben und geschunden durch eine entnervende Tagesarbeit, über dem Schreibtisch gebeugt sitzen und unsere Kampfparolen und Massenplakate zu Papier bringen oder zu schlafloser Fahrt in irgendeinem D-Zug-Abteil hocken.

Wir lassen den Helden der Feder gern den Vortritt im Geschrei. Wenn ein Auto immer hupt, dann hört man am Ende das Hupen nicht mehr. Nur als Ausnahme weckt es den säumigen Passanten aus seiner säumigen Ruhe. Von Menschen, die immer kreischen, nimmt man am Ende keine Notiz mehr. Man gewöhnt sich daran. Die Literaten sollen weiter schreien. Sie sollen ihren Radikalismus in schillernden Sätzen abreagieren. Unterdes formt sich unter unseren Händen jene Armee, die ein neues Deutschland erkämpft. Tapfer, ernst, groß und gemessen tritt sie zum entscheidenden Gang an, und

es kommt einmal der Tag, da wird das hysterische Geschrei der Tintenkleckser übertönt werden von dem leidenschaftlichen Aufschrei eines erwachenden Volkes, das sich unter unserer Führung Freiheit, Ehre und Brot zurückerobert!

11. Mai 1930.

Maulhelden

Es gibt Leute, deren Aufgabe darin zu bestehen scheint, die Tat durch den Rat zu ersetzen, zu schwätzen statt zu arbeiten, ständig auf der Lauer zu stehen, wo es etwas zu nörgeln gibt, und wenn sie nichts finden, an dem sie ihr kritisches Mütchen kühlen können, dann eben etwas zu fabrizieren, um daran herumzustänkern und denen, die es geschaffen haben, die Freude daran zu verderben. Es sind meist bürgerliche Jammergestalten, denen ihre eigene Unfähigkeit an der Nase abzulesen ist, und die sich deshalb auch immer, wo gearbeitet werden muß und jeder zeigen kann, wozu er fähig ist, auf französisch empfehlen, um den anderen Mühe und Plage großmütig zu überlassen, aber mit frecher Arroganz und aufreizender Anmaßung dann wieder in die Erscheinung treten, wenn das Gröbste getan ist und die opfervolle Saat aufzugehen anfängt. Wir haben bisher in unserer eigenen Bewegung mit diesen ewigen Kritikastern kurzen Prozeß gemacht: wir fragten sie nur, was sie bisher für die Partei geleistet hätten, und stellten dann fast immer mit Vergnügen fest, daß ihre großsprecherischen Phrasen im umgekehrten Verhältnis zu ihren Erfolgen standen. Im übrigen aber vermieden sie nach Möglichkeit, bei uns ihre kritischen Komplexe abzureagieren, da es in unserer Bewegung vorerst noch keine Lorbeeren zu holen gab. Nun aber glauben sie ihre Zeit gekommen. Die Partei ist aus dem Stadium des ersten Anfangs heraus. Sie wird größer und größer, und auch der Dümmste beginnt zu begreifen, daß der Erfolg fast vor der Türe steht. Nun wanzen sie sich bei uns an, die Maulhelden und Besserwisser, die Phrasendrescher und Klopffechter, die Ratgeber, die niemand um Rat gefragt hat, die Zeilenschinder und Wortverdreher: darum aufgepaßt!

Die einzige Möglichkeit, in der Partei, wenn auch nur für kurze Zeit, zu einiger Bedeutung zu gelangen, ist für sie die, daß sie die alte Garde, die eigentlich die ganze Bewegung aufgebaut hat und

auch heute noch verantwortlich trägt, zu diskreditieren versuchen. Sie wissen, daß die zu stolz ist, sich gegen das schreiende und radikal tuende Gelichter persönlich zur Wehr zu setzen. Sie vertraut mit Recht auf den gesunden Instinkt der breiten Massen der Anhängerschaft, die sie ja erst zur Partei geholt hat, und meint, daß der Gefolgsmann schon für sich Spreu vom Weizen scheiden wird.

Jeder Sektions- und SA.-Führer kennt diesen Typ des Besserwissers. Er steht in einer Mitgliederversammlung auf, wirft sich in die Brust, schmettert seine radikal aufgewärmten Schlagworte in die aufhorchende Gemeinde und beweist dann umständlich und mit viel Geschrei, was alles in der Sektion oder im Sturm falsch und abbruchreif sei, warum man das sittliche Recht und die sittliche Pflicht habe, den oder den Führer zu stürzen und ihn, den Sprecher — das sagt er zwar nicht, aber das soll ein jeder denken — an seine Stelle zu setzen. Antwortet ihm nicht! Laßt ihn ruhig ausreden und fragt dann nur nach seiner Mitgliedskarte, und ihr werdet in neunundneunzig von hundert Fällen feststellen, er ist entweder überhaupt kein Parteigenosse, oder er gehört erst seit ein paar Wochen zur Partei, oder er hat nicht einmal die primitivste Pflicht eines Parteimitgliedes erfüllt, nämlich seine Beiträge bezahlt. Und dann gebt ihn hohnlächelnd dem Gespött der anderen preis.

Es kam einer zu mir und legte in wohlpräparierter Rede seine kritischen Bedenken vor: das sei eine Sauwirtschaft, die Tendenz unserer Arbeit sei falsch, der Geschäftsgang erstarrt, die Erfolge nur Scheinerfolge, die Geschäftsstelle zu groß und die Versammlungen zu klein, und was derlei Unsinn mehr ist. Ich habe kopfschüttelnd zugehört und ihn am Ende nur gefragt, wie lange er denn bei der Partei sei. Es stellte sich heraus: seit Oktober vorigen Jahres. Und er merkte nicht einmal den eisigen Hohn, als ich ihm den Vorschlag machte, er solle einmal selbst die Partei führen; ich wäre sowieso dringend erholungsbedürftig, und meine feste Überzeugung ginge dahin, daß er in der Tat die Partei in kürzester Frist in einem Zimmer verwalten könne. Und wolle er nur seinen Verstand unterbringen, dann genüge schon eine Zigarrenschachtel.

So müßt ihr's alle machen! Das ist gesünder, als wenn ihr euch über das ewige Querulantentum dieser Berufsnörgler ärgert. Die darf man gar nicht ernst nehmen, denn genau besehen, nehmen sie sich selbst auch nicht ernst. Könnt ihr euch nicht anders gegen sie

wehren, dann gebt ihnen eine verantwortungsvolle Arbeit, etwa als Zellenobmann, Kassierer oder Schriftwart, und ihr werdet mit Vergnügen erleben, wie sie selbst im kleinsten Wirkungskreis nur jämmerliche Versager sind. Und geben sie euch auf euer Anerbieten, was meistens der Fall ist, da sie ja selbst wissen, wie unschöpferisch sie von Natur sind, zur Antwort, zu dieser mechanischen Arbeit seien sie sich zu schade, dann feuert sie zum Tempel hinaus.

Wir haben immer ein offenes Ohr für jeden, der ehrlich Kritik übt und durch eigene Arbeit bemüht ist, die von ihm gerügten Mängel zu seinem Teil mitabzustellen. Niemand wie wir, die wir die Partei aufgebaut haben und sie heute noch verantwortlich tragen, wissen besser, wie viele Fehler sie noch hat. Aber wir wissen auch, wie viele Fehler wir durch gemeinsame Arbeit schon beseitigt haben. Alles in diesem Leben, auch unsere Partei, ist Menschenwerk. Wer uns dabei helfen will, dieses Menschenwerk bis zum letztmöglichen Grad der Vollkommenheit zu verbessern, der ist uns allen herzlich willkommen. Wer aber nur durch ewige Kritikasterei seine eigene Bedeutungslosigkeit in das magische Licht einer anmaßenden Überlegenheit hineinstellen will, mit dem werden wir Fraktur reden!

6. Juli 1930

Kritik

Das Recht zur Kritik ist ein durchaus souveränes Recht; und zwar kann jeder es in Anspruch nehmen, der von den Mängeln und Schäden der zu kritisierenden Sache irgendwie mittelbar oder unmittelbar betroffen wird. Das Recht zur Kritik wird zu einer Pflicht, wenn das, was kritisiert werden muß, eine Angelegenheit des öffentlichen Lebens ist, es also nicht nur einen beschränkten Kreis von Interessierten angeht, sondern sich auf eine ganze Gemeinschaft, auf ein Volk auswirkt. Dann ist jeder Staatsbürger gezwungen, zu diesen Dingen Stellung zu nehmen, sie zu bejahen oder zu verneinen.

Das Recht zur Kritik schließt nicht unmittelbar in sich die Verpflichtung für den Kritiker, es nun seinerseits besser zu machen. Daß er die Fähigkeit oder auch nur die Lust und den Willen dazu habe, hat er ja vorerst noch gar nicht behauptet. Er stellt lediglich fest, daß die anderen es schlecht gemacht haben, und er hat das Recht zu dieser

Feſtſtellung, weil er an dieſem Dilettantismus und ſeinen Folgen mittragen muß.

Niemand wird von einem Theaterkritiker verlangen, daß er ein beſſeres Drama ſchreibe als das von ihm kritiſierte, und niemand wird einen Kunſthiſtoriker, der einen Maler ſcharf ins Gebet nimmt, auffordern, nun ſeinerſeits beſſere Bilder zu malen. Das braucht er und kann er auch in den meiſten Fällen nicht. Aber mit um ſo mehr Recht wird er ſich gegen dieſe Unterſtellung zur Wehr ſetzen, wenn er ſich zwar bereit erklärt, ein beſſeres Bild zu malen, der ihn dazu auffordert, aber ihm zum Malen Leinwand, Farbe, Pinſel und Palette verweigert und ihm etwa zur Antwort gibt, mit Farbe könne jeder malen.

Was in der Malerei die Farbe iſt, das iſt in der Politik die Macht. Wie ich ohne Farbe nicht malen kann, ſo kann ich ohne Macht keine Politik betreiben. Es iſt deshalb heuchleriſch und verlogen, uns Nationalſozialiſten, wenn wir den gegenwärtigen politiſchen Verhältniſſen mit kritiſcher Skepſis gegenübertreten, zur Antwort zu geben: „Kritiſieren kann jeder; dann macht ihr es doch beſſer.“ Denn erſtens kann noch lange nicht jeder kritiſieren; auch die Kritik iſt ſchöpferiſch und im Grunde durchaus etwas Poſitives. Sie iſt eine Kunſt und als ſolche ſtreng zu ſcheiden von Kritikaſterei. Nörgeln kann jeder; ſchimpfen, Phraſen dreſchen, ſich aufregen und wild tun, wenn es einem ſelbſt an den Kragen geht, das iſt alles nicht ſchwer. Aber ein politiſches Syſtem kritiſch zu vernichten, und zwar nicht mit Geſchrei und Geſinnung, ſondern mit ſtichhaltigen, unwiderlegbaren Beweisgründen, das iſt nicht ſo ganz einfach. Dabei bewahrheitet ſich das treffliche Wort, daß es für einen Revolutionär vorerſt nicht ſo ſehr darauf ankomme, zu ſagen, was er will, ſondern vielmehr darauf, zu ſagen, was er nicht will.

Und zweitens können wir in der Politik nichts beſſer machen, ſolange man uns das zu dieſer Arbeit nun einmal unumgänglich notwendige Handwerkszeug vorenthält, und das iſt: die Macht!

Wir werden es ſchon beſſer machen, laßt uns nur an die Macht! Da ihr das aber nicht tut, könnt ihr auch nicht von uns verlangen, daß wir etwas beſſern, ſondern das iſt einzig und allein eure Aufgabe; und wir haben dabei das ſouveräne Recht, das, von dem ihr behauptet, daß es gut ſei, zu kritiſieren und ſeine Fehlerhaftigkeit aufzudecken.

Wenn wir obendrein noch positive Vorschläge machen, so ist das unser reines Privatvergnügen. Eine Verpflichtung dazu besteht für uns nicht im mindesten. Aber daß wir es tun, und zwar gerne und oft und mit Leidenschaft, das ist ein Beweis dafür, daß wir von Hause aus nicht zur Kritik, sondern zum Aufbau berufen sind. Der Marxismus hat sechzig Jahre lang nur kritisiert, und seine ganze Tätigkeit bestand während dieser Zeit darin, das kaiserliche Deutschland zu unterhöhlen und mit der Lauge seiner Bosheit zu durchätzen, und er hat dabei nicht einen einzigen positiven Besserungsvorschlag gemacht. Gerade in seinem Munde nimmt sich die Forderung sonderbar aus, wir sollten nicht nur schimpfen, sondern auch neue Wege zeigen. Wir tun das; er hat das nie getan. Er hat von dem souveränen Recht der absoluten Kritik immer und ausgiebig Gebrauch gemacht. Wenn wir gelegentlich nach denselben Methoden ihm gegenüber verfahren, dann ist er darin selbst unser großer Lehrmeister gewesen.

Ein starker Staat und eine überragende Persönlichkeit brauchen keine Kritik zu fürchten. Es kümmert den Mond nicht, wenn ihn der Hund anbellt. Friedrich der Einzige gab den Befehl, ein gegen ihn gerichtetes Pamphlet „niedriger zu hängen", damit es jeder lesen könne.

Kritik hat auf die Dauer nur dann Erfolg, wenn das, was kritisiert wird, auch kritikbedürftig ist. Dann hat der Kritisierte auch Veranlassung, nervös zu werden.

Wenn die Republik unsere Kritik nicht vertragen kann und vor ihr nervös wird, dann ist das ein Beweis dafür, daß sie der Kritik auf das dringendste bedarf. Und da diese bei uns kühn, aber sachlich ist, hat sie auch ihre Berechtigung und braucht sich deshalb über ihre Erfolge nicht zu beklagen.

20. Mai 1929.

Halbe Bolschewisten

So rauscht es durch den bürgerlichen Blätterwald. Die Nationalsozialisten, die in einem erschreckenden Maße die Öffentlichkeit für sich zu interessieren und zum Teil gar zu gewinnen sich anschicken, nehmen mit ihrem zahlenmäßigen Wachstum auch zu an Draufgängertum und Radikalismus, und vor allem in sozialen Fragen verlieren sie so jede Vernunft, daß man kaum noch mit ihnen reden

kann. Beſonders ihre jüngeren Führer ſchlagen hier einen Ton an, der für die Zukunft das Allerſchlimmſte befürchten läßt. Man glaubt manchmal, man habe es mit roten Demagogen zu tun. Das, was ſie predigen, iſt kaum verhüllter, national angeſtrichener Marxismus. Sie wiegeln die Arbeiterſchaft auf gegen alle geheiligte Ordnung, was um ſo gefährlicher iſt, als ſie in der Tat an Anhang und Einfluß in den breiten Maſſen gewinnen. Sie ſind in Wirklichkeit verkappte Marxiſten und halbe Bolſchewiſten.

Und dabei, ſo doziert der ſchwarzweißrote Schmock weiter, wäre es doch ſo ſchön, wenn die Nationalſozialiſten bei ihrer eigentlichen Aufgabe blieben und ihre Wirkſamkeit darauf beſchränkten, die marxiſtiſch-international mißleitete deutſche Arbeiterſchaft wieder zu nationaliſieren. Warum aber taſten ſie dabei den geheiligten Begriff des Eigentums an und gaukeln dem Arbeiter Ziele vor, die ſich nun einmal nicht verwirklichen laſſen? Schade, daß es ſo iſt. Aber deshalb muß man ſich mit dieſer Frage ernſthaft beſchäftigen und den Verſuch machen, dieſe unangenehmen Demagogen wieder auf den rechten Weg zu bringen und ſie zu einer verantwortungsbewußten Realpolitik zu erziehen. Sonſt beſteht die Gefahr, daß ſie ganz ins marxiſtiſche Fahrwaſſer abrutſchen und ſich damit für die deutſche Zukunft vollſtändig ausſchalten. Es fehlt bei dieſer Beweisführung nur noch die offene, brüske Konſequenz: es lebe der Geldſack und hoch die Tyrannei des Youngpatriotismus über das ſchaffende deutſche Volk!

Wie man ſieht, ſoviel Worte, ſoviel Unſinn und Heuchelei. Würde auf dieſen durchſichtigen Schwindel nicht ſo mancher anſtändige und aufrechte deutſche Patriot hereinfallen, dann verſpürten wir nicht im mindeſten das Bedürfnis, uns irgendwie damit auseinanderzuſetzen. Wir ließen ihn ſich, wie ſo viele andere Lügen und Verleumdungen über uns, ſelbſt totlaufen. So aber iſt es notwendig, die Dinge wieder einmal ins rechte Licht zu rücken und dem bürgerlichen Heuchlerpack die Maske von der Fratze herunterzureißen. Was iſt hier Wahrheit?

Wir Nationalſozialiſten führen den Kampf gegen den Marxismus in jeder Form ſeit nunmehr zehn Jahren, und zwar nicht in billigen Zeitungsartikeln und ungefährlichen bürgerlichen Ausſchüſſen, ſondern da, wo der Marxismus wirklich zu treffen iſt: im Volk ſelbſt. Wir haben für dieſen Kampf unerhörte Opfer und Drangſale auf

uns genommen. Unsere Parteigenossen wurden wie Aussätzige von den Arbeitsstellen vertrieben, Einzelmenschen und Familien brotlos gemacht, wir haben Tausende und aber Tausende von Schwerverletzten gehabt, unsere Führer gingen in die Gefängnisse, und über sechzig unserer Besten haben ihre antimarxistische Weltanschauung mit dem Tode besiegelt. Ein Horst Wessel wurde von feigen bolschewistischen Kreaturen gemeuchelt, und zwar nicht, weil er ein Marxist, sondern weil er ein offener Bolschewikenfeind war, der seinen Kampf gegen diese Weltpest nicht vom grünen Aufsichtsratstisch, sondern in Reih und Glied der braunen Freiheitsarmee führte. Das alles geschah und geschieht zu derselben Zeit, in der die bürgerlichen Parteien, die heute die Stirne haben, uns marxistischer Neigungen zu verdächtigen, mit eben demselben Marxismus in der Regierung sitzen und widerspruchslos zuschauen, wie vertierte rote Horden uns auf den Straßen zusammenschlagen, nicht weil wir Marxisten, sondern deren einzig wahre und gefährliche Gegner sind.

Der Marxismus ist eine trügerische Weltanschauung, die in ihrem Effekt jegliche menschliche Kultur und Gesittung vernichtet. Er unterhöhlt die Fundamente des Staates, korrumpiert das öffentliche Leben, zersetzt Schule und Familie, untergräbt Glauben und Ideale, verhöhnt und verachtet jede menschliche Größe und treibt mit dem Heiligsten Spott. All das hat der bürgerliche Patriotismus schweigend hingenommen, ja sich sogar zum willigen Helfershelfer dieser lebenbedrohenden Politik gemacht. Nur wenn der Marxismus ihm an den Geldbeutel geht — das wissen wir: nicht um dem deutschen Arbeiter zu helfen, sondern um die letzten Reste deutschen Besitzes an das jüdische Weltkapital zu verhökern — dann schreit der Youngpatriot auf wie von der Tarantel gestochen, dann sind die höchsten Güter in Gefahr.

Und weil wir uns erlauben, über die augenblickliche Verteilung der Besitztitel an der deutschen Produktion anderer Meinung zu sein, als diese feigen und habgierigen bürgerlichen Jämmerlinge, darum werden wir von ihnen bolschewistischer Tendenzen verdächtigt. Das könnte ihnen so passen: gegen sie durch eigene Kraft und unter namenlosem Bluteinsatz groß geworden, sollen wir uns nun in die Rolle einer Wach- und Schließgesellschaft hineindrängen lassen! Für sie ist jeder ein Bolschewist, der eine neue Beziehung der breiten Massen zum deutschen Nationalbesitz anstrebt. Man darf das Land

in Grund und Boden hineinregieren, man bleibt dann doch ein feiner Mann. Nur wenn man an den Geldſack herangeht, dann wird man verfemt und ausgeſtoßen.

Wenn wir für den bürgerlichen Kapitalismus als Bolſchewiken gelten, weil wir dem ſchaffenden deutſchen Arbeitertum den ihm gebührenden Platz in der kommenden Volksgemeinſchaft erkämpfen wollen, dann nehmen wir dieſen Vorwurf kalt lächelnd auf uns. Wir machen kein Hehl daraus, daß uns die gegenwärtige wirtſchaftliche Ordnung als unſittlich und unerträglich erſcheint und wir ſie deshalb aus tiefſtem Herzen haſſen, bekämpfen und auch einmal radikal beſeitigen werden. Wir wollen eine ethiſche Neuordnung des wirtſchaftlichen Lebens unter dem Geſichtspunkt des Volkswohles und fordern dafür vom Beſitz Opfer und Hingabe. Wer ſich nicht freiwillig zu dieſer Notwendigkeit bekennt, der wird einmal dazu gezwungen werden müſſen. Die Herrſchaft des Geldſacks ſoll und muß ein Ende finden, und an ihre Stelle wird das Prinzip der Leiſtung treten.

Wir wollen keinen Profitſtaat, ſondern einen Staat der Arbeit!

Wir wiſſen, daß bei dieſen Forderungen das deutſche Volk auf unſerer Seite ſteht!

27. April 1930.

Iſidor

Es iſt die Geſchichte eines Juden, der nicht ſo ausſehen wollte.
Es iſt die Geſchichte ſeiner ſelbſtverſchuldeten Blamage.

Er verbot, daß man ihn Iſidor Weiß nenne, denn er heiße Bernhard, alſo Bären-Herz. Das machte alle Lacher mobil.

Er zeigte ſich vormittags als Herrenreiter im Tiergarten und jagte abends im Überfallwagen hinter den Nationalſozialiſten her, denn er fühlte ſich ſehr als Vizepolizeipräſident von Berlin.

Er ließ ſich um Mitternacht mit Welt- und Halbweltdamen photographieren und wurde am hellichten Tage von ſeinen eigenen Polizeibeamten mit dem Gummiknüppel verprügelt, weil die nicht glauben wollten, daß ihr Vorgeſetzter ſo ausſehen könne.

Er war wegen ſeiner außergewöhnlichen Naſe mit einem Schlage berühmt, aber er hatte trotzdem nicht die geringſte Witterung für das, was mit den Nationalſozialiſten herannahte.

So war er ſchließlich doch der Dumme, dem Haß und Hohn nachſtellten, wo immer er ſich zeigte.

Mein Name iſt Haſe. Ich wohne im Walde und weiß von nichts. Ich halte mich aus allem draus. Ich bin ſozuſagen politiſch neutral. Wenn es mir Vorteile bringt, dann ſtelle ich mich auf irgendeinen Boden; am liebſten auf den der Tatſachen. Denn Tatſachen ſind meiſtens golden. Ich bin der Meinung, daß ganz rechts und ganz links verboten werden müſſen. Denn die Mitte iſt ja an und für ſich verboten. Wie geſagt, der Meinung bin ich. Ich bin mithin ein Realpolitiker. Das iſt bequem und bringt wenig Gefahren, und vor allem ernährt es den Mann.

Angenommen ich wohnte nicht mehr im Walde, ſondern in China. Irgendein Glück oder Unglück hätte mich dahin verſchlagen. Nehmen wir das einmal an. Das wäre ja furchtbar peinlich. Denn in China ſind bekanntlich alle Menſchen Chineſen; ſelbſt der Kaiſer iſt ein Chineſe. Ich würde alſo ſchwer auffallen. Denn ich heiße ja Haſe und ſehe aus, als ob ich ein Deutſcher wäre. Man würde mich alſo ſofort als ſolchen erkennen können. Ja, ich glaube, die Kinder würden auf der Straße ſtehenbleiben und rufen: „Das iſt ja Haſe!"

Aber auch da wüßte ich mir zu helfen. Ich ließe mir einen langen Zopf wachſen, träte aus dem deutſchen Ausſehen aus, legte meinen ehrwürdigen Namen Haſe ab und nennte mich: „Wukiutſchu". So nennte ich mich. Und wenn mich dann noch jemand „Haſe!" riefe, dann würde ich ſehr böſe ſein.

Angenommen ich wohnte dann in Schanghai, und mein Vater wohnte noch im Walde, ich würde das vom Walde gar niemandem ſagen; im Gegenteil! Ich würde ſo tun, als hätten wir ſeit Urväter Zeiten in Schanghai gewohnt, ja, ich würde es als eine Beleidigung empfinden, wollte man das anzweifeln. Und dann, wieder angenommen, müßte es der Zufall wollen, daß in Schanghai der Polizeipräſident ſtürbe; oder daß er ſich moraliſch vergiftete an einem geſchenkten goldenen Zahnſtocher. Und dann, wieder angenommen, riefen alle Chinſen: „Wukiutſchu ſoll unſer Führer ſein!"

Ich wäre dann Polizeipräſident von Schanghai und wüßte nicht wie. Polizeipräſident ſein, iſt etwas Schönes. Man hat dann die Macht in der Hand und kann damit ſchalten und walten, wie man will. Das heißt, wenn die anderen ſich das gefallen laſſen. Aber das müſſen ſie ja wohl. Wenn ſie ſo dumm ſind und ſagen: „Wukiutſchu

ſoll uns führen!", dann müſſen ſie eben mit Haſe zufrieden ſein. Und wer nicht zufrieden iſt, dem werde ich ſchon nachhelfen, denn Unzufriedene gibt es bekanntlich immer. Ich werde deshalb dekretieren:

„Es iſt verboten, unzufrieden zu ſein!

Wukiutſchu."

Und dann werde ich regieren. Ich weiß, das iſt nicht ſo einfach, wie es ſich anhört. Da werden Leute kommen und ſagen:

„Was will Wukiutſchu? Er iſt ja gar nicht aus unſerem Volk! Wukiutſchu heißt eigentlich Haſe und wohnte im Walde. Er hat ſich bei uns dazwiſchengedrängt. Wir ſitzen ſchon tauſend und mehr Jahre auf chineſiſchem Boden. Unſere Väter haben dieſes Land urbar gemacht und, wenn es not tat, ſeine Scholle mit dem Leben verteidigt. Damals wohnte Wukiutſchu noch im Walde, und jetzt tut er ſo, als ſei er immer unter uns geweſen. Herunter mit ihm vom Thron! China den Chineſen!"

Das iſt dann für mich natürlich furchtbar peinlich. Denn wenn man mir den Zopf abſchnitte, dann würde jedes Kind ſehen, daß dieſe Leute recht haben. Aber das geht doch nicht. Ich bin ja doch Polizeipräſident, und als ſolcher habe ich Anſpruch auf Reſpekt. Deshalb werde ich dekretieren:

„Wer mir noch einmal ‚Haſe!' nachruft, der hetzt zum Klaſſenkampf auf. Ich verbiete das, und wer mein Geſetz übertritt, den ſperre ich ein!

Wukiutſchu."

Und dann habe ich Ruhe. Dann ſtrahle ich in der Würde meines Amtes, laſſe die chineſiſchen Kulis vor mir ſtramnſtehen, empfange Ozeanflieger und bin auf jedem Bankett dabei. Mein Zopf wächſt immer länger, und bald denkt keiner mehr daran, daß ich einmal Haſe hieß. Und die Unzufriedenen ſterben auch einmal aus, und dann iſt die Unzufriedenheit aus der Welt.

Dann erſt beginnt das Leben in Schönheit und Würde.

Zudem bin ich Wegbereiter. Man muß ſchon wie ich von nichts wiſſen, um feſt und unerſchütterlich daran glauben zu können.

Aber wie geſagt, das iſt ja alles nur angenommen.

Denn da wären die Chineſen ſchön dumm, wenn ſie mir das mit dem Wukiutſchu glaubten und mich zum Polizeipräſidenten machten.

Nein, ſo dumme Menſchen gibt es nicht.

Das iſt ja alles nur ein Märchen.

Ich bin kein Chineſe und wohne nicht in Schanghai. Ich heiße nicht Wukiutſchu, ſondern Haſe.

Ich wohne im Walde und weiß von nichts.

15. Auguſt 1927.

Angenommen!

Ich heiße Fridolin — beiſpielsweiſe. Und ſpiele eine Rolle in dieſer Republik.

Eine Gruppe von Menſchen ſetzt ſich nun in den Kopf, ich heiße Max und nicht Fridolin. Wo ich geh' und ſtehe, da tritt mir einer dieſer närriſchen Kerle entgegen, lächelt mir dummdreiſt ins Geſicht und ſagt: „Guten Tag, Max!" Oder: „Ei, ſieh da, Max!" Oder: „Vorſicht, da kommt Max!" Was ſoll man dagegen machen? Ich würde es zuerſt mit Güte verſuchen, würde ſtehenbleiben, freundlich lächelnd den Hut lüften und erklären: „Mein Herr, Sie befinden ſich im Irrgarten. Ich heiße Fridolin und nicht Max." Vielleicht würde er ein Einſehen haben. Vielleicht würde er auch den Hut lüften und mir erwidern: „Siehſt du, Fridolin, das mit dem Max war nur ſo eine Marotte von mir; ſei mir nicht böſe, ich wollte dir nicht zu nahe treten." Darauf ich: „Aber, aber! Max iſt doch auch ein Name. So oder ſo. Ich ſagte dir das nur der Ordnung wegen."

Vielleicht aber träfe ich auch einmal auf einen, der auf meine Korrektur grinſend zur Antwort gäbe: „Fridolin hin, Fridolin her! So wie du ausſiehſt, ſo heißt man Max. Was kann ich dafür, daß dein Vater dir nicht den Namen gab, der zu dir paßt?"

Damit würde ich mich wohl oder übel abfinden müſſen. Ich würde weder mit dem Gummiknüppel ſchlagen noch die Gerichte in Bewegung ſetzen. Ich würde lediglich konſtatieren: „Schön, alſo Max! Einigen wir uns. Was ſoll das Streiten? Es iſt ſo genug Zank in der Welt!"

Wenn jemand mich Max nennt, dann iſt er ein Sonderling — oder er hat ſeine Gründe dafür. Was ſcheren mich ſeine Gründe? Ich bleibe ich, ob Fridolin oder Max.

Warum ruft uns der Berliner Vizepolizeipräſident Dr. Bernhard Weiß vor den Richter, bloß weil wir ihn Iſidor nennen? Findet er etwa, daß dieſer Name nicht auf ihn paßt? Oder paßt er nur allzu gut auf ihn? Weil Iſidor eine Umſchreibung für Jude ſei? Ja, iſt denn Judeſein etwas Minderwertiges? Herr Weiß wird doch wohl

nicht bezweifeln wollen, daß er ein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens und jüdischen Aussehens ist, aus dem man gewiß drei machen könnte, ohne dabei Gefahr zu laufen, gegen die gute Sitte des kleinasiatischen Ponims zu verstoßen? Sein Konterfei ist der mit mathematischer Genauigkeit durchgeführte Beweis für unsere Behauptung, daß auf dem Sessel des Berliner Vizepolizeipräsidenten ein Repräsentant alttestamentarischer Tradition sitzt. Darüber kann es keinen Disput mehr geben. Zudem war ja sein Vater, der Synagogenvorsteher Weiß, noch vom Metier. Seit wann ist es eine Schande in der Novemberdemokratie, Jude zu sein? Wenn nicht, warum regt Herr Bernhard Weiß sich darüber auf, daß wir nicht müde werden zu erklären, daß er einer ist? Wer von euch, ihr Männer, würde betroffen nach dem Kadi schreien, sagte man ihm unverblümt: „Du bist ein Deutscher!" Im Gegentum! Im Gegentum! Stolz würden wir alle aufstehen und bekennen: „Jawohl, ein Deutscher vom Scheitel bis zur Sohle!" Warum tut Herr Bernhard Weiß angesichts seines unmißverständlichen Ponims nicht ein Gleiches? „Jawohl, ein Jude vom Scheitel bis zur Sohle?!"

Warum läßt er einem kleinen Zeitungshändler zwei Monate Gefängnis aufbrummen, bloß weil der sein Konterfei rot umrandet durch die Straßen Berlins getragen hat? Kann dieser Zeitungshändler dafür, daß Herr Bernhard Weiß so aussieht, wie er aussieht? Mir wird vor einigen Tagen vom Untersuchungsrichter eine Karikatur des „Angriffs" vorgehalten, auf der Orje einem Esel ein Schild zeigt mit der Aufschrift: „Mit dem Ausnahmezustand kann jeder Esel regieren!" Ich soll Antwort geben auf die Frage: „Und da wollen Sie im Ernst abstreiten, daß dieser Esel Ähnlichkeit mit dem Berliner Vizepolizeipräsidenten Dr. Weiß hat?" Dieses „Angriff"-Exemplar kam direkt aus dem Allerheiligsten des Polizeipräsidiums, die in Frage stehende Karikatur war von IhM selbst rot angekreidet. Haben wir ein Recht zu der Annahme, daß Herr Weiß selbst der Entdecker dieser angeblichen Ähnlichkeit ist?

Und überhaupt, was sollen wir denn machen? Verzichten können und wollen wir nicht darauf, unseren Lesern zu zeigen, wie die Berliner Regierer aussehen. Alle, die Herrn Weiß schon einmal zu besichtigen die Ehre hatten, loben die frappante Ähnlichkeit unserer Darstellung mit dem Original.

Als vor einigen Wochen das „8-Uhr-Abendblatt" eine wüste Kari-

katur von meiner Bescheidenheit brachte, da haben wir sie in unseren Spalten veröffentlicht und daneben ein unverfälschtes Photo. Wir sind bereit, ein gleiches Verfahren Herrn Weiß gegenüber anzuwenden, wenn er uns ein Photo zur Verfügung stellt. Wir werden dann gleich ein Preisausschreiben daraus machen:

„Die Aufgabe ist, herauszufinden, was ist Photo, und was ist Karikatur?"

Den Namen Isidor aber werden wir uns wohl verkneifen müssen. Wenn Herr Weiß behauptet, er hieße gar nicht so und habe auch nie so geheißen, dann machen wir ihn bescheiden auf ein Sprichwort aufmerksam:

„Wenn es nicht wahr ist, dann ist es gut erfunden."

Und ist der Berliner Vizepolizeipräsident denn ein so humorloses Lebewesen, daß er nach den Richtern schreit, um selbst den Volkswitz in Ketten zu legen?

Arme Demokratie! Sie kann schon keinen Isidor mehr verdauen. Und dabei haben wir doch vor, ihr noch ganz anderen Rizinus ins offene Maul zu schütten! 9. April 1928.

Weil es so schön war!

Hochzuverehrender Polizeivizepräsident Dr. Bernhard Weiß!

Mit tiefem Bedauern habe ich in der Zeitung gelesen, daß Sie gelegentlich eines Umzuges der Roten Frontkämpfer in ein Handgemenge der Schupo mit den politischen Kindern Ihres Freundes Severing hineingeraten sind und dabei leider — verzeihen Sie den harten Ausdruck — etwas aufs Dach bekommen haben. Zwar nicht so, daß Sie dabei ernstlich Schaden genommen hätten, gottlob! Aber immerhin doch so, daß Sie, wie Sie selbst im „Berliner Tageblatt" erzählen, „von einem jüngeren Schutzpolizisten mehrmals mit voller Kraft mit dem Gummiknüppel über den Rücken und linken Arm geschlagen wurden. Die Schläge sind mit solcher Roheit ausgeführt worden, daß die ganzen Stellen an meinem (also Ihrem!) Körper stark blutunterlaufen sind". Das alles mußte ich zu meinem Leidwesen vernehmen. Wir hatten in der letzten Nummer des „Angriff" nicht genügend Zeit und Raum, diese bedauerliche Entgleisung in der sonst Ihnen gegenüber gepflegten Breite und mit dem nötigen Ernst entsprechend zu würdigen. Wir mußten uns mit einem Ihrer Kasse-

genoſſen, der leider noch entgegen der von Ihnen geübten Praxis ſeinen diffamierenden Vornamen trägt, dem Vorſitzenden des Warenhausverbandes Iſidor Bach, des längeren auseinanderſetzen. Und Sie kamen dabei zu kurz. Niemand bedauert das mehr als ich. Ein altes Sprichwort ſagt, man ſoll die Feſte feiern, wie ſie fallen. Aber ein Oſterei zu Pfingſten iſt auch noch ein Geſchenk, wenn es nur mit Hingebung und Liebe dargebracht wird. Sie können und werden uns nicht in Verdacht haben, daß wir der Hingebung und Liebe ermangelten, wenn wir jetzt noch einmal auf dieſes peinliche Mißgeſchick ausführlich zu ſprechen kommen, das Ihnen — Gott ſei's geklagt — widerfahren mußte.

Der Gummiknüppel iſt nur dann angenehm, wenn er auf dem Rükken des anderen tanzt. Sie werden das bereits ſeit langem wiſſen; denn bisher waren ja nur wir Berliner Nationalſozialiſten die Geſegneten, und Sie ſelbſt kommandierten. Seit Ihrem Unglück haben nun auch wir dankbar von jener Tatſache Kenntnis genommen. Der gewiß auch Ihnen nicht unbekannte Dichter Chriſtian Morgenſtern erzählt in einem ſeiner neckiſch-abſtruſen Gedichte, wie der Gaul des Tiſchlers Bartels die Treppe zur Wohnung des Herrn Profeſſors Stein heraufklappert, beſcheiden anklingelt und dem öffnenden Dienſtmädchen erklärt, er ſei derſelbige Gaul, der dazumal die Tür- und Fenſterrahmen brachte. Der Herr Profeſſor Stein kann dazu nur lakoniſch verzweifelt ſagen: „Das war ein unerhörtes Erlebnis." So ungefähr war mir zumute, als ich Ihr blutunterlaufenes Unglück erfahren mußte. Ein unerhörtes Erlebnis!

Ich bin kein Ariſtophanes, die Satire dieſer Karambolage zu ſchreiben. Aber vor ſolch überwältigender Macht des Schickſals, da wird der Blinde ſehend, da ſtimmt der Stumme ein Tedeum an, da wird der Amuſos zum Homer und der Theaterportier zum Komödienſchreiber. Das durfte nicht kommen!

Das hatten wir in unſeren kühnſten Träumen nicht zu hoffen gewagt. Hätte uns das einer zwei Tage vor dem Ereignis prophezeit, wir hätten ſeine blühende, ausſchweifende Phantaſie, ſein krankhaft geſteigertes Vorſtellungsvermögen auf das tiefſte bewundert oder gar beklagt. Hätte einer von uns den in Frage kommenden Gummiknüppel geſchwungen, gut, ſchön, man hätte ſeine Vermeſſenheit notiert, vielleicht auch wäre ein Rohling unter uns feſtzuſtellen geweſen, der da erklärt hätte: Schad't ihm nichts: verdient hat er's!

Aber einer von Ihren eigenen Soldaten! Erkennt ſeinen Präſidenten nicht und knüppelt drauf los, als ſei der ein Deutſcher; ſchreit ihm noch dazu wutverzerrt ins lädierte Geſicht: „Was, du Affe? Auch noch Polizeipräſident will er ſein, der Jud'? 'rin in die Freſſe!"

Das iſt ergreifend und tröſtlich zugleich. Das iſt der Höhepunkt! Drüber geht's nimmer, ſagt man in München. Das iſt zum Auswachſen, zum Auf-die-Bäume-Klettern. Ein Zeitgenoſſe ſchreibt mir — warum wohl mir? — am anderen Tag: „Ihnen hat das Glück gelächelt!" Gelächelt? Arme deutſche Sprache! Geſchrien, getobt, um ſich geſchlagen, gebrüllt hat es vor Lachen!

Jener Polizeimann hat ſich ein hiſtoriſches Verdienſt erworben. Er hat die Tragikomödie neudeutſcher Demokratie geſchrieben mit dem einzigen Schreibinſtrument, das dafür in Frage kam: mit dem Gummiknüppel.

Das wollen wir dieſem wackeren grünen Soldaten nie vergeſſen.

Ich bin mit republikaniſchen Grüßen und mit dem Wunſch auf noch recht lange ſegensreiche Zuſammenarbeit mit Ihnen

voll der gebührenden Hochachtung . . .

18. Juni 1928.

Finden Sie, daß Iſidor ſich richtig verhält?

Wieſo? Iſidor? Jawohl, Iſidor! Ich wag's mit Sinnen. Ich breche den Bann. Im feigen Schutz der Immunität nenne ich das Kind beim Namen. Iſidor! Das O iſt ganz lang zu ziehen und das R zu rollen, dann klingt dieſer Name wider von unausſprechlicher Süße und Kraft. Das Geſchenk des Oſtens! Das Angebinde der Sonnengöttin! So ähnlich müßte die Überſetzung ins Deutſche lauten. Man kann dieſen Namen gar nicht wortwörtlich übertragen. Dann verliert er mit einem Male ſeine magiſche Bedeutung. Um dieſen Namen rankt ſich eine ganze Welt. Der Name iſt Programm ſozuſagen. Nicht erſt von heute, ſchon ſeit Hunderten von Jahren. Dieſes Programm hat nicht gerade rühmlich abgeſchnitten in der Vergangenheit. Kann man es da der Gegenwart verdenken, wenn ſie ſich nicht damit identifizieren läßt?

Iſidor bleibt Iſidor! Naſe iſt Naſe. Das kommt weder vom Klima noch von den ökonomiſchen Verhältniſſen. Es gibt lange und kurze Naſen, breite und ſchmale, geſchwungene und ſtumpfe, ſpitze und

platte, rote, blaue und grüne; man könnte ein Buch über Naſen ſchreiben, ein intereſſantes, lehr- und aufſchlußreiches Buch. Darin müßte eine Naſe verzeichnet werden, die es nur einmal gibt, eine hiſtoriſche Naſe ſozuſagen, eine Naſe mit Geſchichte, mit Tradition, eine, die mehr bedeutet als bloßes Riechorgan; eine Naſe, die wahrſcheinlich vom Verſchönerungsbeirat der Natur erdacht und erfunden worden iſt; von architektoniſchem Wert, wenn man ſo ſagen darf. Dieſe Naſe kennt jeder, ohne daß man ſie nennt. Finden Sie, daß dieſe Naſe ſich richtig verhält? Ich ſage ja. Dieſe Naſe iſt nicht meine Naſe. Aber trotzdem könnte meine Naſe es nicht beſſer mit uns meinen als dieſe Naſe.

Am 5. Mai 1927 wurden wir als Partei verboten. Proſt Naſe! Das Verbot dauerte ein ganzes Jahr. Als es aufgehoben wurde, waren wir dreimal ſo ſtark, wie als es erlaſſen wurde. Man zerrte uns während des Verbots Dutzende Male vor den Kadi, wir bekamen Geld- und Gefängnisſtrafen die Menge. Wir kannten uns kaum noch in unſeren eigenen Prozeſſen aus, unſere Namen wurden durch die Öffentlichkeit gezerrt, jeder Huſten von uns wurde peinlich genau in der Journaille regiſtriert. Man verbot uns den Mund und flocht damit einen unverdienten Lorbeerkranz um unſere Stirne. Ergebnis: Berlin begann von uns zu ſprechen. Wir machten als Bäckerdutzend mehr von uns reden als die anderen großen Parteien. Die Öffentlichkeit trat uns entgegen mit Haß oder Liebe, niemals aber mit jener ſtumpfen Gleichgültigkeit, die jeder Entwicklung den Tod bringt.

Einer ſchwang über uns den Knüppel, wir ſagten: „Danke ſchön, es tat nicht allzu weh!", aber wir wurden unter ſeinen Schlägen hart und bedingungslos. Als das Maß unſerer Sünden voll war, bewilligte der Reichstag eine Amneſtie, 68 Verfahren und Strafen wurden gnädigſt niedergeſchlagen und erlaſſen. Wir ſtrichen den Ruhm ein und die Naſen die Blamage.

Finden Sie, daß Iſidor ſich richtig verhalten hat?

Proſt Naſe! Wir ſind nicht ſo. Wir ſchwingen nur gegen den die Narrenpeitſche, von dem wir wiſſen, daß er ſich darüber grün und blau ärgert. Und hier glauben wir das zu wiſſen.

Die Politik, die die roten Kaiſer von Berlin bis jetzt gegen uns betrieben haben, iſt falſch geweſen. Wir raten den Herren, ſie einer ernſten Reviſion zu unterziehen. Sie war diktiert von perſönlichem Haß, nicht von jener eiskalten, nüchternen Logik, die zur rechten Zeit

die rechten Entschlüsse faßt, sachlich, streng und mathematisch sicher. Man wollte aus rassischen Minderwertigkeitskomplexen heraus Rache an uns nehmen, man tat das im Zorn, im Eifer, im Durst nach Blut, im Rausch der Macht. Man bot dabei schwache Stellen, und da haben wir unbarmherzig hineingeschlagen, nüchtern, kalt lächelnd, grausam und berechnend. Mit jener messerscharfen Logik, die der Revolutionär als stetes Unterpfand zum letzten Siege dem Satten voraus hat. Rache ist ein Gericht, das wird kalt genossen. Je leichtsinniger die Nasen das vergaßen, um so tiefer grub es sich in unsere Hirne und Herzen ein. Unsere Rache heißt Erfolg. Er ist verbürgt in unserem Glauben an die gute Sache, im Können unserer Köpfe, im Fanatismus unserer Fäuste, im Opfermut der Gefolgschaft und im draufgängerischen Heroismus derer, die an der Spitze stehen.

Dazu kommt als ausschlaggebender Faktor: die Dummheit unserer Gegner. Nur weiter so!

Ich finde, daß Isidor sich richtig verhält. 29. Oktober 1928.

Rund um den Alexanderplatz

„Isidor: das ist kein Einzelmensch, keine Person im Sinne des Gesetzbuches."

„Isidor: das ist kein Einzelmensch, keine Person im Sinne des Visage.

Isidor ist das von Feigheit und Heuchelei entstellte Ponim der sogenannten Demokratie, die am 9. November 1918 leere Throne eroberte und heute über unseren Häuptern den Gummiknüppel der freiesten Republik schwingt.

Isidor heißt zu Deutsch: das Geschenk des Ostens. Kein Name charakterisiert das Deutschland von heute so treffend wie dieser."

So beginnen wir unser „Buch Isidor". Der Berliner Polizeivizepräsident Dr. Bernhard Weiß, der bekanntlich der Sohn eines Synagogenvorstehers ist, hat alle Minen springen lassen, um dieses Buch zu beschlagnahmen. Er fühlte sich nämlich ganz zu Unrecht dadurch betroffen und befand sich dabei in der Rolle jenes Mannes, der in einer großen Menschenmenge den Ruf „Isidor" hörte und laut „hier!" rief, obzwar er Bernhard hieß.

Es ist ihm vorbeigelungen. Das Buch bleibt frei. Es gibt noch Richter in — München.

Was sagt ihr dazu? Und daß ein bayerisches Schwurgericht in

einem Prozeß, den beſagter Polizeivizepräſident gegen einen führenden Parteigenoſſen anſtrengte, als wahr unterſtellt, daß er die nationalſozialiſtiſche Bewegung in Berlin hemmungslos verfolgt? Das ſind Sachen! Es hagelt dieſem Auserwählten in letzter Zeit derartig krachend ins Kontor, daß man meinen ſollte, er und ſeine Brotgeber hätten bald genug davon.

Das war ſo eine ſchwierige Geſchichte dazumal, als in der „Berliner Illuſtrierten" ein ſchreckliches Bild einer Femegerichtsſitzung „der Ritter vom feurigen Kreuz" erſchien. Warum mußte es auch ſo bald und ſo unwiderleglich herauskommen, daß das Berliner Polizeipräſidium dieſes Bild auf Geheiß ſeines jüdiſchen Vize von ſeinen Beamten hatte ſtellen laſſen.

Von da ab wollte ihm nichts mehr gelingen.

Aus dieſem Polizeipräſidium kam am 5. Mai 1927 das Verbot der NSDAP. mit einer Begründung, die jedem juriſtiſchen Prüfling die Note 5 eingetragen hätte. Wir proteſtierten; der Einſpruch liegt heute noch — es iſt faſt ſchon zwei Jahre her — beim Oberverwaltungsgericht. Herr Dr. Bernhard Weiß regiert weiter.

Im Kölling-Hoffmann-Prozeß beklecherte ſich dieſer edle Vertreter des novemberlichen Deutſchlands ſeine Weſte derartig mit Kaffeeflecken, daß es einen Hund erbarmen konnte. Es war einfach zum Weinen. Die nationalen Blätter ſchlugen einen Mordslärm, und ſelbſt die Judenpreſſe wußte nichts Beſſeres zu tun, als betreten zu ſchweigen. Der bekannte Sturm der Entrüſtung ging durch die deutſche Öffentlichkeit. Hoffmann machte eine freundliche Verbeugung und warf der Demokratie den Bettel vor die Füße. Aber Herr Dr. Bernhard Weiß regiert weiter.

Seine eigene Schupo verprügelt ihn bei einer Kommuniſten-Demonſtration. Die wackeren grünen Soldaten können unmöglich eine Ahnung davon haben, daß das ihr Polizeipräſident iſt. Der Betroffene entblößt vor der Öffentlichkeit ſeinen ſtriemenüberdeckten Rücken, und die Judenpreſſe kommentiert ſchluchzend: „Sehet, welch ein Menſch!" Durch ganz Deutſchland dröhnt ein homeriſches Gelächter der Schadenfreude.

Die Sage von ſeinem überentwickelten Naſenprofil dringt nun ſelbſt in die Aſphaltpreſſe. Wir ſahen in der „Nachtausgabe" ſeine Karikatur, handfeſt und ſicher gezeichnet von einem ſeiner Raſſegenoſſen, daher durchaus authentiſch und unverdächtig. Hätten wir

ihn so gebracht, er hätte uns wieder einmal vor den Kadi geschleppt. Wir sahen ihn im „Modespiegel" des „Berliner Tageblatts". So gemein haben selbst wir ihn niemals dargestellt, wie er hier von der Mischpoche gezeichnet wurde. Und dabei so natürlich. Er küßt gerade einer Filmdiva die Hand, das heißt er versucht das, ohne vor lauter Nase dazu zu kommen.

Dieser Mann steht an der Spitze der reichshauptstädtischen Polizei, kommandiert, ich weiß nicht wieviel zehn Regimenter Schupo, ist bei jedem Ball und jedem Empfang als Repräsentant der Reichsmetropole dabei und spricht im Namen von viereinhalb Millionen deutschen Berlinern. Unter seiner Führung ist die Berliner Polizei zur Knüppelgarde geworden.

Wir haben dieses skandalöse System seit drei Jahren auf das erbittertste bekämpft und müssen nun zu unserem innigsten Bedauern erfahren, daß heute selbst in Kreisen, die uns weltweit fernstehen, die Überzeugung sich Bahn bricht, daß Herr Dr. Bernhard Weiß anfängt, fürchterlich zu werden.

Wird man ihm demnächst den Laufpaß geben? Wir hörten davon. Wenn ja, warum? Wer verdirbt uns so das Konzept und erledigt Aufgaben, die wir uns vorbehalten möchten? 11. März 1929

An der Klagemauer

Es geschehen noch Zeichen und Wunder in Deutschland. Das Reichsgericht in Leipzig hat zu Recht entschieden, daß die Bezeichnung Jude für einen Juden — keine Beleidigung darstellen könne, und eine dahingehende Klage des Berliner Polizeivizepräsidenten Dr. Weiß zurückgewiesen. Es könne, so meinte der hohe Gerichtshof, unmöglich angehen, daß ein Jude sich dadurch beleidigt fühle, daß man ihn eben einen Juden nenne, gleich so wie ein Katholik eben ein Katholik und ein Protestant eben ein Protestant sei und sie anstandslos als solche auch bezeichnet werden dürften.

In der Tat, ein geradezu revolutionär anmutender Urteilsspruch, ein Urteilsspruch, der alle geheiligten demokratischen Traditionen einfach über den Haufen wirft. Das war kein Salomon, der da in Leipzig Recht gesprochen hat, und wenn wir gut unterrichtet sind, dann wird es mit seiner Karriere sehr bald getan sein. Wohin sollte das auch führen, wenn man in der Republik alles so benennen darf, wie es aussieht: Barmat einen Schieber, die hohen Würdenträger, die sich von

ihm aushalten und bestechen ließen, pflichtvergessene und ehrlose Lumpen, die Demokratie organisierten Müßiggang und form- und systemgewordene Korruption, das Parlament einen Augiasstall, dessen Mistgeruch geradezu gegen den Himmel stinkt? Welche Perspektiven eröffnen sich da lüsterner und erfolgshungriger Oppositionsdemagogie! Wo ward es je erhört, daß man so und ungestraft mit dem seit dem November 1918 verankerten Recht einer Handvoll gewerbsmäßiger Betrüger Schindluder treiben könnte?

Und doch hat sich dieser hohe Gerichtshof ein Verdienst erworben: er hat die von den Juden selbst zu Beweis erhobene Inferiorität ihres eigenen Daseins kaltlächelnd wegdisputiert. Und wenn die deutsch geschriebene Börsenpresse ob dieses Urteilsspruches in die vorschriftsmäßige republikanische Entrüstung verfiel und in die gesamte Kulturmenschheit hineinschmetterte, diese Begründung sei im höchsten Grade antisemitisch, und, da das ja im Novemberdeutschland damit identisch ist, staatsgefährlich, so meinen wir, das genaue Gegenteil davon feststellen zu können. Wir glauben, daß nicht der Richter antisemitisch sei, der die Klage eines Juden, den man einen Juden nannte, zurückweist, sondern eben dieser Jude selbst. Beleidigen kann mich immer nur jemand, der mir etwas nachsagt, was ich nicht bin oder nicht an mir habe, und selbstverständliche Voraussetzung dabei ist, daß ich, träfe das mir Nachgesagte zu, darin etwas Ehrenrühriges erblickte. Will Herr Dr. Weiß etwa behaupten, er sei kein Jude, und wenn nein, will er dann etwa unterstellen, daß Judesein etwas Minderwertiges bedeutet? Wenn ja, warum schlägt er uns, die wir Antisemiten sind? Er stempelt sich ja durch diese Praktiken selbst zum blindwütigsten Judengegner.

Wie herrlich weit haben wir es schon gebracht: unsere unermüdliche Aufklärungsarbeit über die innere Wesenheit des Juden hat in den breiten Volksmassen schon so erstaunlich gewirkt, daß keiner mehr Jude sein will, nicht einmal der, dem man's ansieht, und so man sich darauf versteht, auch anriecht. Sie alle hängen sich den Mantel der Staatsangehörigkeit um, binden sich die Maske der Mitbürgerschaft vor und singen laut im Chorus: Ich bin ein Deutscher! Unangenehm, wenn dann so ein Rassefanatiker kommt und dem falschen Siegfried die Tarnkappe herunterreißt.

Herr Dr. Weiß ist sichtlich vom Pech verfolgt. Der Fall Kölling-Hoffmann, das striemenüberdeckte Rendezvous mit seiner eigenen

Knüppelgarde, die Sache mit Selma Cohn, das ist ja einfach Puppe, würde der Berliner sagen. Und nun noch diese blamable Abfuhr in Leipzig. Sic transit gloria mundi!

Als wir in Berlin mit der Arbeit anfingen, da war er noch in weitesten Kreisen unbekannt und führte sein griechisches Profil unter Ausschluß der Öffentlichkeit spazieren. Und heute? Jedes Kind kennt ihn. Auf der Straße die Schusterjungen rufen ihm nach: „Ist das nicht der Mann, der es fertigbrachte, sich selbst zum Gespött der Menschheit zu machen?" Wie könnte es auch anders sein? Der Dr. Weiß gehört zu jenen beneidenswerten Exemplaren menschlicher Spezies, die keinen Spaß vertragen können. Er ist ein gänzlich humorloses Lebewesen. Wenn ihm jemand auf die Hühneraugen tritt, dann wartet er nicht ab, ob dieser jemand freundlich oder höhnisch lächelnd Pardon sagt, sondern er läuft gleich zum Staatsanwalt und petzt. Wir kennen ihn eigentlich nur greinend und flennend an der Klagemauer. Ja, mehr noch, wenn ihn irgendwo der Schuh drückt, dann glaubt er, es habe ihn einer auf die Hühneraugen getreten, und da er von vornherein davon überzeugt ist, daß dafür nur wir in Frage kommen — wer sollte sich auch anders dazu verstehen —, geht er hin und klagt. Er kann sich das leisten. Die Republik bezahlt seine Beleidigungsprozesse.

Dabei bemerkt er gar nicht, wie unsäglich lächerlich die Rolle ist, die er selbst dabei spielt. Er petzt, weil man ihn Jude nennt, obschon er einer ist, er flennt, weil man ihn ..... ruft, obschon er so aussieht, als hieße er so, und er sich eigentlich nur pro forma auf seinen amtlich geschützten und staatlich patentierten Namen „Bärenherz" berufen kann. Und dann steht er an der Klagemauer und weint.

Und umgekehrt ist er selbst gar nicht so zimperlich, wenn er auf die andern einschlägt. Wir verargen ihm das nicht, da wir darin nur einen Beweis dafür sehen, daß unsere Hiebe gesessen haben, und daß der Empfänger wütend ist. Er nannte mich beispielsweise kürzlich in der C.V.-Zeitung „einen der übelsten antisemitischen Hetzapostel". Danke schön! Ich kann also feststellen, daß er sich geärgert hat.

Nun aber sollte ich mich einmal unterstehen, den Spieß umzudrehen, und etwa behaupten, Herr Dr. Bernhard Weiß sei „einer der übelsten Juden, die in Deutschland Gastfreundschaft mißbrauchen".

Ich wette tausend gegen eins: morgen stände er wieder an der Klagemauer. 6. Mai 1929.

Die Juden

Sie hatten das Kriegsgeſchäft gemacht, um in das größere Geſchäft der Revolution hineinzuſteigen. Sie wurden die Vertrauensleute, Geldgeber und Gaſtgeber der ſozialdemokratiſchen Miniſter. Parvus-Helphand, Kutisker, Sklarz, Sklarek, Barmat — ihre Namen phosphoreſzierten von Fäulnis. Alles, was ſie anfaßten, wurde faul.

Sie verſchenkten goldene Zahnſtocher und abgelegte Schlafanzüge an hohe Beamte.

Sie erleichterten Staatsbank und Stadtbank um Millionen.

In den Büchern der Gebrüder Sklarek fand man 15 000 Anzugskonten für Beamte der Stadt Berlin, Konten, die nur zu einem Bruchteil oder niemals beglichen wurden.

Sie brachten Mobilien und Immobilien in ihren Beſitz; ganze Stadtviertel gehören ihnen noch heute.

Theater, Ausſtellungen, Filmbühnen, Zeitungen und Rundfunk redeten ihre Sprache.

Berlin W wurde ihre Reſidenz.

Als die Nationalſozialiſten vorrückten, erhob ſich der jüdiſche Klageruf: Im Namen der Menſchlichkeit!

Aber menſchlich und politiſch gab der Nationalſozialismus ſchon damals die Antwort, die ihnen heute das ganze Volk gibt.

über alle Fragen wird in Deutſchland offen diskutiert, und jeder Deutſche nimmt für ſich das Recht in Anſpruch, ſich in allen Fragen ſo oder ſo zu entſcheiden. Der eine iſt Katholik, der andere Proteſtant, der eine Arbeitnehmer, der andere Arbeitgeber, der Kapitaliſt, der Sozialiſt, der Demokrat, der Ariſtokrat. Eine Feſtlegung nach dieſer oder jener Seite hat für den Zeitgenoſſen nichts Entehrendes an ſich. Sie geſchieht in aller Öffentlichkeit, und wo die Gegenſätze noch unklar und verworren erſcheinen, da reinigt man ſie durch Diskuſſionen in Rede und Gegenrede. Einzig ein Problem iſt dieſer öffentlichen Behandlung entzogen, und es wirkt ſchon aufreizend, es nur zu nennen: die Judenfrage. Sie iſt tabu in der Republik.

Gegen alle Injurien iſt der Jude immuniſiert: Lump, Paraſit, Betrüger, Schieber, das läuft an ihm herab wie Waſſer an der Teerjacke. Nenne ihn Jude, und du wirſt mit Erſtaunen feſtſtellen, wie er aufzuckt, wie er betroffen wird, wie er plötzlich ganz klein in ſich zuſammenſinkt: „Ich bin erkannt."

Es iſt zwecklos, ſich gegen den Juden zu verteidigen. Er wird blitzſchnell aus ſeiner Sicherheit zum Angriff vorgehen und mit ſeiner Rabuliſtik alle Mittel der Verteidigung beim Gegner zerbrechen.

Schnell macht er aus dem Gegner das, was der eigentlich an ihm bekämpfen wollte: den Lügner, den Unfriedenſtifter, den Terroriſten. Nichts wäre falſcher, als wollte man ſich dagegen verteidigen. Das möchte der Jude ja. Er erfindet dann täglich neue Lügen, gegen die ſich ſein Gegner nunmehr zur Wehr ſetzen muß, und das Ergebnis iſt, er kommt vor lauter Rechtfertigung nicht zu dem, was der Jude eigentlich fürchtet: ihn anzugreifen. Aus dem Angeklagten iſt nun der Ankläger geworden, und der drückt mit viel Geſchrei den Ankläger in die Anklagebank hinein. So ging es bisher immer, wenn ein Menſch oder eine Bewegung ſich unterſtand, den Juden zu bekämpfen. So auch würde es uns gehen, wären wir nicht bis ins letzte über ſeine Weſenheit orientiert, und hätten wir nicht den Mut, aus dieſer Erkenntnis unſere radikalen Schlüſſe zu ziehen. Und die ſind:

1. Man kann den Juden nicht poſitiv bekämpfen. Er iſt ein Negativum, und dieſes Negativum muß ausradiert werden aus der deutſchen Rechnung, oder es wird ewig die Rechnung verderben.

2. Man kann sich mit dem Juden nicht über die Judenfrage auseinandersetzen. Man kann ja doch niemandem nachweisen, daß man das Recht und die Pflicht habe, ihn unschädlich zu machen.

3. Man darf dem Juden im Kampf nicht die Mittel zubilligen, die man jedem ehrlichen Gegner zubilligt; denn er ist kein ehrlicher Gegner; er wird Großmut und Ritterlichkeit nur dazu ausnutzen, seinen Feind darin zu fangen.

4. Der Jude hat in deutschen Fragen nicht mitzureden. Er ist Ausländer, Volksfremder, der nur Gastrecht unter uns genießt, und zwar ausnahmslos in mißbräuchlicher Weise.

5. Die sogenannte religiöse Moral des Juden ist keine Moral, sondern eine Anleitung zum Betrug. Deshalb hat sie auch kein Anrecht auf Schutz und Schirm der Staatsgewalt.

6. Der Jude ist nicht klüger als wir, sondern nur raffinierter und gerissener. Sein System kann nicht wirtschaftlich — er kämpft ja wirtschaftlich unter ganz anderen Moralgesetzen als wir —, sondern nur politisch gebrochen werden.

7. Ein Jude kann einen Deutschen gar nicht beleidigen. Jüdische Verleumdungen sind nur Ehrennarben für einen deutschen Judengegner.

8. Der Wert eines deutschen Menschen oder einer deutschen Bewegung steigt mit der Gegnerschaft des Juden. Wird jemand vom Juden bekämpft, so spricht das absolut für ihn. Wer nicht vom Juden verfolgt oder gar von ihm gelobt wird, der ist nutzlos und schädlich.

9. Der Jude beurteilt deutsche Fragen immer vom jüdischen Standpunkt aus. Deshalb ist meist das Gegenteil von dem, was er sagt, richtig.

10. Man muß zum Antisemitismus ja oder nein sagen. Wer den Juden schont, der versündigt sich am eigenen Volk. Man kann nur Judenknecht oder Judengegner sein. Die Judengegnerschaft ist eine Sache der persönlichen Sauberkeit.

Mit diesen Grundsätzen hat die judengegnerische Bewegung Aussicht auf Erfolg. Und eine solche Bewegung wird vom Juden deshalb auch nur ernst genommen und gefürchtet.

Daß er dagegen lärmt und aufbegehrt, ist nur ein Beweis dafür, daß sie richtig ist. Wir freuen uns deshalb darauf, umgehend auf diese Zeilen in den jüdischen Gazetten die diesbezügliche Quittung zu finden. Man mag dort Terror schreien. Wir antworten darauf mit dem bekannten Wort Mussolinis: „Terror? Niemals! Es ist Sozialhygiene. Wir nehmen diese Individuen aus dem Umlauf, wie ein Mediziner einen Bazillus aus dem Umlauf nimmt."

21. Januar 1929.

Prozesse

Ein Sechzigmillionenvolk hält geschlossen, Mann und Weib, Greis und Knabe, einer ganzen Welt von Feinden Stand und bietet dem Vernichtungswillen brutalster Gegner bis zum Verbluten Trotz. Dieses Volk wird nicht besiegt durch die Waffen feindlicher Heere, sondern erstochen mit dem Dolch der Zwietracht, der im eigenen Lande geschliffen wurde. Als die zehn Millionen Frontkämpfer nach Hunger, Opfer und namenloser Hingabe ins Vaterland zurückfluten, da finden sie den Dank derer, die zu Hause blieben:

Haß, Verleumdung, Schmach und Verrat.

Neue Gewalthaber setzen sich auf die leeren Throne, die kampflos von denen verlassen wurden, die nicht besser waren als die, die sie nun einnehmen. Betrug und Korruption und eine kapitalistische Ausbeutung legen sich wie ein Alpdruck auf dieses Heldenvolk, und bald ist alles das vertan, was die Väter einst erarbeiteten im Schweiß der Stirne. Tausende und Hunderttausende von ostjüdischen Schiebern schleichen wie eine Landplage über die Grenze: als arme, verlauste Lümpchen kommen sie, und nach zwei Jahren sind sie große Lumpen, avanciert zu Börsenmagnaten, und sie besitzen nunmehr Haus und Hof derer, die sie von Haus und Hof vertrieben, sind Freunde der höchsten Würdenträger und tun so, als wenn sie seit jeher Herren in diesem Lande gewesen wären und die anderen, die Blut und Leben dafür einsetzten, ihre Knechte.

Einer treibt es gar zu toll: Selbst die ihm feile Presse kann nicht mehr umhin, seine Skandale zu nennen: man zitiert ihn vor die Instanz, von der man einmal mit Stolz und Zuversicht sagte: „Es gibt noch Richter in Berlin!" Er jammert und winselt, was

er alles für dieſes Volk — beſſer hätte er geſagt an dieſem Volk — getan habe. Man iſt milde und verurteilt ihn zu einer lächerlich geringen Strafe. Heute erholt er ſich in der Charité von ſeinen Raubzügen gegen das deutſche Volk.

Iwan Boruch Kutisker! Ein Jude!

Ein anderer verſteht ſich beſſer auf den Rummel. Er macht Miniſter und ehemalige Reichskanzler — der erſte Reichskanzler dieſes Volkes hieß Otto von Bismarck — zu ſeinen Buſenfreunden, ſchenkt höchſten Würdenträgern abgelegte Schlafanzüge und gebrauchte goldene Zahnſtocher zum Andenken und macht ſie ſich damit gefügig. Sein Syſtem iſt ſo geriſſen, daß ſelbſt der Liſtigſte ſich nicht mehr auskennt darin. Und als die Sache zum Klappen kommt, da füllen im Handumdrehen ſeine Heldentaten am deutſchen Volk über vierzig Aktenbände. Der Prozeßfilm läuft nun ſchon über ein halbes Jahr ab. Das Ende wird ſein: das Volk hat vergeſſen, und der Angeklagte wird freigeſprochen.

Julius Barmat! Ein Jude!

In einer Nacht legt einer aus Geldſucht Bolzen auf eine Eiſenbahnſtrecke. Ein internationaler D-Zug findet hier ein kurzes Ende: Dutzende von Menſchenleben bleiben dabei. Man macht dieſem Burſchen den Prozeß. Die kochende Volksſeele fordert ſeinen Tod. Man tut ihr Genüge und ſpricht auf Tod. Ganz klein berichten die Zeitungen nach einigen Monaten, daß man ihn begnadigte:

Otto Schleſinger! Ein Jude!

Es gibt einige, die nicht ſo leicht vergeſſen. Sie tun ſich zuſammen und ſchreiben auf ihre Freiheitsfahne das ſtolze Wort: Arbeit und Brot! Man lacht ſie aus. Als das nichts hilft, ſchickt man den roten Terror gegen ſie. Als ſie mit den Fäuſten zur Abwehr bereitſtehen, da ſchreit die feile Journaille: Terror! Mord! Aufruhr! Verbieten! Verbieten!

Man verbietet ſie! Nichts iſt leichter als das. Aber dieſe deutſchen Einfaltsmenſchen ſind der irrigen Meinung, das ſei kein Recht, wie es ſie die Väter lehrten. Einmal laufen ihnen ein paar von dieſen aſiatiſchen Wüſtenwanderern in die Quere, und als die ihnen, den deutſchen Proleten und Frontkämpfern, zum Hunger und zur Verachtung noch den Hohn ins Geſicht ſchleudern, da ſchlagen ſie, wie ehedem Michael Kohlhaas, mit der Fauſt darein.

Die Schieber rufen: Pogrom! in ihren feilen Gazetten. Deutſche Richter ſitzen ſtreng thronend zu Gericht. Das Urteil wird diktiert unter dem Gebot der Straße:

Neun Monate Gefängnis! Und die Journaille meint, das ſei noch zu niedrig.

Du ſollſt keine Rache nehmen an deinen Vernichtern!

Max Hennig, Siegfried Jeuner, viele andere!

Deutſche Arbeiter!

Es gibt keine Richter mehr in Berlin!

11. Juli 1927.

Knorke!

Was iſt knorke? Knorke iſt zweimal ſo dufte wie ſchnafte, wird der Berliner zur Antwort geben. Aber was iſt dufte und was iſt ſchnafte? fragt der Mann aus der Provinz. Da wird ihm der Berliner ſagen, daß man das mit Worten nicht erklären kann, das läßt ſich nur durch Beiſpiele und Situationen illuſtrieren. Dieſe kleinen herzigen Adjektiva ſind auf Berliner Boden gewachſen und können von dort nirgendwohin verpflanzt werden. Jedes Kind wendet ſie hierzulande an, richtig, kernig, ulkig und ſchlagfertig. Aber was das überſetzt heißt, das vermag niemand zu ſagen. Das muß man fühlen. Und wer das nicht fühlt, der iſt eben doofer als doof.

Knorke iſt die Rede des Grafen Pückler, die er in Berlin kurz vor ſeiner Internierung in einer Irrenanſtalt gehalten hat, und die mir — ich verdanke es einem reinen Zufall — im Wortlaut vorliegt. Dieſes ſeltſame Gemiſch von richtigen und falſchen Erkenntniſſen, dieſe ſchneidige Art, mit den Vernichtern des deutſchen Volkes Schlitten zu fahren, dieſe unbekümmerte Methode, die kaiſerlichen Behörden auf den Arm zu nehmen und die hohe Polizei zu verkohlen, dieſe herzliche, dreiſte, gottvolle, naive und durch keinerlei Sachkenntnis belaſtete, draufgängeriſche und tapfere Abrechnung mit dem Hebräer, der beim Kaiſer zu Tiſch ſitzt und auch im alten Reich, wenn auch noch unerkannt für den geiſtigen Mittelſtand, das Heft in der Hand hatte, und dann die „programmatiſchen" Maßnahmen, die der im Volksmund als „Dreſch-Graf" bekannte rodomontierende Pückler gegen die überhandnehmende Judenpeſt empfiehlt: das iſt

alles ſo erfriſchend, ſo treu und unbekümmert, ſo labend und erquikkend, daß man dafür eben nur eine Bezeichnung finden kann: knorke!

Nichts liegt uns ferner, als uns damit zu identifizieren. Aber das iſt eine hiſtoriſche Reminiſzenz, die den Kenner innig ſchmunzeln läßt, und darüber hinaus: es iſt doch was. Kein Programm, aber ein perſönlicher Zornesausbruch, der zwar mittelalterlich anmutet, aber ſonſt doch nicht ſo ohne iſt. Wir fühlen uns dabei erhaben über bürgerliche Ängſte. Es iſt ja heute ſo, daß der Spießer ſein eigenes Vaterland, ſeine Ehre und ſein Volkstum jahrzehntelang beſchmutzen und verleumden läßt, daß er ruhig zuſchaut, wie ſeine eigenen Volksbrüder durch ein mordendes Staats- und Wirtſchaftsſyſtem allmählich abgeſchächtet und auf allen Gebieten enteignet werden, daß aber derſelbe Spießer in heilige moraliſche Entrüſtung verfällt, wenn ſich der in den breiten Maſſen geſammelte Volkszorn ganz gegen den Willen der verantwortlichen Führer einmal Luft macht und rächende Vergeltung übt an den Urhebern und Nutznießern des großen Unglücks.

„Ich gebe euch zurück das gute Gewiſſen und den ehrbaren Namen. Ich gebe euch zurück das deutſche Vaterland und die Begeiſterung für das Gute und Schöne. Ich gebe euch zurück das deutſche Haus, den deutſchen Herd und die deutſche Familie. Ihr ſeid Sozialiſten, aber ihr ſollt trotzdem deutſch ſein bis auf die Knochen. Ihr kämpft mit aller Energie gegen die Feinde des Vaterlandes. Ihr kämpft gegen die gemeinen Wucherer und Gauner, die jahrein, jahraus Tauſende von deutſchen Familien ins Elend ſtürzen. Ihr kämpft aber auch gegen die gewiſſenloſen Höflinge und gegen den Kaiſer, gegen die verbummelte und verkommene Hofgeſellſchaft! Ihr ſeid die Retter des Vaterlandes, ihr ſeid die einzigen, auf die man ſich heute noch verlaſſen kann!“

So ſpricht Graf Pückler lange vor dem Kriege zu deutſchen Arbeitern. Iſt das nicht knorke?

„Ich habe mir ſo ein kleines Schema ausgedacht, wie ich mir ungefähr bei einer kommenden Umgeſtaltung die Löſung der Judenfrage denke: Dieſes Schema lautet folgendermaßen:

Paragraph 1. Jeder Jude darf bei der kommenden Abrechnung durchgehauen werden.

Paragraph 2. Jeder freche und unverſchämte Jude wird aus Deutſchland herausgeſchmiſſen.

Paragraph 3. Jüdiſche Rechtsanwälte werden bei der kommenden Abrechnung in die Spree geworfen, dort, wo ſie am tiefſten iſt, damit die Lümmels von außen ſo ſchwarz werden, wie ſie von innen ſind. Denn ſchwarz wie der Deibel iſt die Seele dieſer gottvergeſſenen Halunken.

Meine Herren, wenn wir nach dieſem ſchneidigen Programm hier in Berlin verfahren, dann ſind wir die Bande bald los. Ich gebe Ihnen meine heilige Verſicherung, Keile und Dreſche ſind den Aſiaten auf die Dauer ſcheußlich unangenehm."

Ein Judenprogramm? O nein! Eine falſche, eine unannehmbare, eine barbariſch-mittelalterliche Methode, wogegen wir uns ſeit Jahren auf das heftigſte zur Wehr ſetzen, und zwar deshalb, weil ſie erfolglos iſt, weil ſie den Antiſemitismus diskreditiert. Aber abgeſehen von Programm und Methode, Hand aufs Herz und der Wahrheit die Ehre: Iſt das nicht knorke? Iſt das nicht zweimal ſchnafte, daß ſolche Töne vor dem Kriege von einem verrückten Außenſeiter in der Reichshauptſtadt angeſchlagen wurden?

Und da will man uns als brutal und blutrünſtig verſchreien, die wir ſo ſanft, ſo demütig, ſo human und gottesfürchtig ſind? Was würdet ihr ſagen, wollte einer von uns in dieſem Stil gegen den Hebräer zu Felde ziehen? Seid dankbar, daß wir ſo gebildete, anſtändige und honette Leute ſind.

Aber das laſſen wir uns nicht nehmen: an dieſem tollen Grafen unſere helle hiſtoriſche Freude zu haben. Er war doch ein Kerl in ſeiner knochenerweichten Zeit. Ein Kerl, der Mut hatte, der auch gegen das Kaiſerhaus zu Felde zog, einer, der Unſinn machte und Blödſinn ſchwätzte, aber uns doch tauſendmal lieber iſt als all die Kreaturen, die vor lauter Zartheit das Vaterland verkommen ließen.

Dieſer Graf Pückler war übriggeblieben aus dem Mittelalter. Er ſchlug Methoden vor, die im Dreißigjährigen Krieg angewandt werden konnten, als die Menſchen noch roh, gemein, brutal und inhuman waren.

Aber daß ſo ein Kerl ſich noch einmal ins zwanzigſte Jahrhundert verirrte, das iſt doch knorke: Nehmt alles nur in allem!

28. Januar 1929.

Warum sind wir Judengegner?

Wir sind Judengegner, weil wir Verfechter der Freiheit des deutschen Volkes sind. Der Jude ist Ursache und Nutznießer unserer Sklaverei. Er hat die soziale Notlage der breiten Volksmassen dazu mißbraucht, die unselige Spaltung zwischen rechts und links innerhalb unseres Volkes zu vertiefen, aus Deutschland zwei Hälften gemacht und damit den eigentlichen Grund zum Verlust des großen Krieges auf der einen und zur Verfälschung der Revolution auf der anderen Seite gelegt.

Der Jude hat gar kein Interesse an der Lösung der deutschen Schicksalsfragen. Er *kann* das gar nicht haben. Denn er lebt ja davon, daß sie ungelöst sind. Macht aus dem deutschen Volke eine einzige Gemeinschaft und gebt ihr die Freiheit vor der Welt, der Jude hätte keinen Platz mehr unter uns. Er hat also die besseren Trümpfe in der Hand, wenn ein Volk in innerer und äußerer Sklaverei lebt, als wenn es frei, tüchtig, selbstbewußt und geschlossen ist. Der Jude hat unsere Not verschuldet, und heute lebt er davon.

Das ist der Grund, warum wir als Nationalisten und Sozialisten Judengegner sind. Der Jude hat unsere Rasse verdorben, unsere Moral angefault, unsere Sitte unterhöhlt und unsere Kraft gebrochen. Ihm verdanken wir's, daß wir heute die Parias der ganzen Welt sind. Solange wir Deutsche waren, war er aussätzig unter uns. Da wir unser Deutschtum vergaßen, triumphierte er über uns und unsere Zukunft.

Der Jude ist der plastische Dämon des Verfalls. Wo er Unrat und Fäulnis wittert, da taucht er aus dem Verborgenen auf und beginnt sein verbrecherisches Schächtwerk an den Völkern. Er kleidet sich in die Maske derer, die er betrügen will, tut gut Freund mit seinen Opfern, und ohne daß der Arglose es merkt, hat er ihm schon das Genick gebrochen.

Der Jude ist unschöpferisch. Er produziert nicht, er handelt nur mit Produkten. Mit Lumpen, Kleidern, Bildern, Edelsteinen, Getreide, Aktien, Kuxen, Völkern und Staaten. Und alles, womit er handelt, hat er irgendwo und irgendwann gestohlen. Solange er gegen einen Staat Sturm läuft, ist er Revolutionär, sobald er im Besitz der Macht ist, predigt er Ruhe und Ordnung, um in Gemächlichkeit seinen Raub verzehren zu können.

Was hat der Antiſemitismus mit dem Sozialismus zu tun? Ich frage umgekehrt: was hat der Jude mit dem Sozialismus zu tun? Der Sozialismus iſt die Lehre von der Arbeit. Wo ſah man ihn denn je arbeiten und nicht vielmehr plündern, ſtehlen, ſchmarotzen und von dem Schweiß der anderen leben? Wir ſind als Sozialiſten Judengegner, weil wir im Hebräer die Inkarnation des Kapitalismus, das heißt des Mißbrauchs mit den Gütern des Volkes ſehen.

Was hat der Antiſemitismus mit dem Nationalismus zu tun? Ich frage umgekehrt: Was hat der Jude mit dem Nationalismus zu tun? Der Nationalismus iſt die Lehre vom Blut, von der Raſſe. Der Jude iſt der Feind und Zerſetzer einer blutsmäßigen Einheit, der bewußte Zerſtörer unſerer Raſſe. Wir ſind als Nationaliſten Judengegner, weil wir im Hebräer den ewigen Feind unſerer nationalen Ehre und unſerer völkiſchen Freiheit ſehen.

„Der Jude iſt doch auch ein Menſch." Gewiß, und niemand von uns hat das je bezweifelt. Wir bezweifeln nur, daß er ein anſtändiger Menſch iſt. Er paßt nicht zu uns. Er lebt nach anderen inneren und äußeren Geſetzen als wir. Daß er ein Menſch iſt, das iſt für uns nicht Grund genug, uns von ihm in der unmenſchlichſten Weiſe unterdrücken und kujonieren zu laſſen. Er iſt ein Menſch, allerdings — aber was für einer. Wenn jemand deine Mutter mit der Peitſche mitten durchs Geſicht ſchlägt, ſagſt du dann auch: „Danke ſchön, er iſt auch ein Menſch?" Das iſt kein Menſch, das iſt ein Unmenſch. Wieviel Schlimmeres hat der Jude unſerer Mutter Deutſchland angetan und tut es ihr heute noch an!

„Es gibt auch weiße Juden." Gewiß, es gibt Schweinehunde genug unter uns, die, obwohl ſie Deutſche ſind, nach unſittlichen Methoden ihre eigenen Volks- und Blutsgenoſſen unterdrücken. Aber warum nennſt du ſie weiße Juden? Du verſtehſt alſo unter Judeſein etwas Minderwertiges und Verachtenswertes. Genau ſo wie wir. Warum fragſt du uns, warum wir Judengegner ſind, der du, ohne es zu wiſſen, ſelbſt einer biſt?

„Der Antiſemitismus iſt unchriſtlich." Das heißt alſo, chriſtlich iſt demnach, den Juden weiter ſchalten und walten zu laſſen, zuzuſchauen, wie er aus unſerer Haut Riemen ſchneidet, und zum Schaden noch den Spott einzuſtecken. Chriſt ſein heißt: liebe deinen Nächſten wie dich

ſelbſt! Mein Nächſter iſt mein Volks- und Blutsgenoſſe. Liebe ich ihn, dann muß ich ſeine Feinde haſſen. Wer deutſch denkt, muß den Juden verachten. Das eine bedingt das andere.

Auch Chriſtus ſah einmal, daß man mit der Liebe nicht auskommt in allen Lebenslagen. Als er im Tempel auf die Jobber und Schieber ſtieß, da ſagte er nicht: Kindlein, liebet einander!, ſondern er nahm die Peitſche und trieb das Pack zum Tor hinaus.

Wir ſind Judengegner, weil wir uns zum deutſchen Volk bekennen. Der Jude iſt unſer aller großes Unglück.

Das ſoll anders werden, ſo wahr wir Deutſche ſind.

30. Juli 1928.

Deutſche, kauft nur bei Juden!

Warum? Weil der Jude billig, aber ſchlecht, der Deutſche preiswert, aber gut verkauft. Weil der Jude euch begaunert, der Deutſche dagegen euch redlich und ehrlich bedient. Beim Juden könnt ihr allen Schund kaufen, beim Deutſchen meiſt nur Spezial- und Qualitätsware.

Der Jude iſt euer Blutsbruder, der Deutſche euer Volksfeind. Der Jude ſchuftet für euch im Schweiße ſeines Angeſichts, der Deutſche iſt ein Faulenzer und ein Tunichtgut. Der Jude ſtand mit euch vier Jahre lang Schulter an Schulter draußen an der Front und ſetzte ſein Leben ein für Deutſchlands Ruhm und Größe, der Deutſche drückte ſich in der Etappe herum, ſaß in den Kriegsgeſellſchaften, ſchob in der Heimat. Der Jude ſtarb, damit der Deutſche leben kann. Wo wäre ein Jude zu finden, der nicht all ſein Hab und Gut durch Krieg und Revolution verloren hätte, und wo ein Deutſcher, der nicht in dieſer Zeit reich und übermütig geworden wäre? Iſt es nicht ſo: der Deutſche hat Jeſus ans Kreuz geſchlagen und der Jude hat ſeine Lehre der Liebe erſt in die Wirklichkeit umgeſetzt?

Kauft vor allem nur in jüdiſchen Warenhäuſern. Was geht euch der kleine deutſche Kaufmann an! Der ſoll nach Paläſtina gehen und da ſeine Ware feilbieten. Was will er bei uns in Deutſchland? Dieſes ewige Gejammer vom ſterbenden Kleingewerbe haben wir ſatt. Im jüdiſchen Warenhaus iſt es ſo bequem und gemütlich; billiger Schund und alles zu haben. An jeder Straßenecke ſteht ſo ein Palaſt, leuchtet in den dunklen Abend hinein, Chriſtbäume funkeln

in den lichtüberſäten Schaufenſtern, der Weihnachtsengel ſchwebt herunter aus einer Wolke von Kitſch, die Kinder jubeln und klatſchen in die Hände, und im Hintergrunde ſteht lächelnd der jüdiſche Menſchenfreund und reibt ſich die Hände von wegen dem Geſchäft. Wo iſt der deutſche Kaufmann, der ſoviel leiſtet an Geſinnungs- und Geſchäftstüchtigkeit? Der Deutſche will auch leben? Wieſo? Wie kommt er dazu? Er ſoll ſtempeln gehen wie wir alle. Warum ſoll es Deutſche geben, die es beſſer haben als wir? Iſt das nicht ein Vorrecht der Juden in Deutſchland? Warum haben wir denn eine Republik, wenn ſie nicht dem Juden gehört?

Sechshundert kleine Exiſtenzen gehen Weihnachten durch die jüdiſche Warenhauskonkurrenz allein in Berlin zugrunde! Gibt es überhaupt ſoviel freie Deutſche noch? Sei ſtill, im nächſten Jahre ſchon werden es wieder weniger ſein. In Deutſchland iſt nicht mehr viel aufzutreiben, was zugrunde gehen kann. So ſoll es auch ſein. Deutſchland den Juden! Dafür haben wir gekämpft und geblutet. Dafür ſetzen wir unſeren letzten Groſchen ein.

Steckt die Weihnachtsbäume an. Tochter Zion, freue dich! Bei Tietz und Wertheim iſt das Chriſtkind eingekehrt. Die guten Deutſchen ſchmieden aus ihren ſauer verdienten Groſchen die Kette, die der jüdiſche Geldmann zu ewiger Sklaverei auf ihre geduldigen Schultern legt. Wer ſollte nicht mithelfen am großen Liebeswerk der Weltjudenheit! Warum haben wir einen Nacken, wenn er nicht das Joch tragen will? Seit zehn Jahren ſteht Deutſchland im Ausverkauf, wer wollte da nicht mittun? Fragt einer danach, ob du das Spielzeug, das du dem Kind unter den Chriſtbaum legſt, beim Juden Tietz oder beim Deutſchen Müller gekauft haſt? Der Jude wird durch die Groſchen, die du ihm zuträgſt, fett, und der Deutſche wird durch Groſchen, die du ihm entziehſt, mager. Was kümmert das uns? Licht ſoll ſein an den Plätzen der Juden, Finſternis in den Gaſſen der Deutſchen. So will es der Herr der Juden und ſein Finanzminiſter Hilferding. Eigentum iſt Diebſtahl, ſolange es nicht dem Juden gehört. Keinen Pfennig den Fürſten, alles den Bank- und Börſen- und Warenhausſchiebern!

Weihnachten iſt das Feſt der Liebe. Warum ſollen wir da nicht auch die armen Juden lieben und fett machen? Liebet eure Feinde und tuet Gutes denen, die euch haſſen! Wo war der Jude je nicht unſer Feind und hätte uns nicht gehaßt und verfolgt und verleum-

det und beſpuckt? Wer will ſo unmenſchlich ſein und von uns verlangen, wir ſollten nach dem Geſetz verfahren, das er ſeit je uns gegenüber zur Anwendung bringt: Auge um Auge und Zahn um Zahn?

Das Kind, deſſen Geburtstag wir ſo bald wieder in Freude begehen, kam in die Welt, um die Liebe zu bringen. Einmal aber mußte Chriſtus, der Mann, einſehen lernen, daß man immer und überall mit der Liebe nicht auskommt. Als er im Tempel auf die jüdiſchen Börſen- und Warenſchieber ſtieß, da ging er abſeits, nahm eine Peitſche, brach hervor, ein rächender Gott, und ſchlug das Geſindel zum Tempel hinaus.

Deutſche, kauft nur bei Juden! Laßt den Volksgenoſſen verhungern und geht in die jüdiſchen Warenhäuſer, vor allem zur Weihnachtszeit. Je größer das Unrecht wird, das ihr dem eigenen Volk antut, um ſo eher kommt der Tag, da auch unter uns ein Mann aufſteht, die Peitſche nimmt und alle Schieber zum Tempel unſeres Vaterlandes hinausſchlägt.

10. Dezember 1928.

Der Weltfeind

„Dreihundert Männer leiten die wirtſchaftlichen Geſchicke des Kontinents, von denen jeder jeden kennt. Sie ſuchen ſich ihre Nachfolger aus ihrem Kreiſe."

So ſchrieb am 25. Dezember 1909 ſchon in der Wiener „Neuen Freien Preſſe" einer dieſer Dreihundert, der es alſo wiſſen mußte, der Großkapitaliſt, Republikminiſter, Bolſchewiſtenfreund und internationale Jude Walter Rathenau, bei deſſen Tod in Deutſchland Hunderttauſende von marxiſtiſchen Proletariern gegen den Kapitalismus und gegen die Reaktion, für den Sozialismus und für Rathenau demonſtrierten.

Die internationale Welthochfinanz hat Beſitz ergriffen von den Souveränitätsrechten des deutſchen Volkes und iſt nun im Begriff, ſich in unſeren ehemaligen Machtbereichen wohnlich einzurichten. Getreu dem uralten Geſetz der jüdiſchen Raſſe „Du ſollſt alle Völker freſſen" hat ſie bei uns damit angefangen, hat durch Krieg und Revolution die Widerſtandskraft unſeres Volkstums bis ins Mark erſchüttert und ſich dann daran gemacht, uns die lebenswich-

tigſten Organe Stück um Stück aus dem Staatskörper herauszuſchneiden.

Sie beſitzt nun unſere Münze und das Verfügungsrecht über den weitaus größten Teil der deutſchen Produktion, unſere Verkehrseinheit und auf Grund ihrer militäriſchen und diplomatiſchen Machtmittel die Souveränität der deutſchen Grenzen. Die Preſſe iſt faſt ausnahmslos in ihren Händen: damit macht ſie die öffentliche Meinung, die Parlament und Regierung geſtaltet. Mit Hilfe deutſcher Regierer hat ſie über unſer Volk einen Fronvogt geſetzt, den heimlichen Kaiſer Parker Gilbert. Der kontrolliert den Kolonialetat und hat Einſpruchsrecht bei Einnahmen und Ausgaben; Parlament und Kabinett ſind bedingungslos in ſeine Hand gegeben, und die Knechtsſeligkeit der ſeit dem 9. November 1918 in Deutſchland eingeführten Demokratie iſt Garant für die Dauer dieſes jammervollen Zuſtandes.

Die marxiſtiſchen Parteien ſind nur noch willige Werkzeuge in den Händen dieſer Freibeuter des Geldes. Mit ihrer Hilfe war es der Weltbörſe möglich, das deutſche Volk ſeines Beſitzes zu enteignen. Man nahm ihm in einem welterſchütternden militäriſchen Ringen zwei Millionen ſeiner beſten Söhne; aus deren Blut münzte die Wallſtreet Goldbarren, mit denen ſie uns heute tributpflichtig macht. Man ſtahl ihm in der ſogenannten Inflation ſeinen baren Beſitz und gab ihm ſtatt deſſen eine neue Währung, eine Münze, die nicht mehr uns gehört, ſondern unſeren Unterdrückern. Nun hat der Weltfeind die lebenswichtigſten Organe unſeres Volkskörpers in ſeiner Hand.

Auf dem Aſphalt der modernen Großſtädte errichtet der Weltjude die imperialiſtiſche Diktatur des roten Goldes; ihre Säulen ſind Preſſe, Arbeiterbewegung, Parlament und Feigheit der bürgerlichen Parteien. Jeder Tag, den wir in Jammer und Sorge hinter uns bringen, iſt eine Etappe im Siegesmarſch des Goldes gegen das Blut. Die Dinge vollziehen ſich heute bereits zwangsläufig, und man kann mit mathematiſcher Genauigkeit ausrechnen, wann uns das letzte Deutſchtum auf den Gebieten der Politik, der Wirtſchaft und der Kultur verlorengehen wird und wir vor dem Ende ſtehen.

So iſt die Lage! Und während wir uns die Köpfe zerſpalten und weltfernen Phantomen nachjagen, rüſtet das Geld zum letzten Vernichtungsſchlag gegen deutſches Arbeitertum, und es kann heute be-

reits keinem Zweifel mehr unterliegen, daß wir bei gleichmäßig fortschreitender Zermürbung des deutschen Widerstandswillens unter dieser Katastrophe, die näher ist, als wir alle glauben wollen, zusammenbrechen werden.

Die großen Parteien nationaler und internationaler Prägung haben längst schon offen oder verhüllt vor dem Machthunger des Weltfeindes ihre schmähliche Kapitulation vollzogen. Sie wirken am Zusammenbruch mit oder leisten ihm doch durch Feigheit und Mangel an Widerstandswillen bewußt und unbewußt Vorschub. Während man in den Parlamenten redet und debattiert und kaum noch ein und aus weiß, marschiert das Geld zielsicher und unbeirrt auf seinem Eroberungsfeldzug gegen die deutsche Arbeit vorwärts, und eines Tages stehen wir wieder wie 1914 und 1918 ungerüstet vor vollendeten Tatsachen, die dann jedoch grausamer und unabänderlicher sein werden als damals, da dieses weltgeschichtliche Ringen erst begann.

Ist es da vermessen, wenn wir das Signal zum Widerstand geben? Haben wir Deutschen verdient, daß man uns Sklavenketten schmiedet aus dem Gold, das man aus unserem Schweiß und dem Blut unserer Brüder prägte?

Die Fürsten des Geldes stehen bereit zum letzten Schlag. Sie haben unserem Volk den Glauben und den Willen geraubt, haben uns geschändet und entehrt und wollen uns nun den Absatz in den Nacken treten. Dagegen nutzt kein Reden und kein Beten; nur Widerstand, Kampf, Angriff! Nicht Gott hilft. Wir müssen uns selbst helfen.

Unser Leben ist in Gefahr. Das deutsche Volk befindet sich in einem Dauerzustand der Notwehr. Da ist jedes Mittel recht, den Feind zur Strecke zu bringen.

Wir sind bereit, das letzte anzuwenden. Wenn wir Deutschland vom Wahn des Goldes frei machen, dann vollbringen wir damit die größte Tat der Weltgeschichte. Blut gegen Gold! Arbeit gegen Geld! Fäuste gegen Paragraphen! Leben gegen tote Formel!

Dafür marschieren wir auf!

19. März 1928.

Menſchen, ſeid menſchlich!

Drei deutſche Proleten, Frontkämpfer, gehen abends nach der Arbeit müde heim. Der Weg führt ſie von den lieblos leeren Steinwüſten des Oſtens über den in tauſenderlei Licht und Glanz erſtrahlenden Kurfürſtendamm. Schwer und grau breitet ſich darüber der Abendhimmel, und ihr Schritt geht gleichmäßig und hart über den blanken Aſphalt. Verbittert ſchauen ſie in all die Pracht. Juden flanieren herauf und herunter, blonde deutſche Mädchen im Arm. Und als einer der Proleten mit ſeiner Schulter einen runden, feiſten, in Lack und Wohlgeruch einhertänzelnden Sohn des Wüſtenvolks zufällig berührt, da haucht ihn der an, als ſei er Herr dieſer Stadt und der andere, der Prolet, ſein Knecht und Sklave. Was ihm einfiele, ob er nicht wüßte, daß er in ſeinem Habitus hier nur geduldet ſei, warum er nicht draußen im Oſten bliebe, und wieſo er überhaupt dazu komme, den Glanz und die Pracht des Weſtens allein durch ſeine Exiſtenz zu ſtören. Darauf nimmt der Prolet ſeine Handſchrift zur Hand und drückt dem Hebräer ſeine Viſitenkarte in gar nicht mehr mißzuverſtehender Weiſe in die Viſage hinein.

Das iſt die Vorgeſchichte.

Und nun erlebſt du was. Auflauf. Beteuerungen, Anklagen, Schupo, Schupo! Der Grüne iſt in Bruchteilen von Sekunden zur Stelle. Verhaftung unter dem Beifall der Menge. Zweifelhafte Damen ſchreien, man verderbe ihnen das ganze Geſchäft. Kunden grinſen. Der Prolet wird abgeführt. Landfriedensbruch. Ein Jahr Gefängnis. Harmloſe Paſſanten niederzuſchlagen, unglaubliche Terrorakte, Pogrom in Berlin W, Proteſtverſammlungen, Lebensläufe des ſo ſchwer Mißhandelten und Photographien ſeines ſtillen Heldentums.

Und dann der Aufruf des „Centralvereins deutſcher Staatsbürger jüdiſchen Glaubens". Alle Prominenten und alle Anwärter auf die Prominenz geben ihre Unterſchrift mit Handkuß. Flammend brennt es von allen Plakatſäulen:

Menſchen, ſeid menſchlich!

Wenn man auf dem Kurfürſtendamm einem Hebräer eine verdiente Ohrfeige haut, dann iſt das in Nowawes ſchon ein Pogrom. Sieht der Jude, daß es Ernſt wird, dann geht er augenblicklich von einer Tour in die andere, und nützt alles nichts mehr, dann ſollen wir Menſchen, das heißt wir ausgeplünderten Deutſchen, menſchlich ſein.

Menſchen, ſeid menſchlich! Wir nehmen den Ruf auf. Seid menſchlich und ſchaut nicht länger untätig zu, wie eine Horde von aſiatiſchen Freibeutern über ein wehrlos gemachtes Volk herfällt, es auspfändet bis aufs Hemd und dann hohnlächelnd ihre Spucke auf die Betrogenen abläßt! Seid menſchlich und duldet es nicht länger, daß eure Peiniger mitten unter euch ihre Paläſte aufbauen, während ihr in Löchern und Höhlen hauſt. Millionen von Kriegskrüppeln, Witwen und Waiſen darben, frieren und hungern, und kein Menſch redet von ihnen. Den kleinen Leuten hat man ihre Spargroſchen aus der Taſche geſtohlen und überläßt ſie nun kaltlächelnd dem heimlich ſchleichenden Ruin. Deutſche Arbeiter finden keine Arbeit in ihrem eigenen Lande. Man bietet ihnen Bettelgroſchen, die zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel ſind. Und wird man ihrer überdrüſſig, dann ſteuert man ſie aus und tut ſo, als exiſtierten ſie nicht mehr. Ihre Kinder verkommen und verelenden; ſie haben kein Hemd mehr auf dem Leibe. Die Mutter muß ſie weinend ohne Brot morgens in die Schule ſchicken, und mittags weiß ſie noch viel weniger, wie ſie die hungrigen Mäuler ſtopfen ſoll. Aus herrlichen blonden Jungens werden unterernährte, ſchwindſüchtige Krüppel, und über ihrem ferneren Leben ſtehen Krankheit, Siechtum, Elend, Hunger und Verbrechen als Leitſterne. Deutſche Mädchen werden auf die Bahn des Laſters förmlich gezwungen, und der Jude nimmt lächelnd die billige Beute. Kinder ſchreien um Brot. Väter grollen in dumpfer Verzweiflung, und Mütter haben das Weinen längſt verlernt. Unterdes tanzt der Übermut auf dem gärenden Vulkan, und es wird einmal ein grauenvolles Ende werden.

Menſchen, ſeid menſchlich! Blaſt die Lichter des tanzenden Glücks aus und geſteht es euch, daß es ſo nicht mehr weitergehen kann. Ein ganzes Volk liegt im Sterben. Macht die Augen auf und erkennt, wie nah ihr am Abgrund ſteht! Euch hilft kein Gott und kein Teufel, wenn ihr euch nicht ſelbſt helft.

Michel, wach auf! Dein Feind leert dir grinſend die Taſchen. Nicht lang mehr, und du ſteht vor dem Nichts. Wach auf und gib acht, daß du nicht mit dem aneinandergerätſt, der es gut mit dir meint. Verprügle nicht den, der dich geweckt hat!

Es iſt Zeit! Es iſt Zeit!
Notzeichen ſtehen am Himmel!
Du haſt lange genug geſchlafen.

Dein Vernichter weiß, was ſein wird, wenn du einmal aufwachſt. Darum ruft er im Vorgefühl ſeiner abgrundtiefen Schuld:

Menſchen, ſeid menſchlich!
Ihr alle, die man belogen und betrogen hat:
Wir rufen euch zu:
Deutſche, ſeid deutſch!

28. November 1927.

Rund um die Gedächtniskirche

Das iſt Berlin W:

Tauſend und tauſend Transparente ſpeien eine Fülle von Licht in den grauen Abend hinein, daß der Kurfürſtendamm hell liegt, faſt wie bei Tage. Straßenbahnen klingeln, Autobuſſe raſſeln hupend vorbei, vollgepfropft mit Menſchen, Menſchen; in langen Reihen ſummen Taxen und vornehme Privatlimouſinen über den ſpiegelglatten Aſphalt. Die roten, gelben und grünen Signallichter hemmen und öffnen die Weiterfahrt; mitten in all dem Gewühl ſteht hochaufgerichtet der Grüne und gibt für die ſchwarzen Menſchenmauern an den Straßenrändern den halsbrecheriſchen Übergang von einer Seite zur anderen frei. Ein Gequieke und Gequake ſchlägt ans Ohr, daß der Ungewohnte jeden Augenblick Gefahr läuft, die ruhige Beſinnung zu verlieren. Vor den großen Kinos leuchten grellrot die neueſten Schlager der Saiſon: „Vom Leben getötet", „Das Mädchen vom Tauentzien", „Nur eine Nacht". Duft von ſchweren Parfüms fliegt vorbei. Rokotten lächeln aus den kunſtvollen Paſtellgemälden moderner Frauengeſichter; ſogenannte Männer ſchlendern auf und ab, Monokel blitzen; falſche und echte Edelſteine leuchten auf. Alle Sprachen der Welt dringen ans Ohr; da geht der gelbe Inder ſchweigend neben dem geſprächigen Sachſen; ein Engländer bahnt ſich fluchend mit den Ellenbogen ſeinen Weg durch das Gewühl, und all den Lärm übertönend, brüllt ein verfrorener Zeitungshändler die eben aus der Rotation gekommene Journaille des Abends aus.

Mitten in dieſem Trubel der Weltſtadt reckt die Gedächtniskirche ihre ſchlanken Spitzen in den grauen Abend hinein. Sie iſt fremd in dieſem lauten Leben. Wie ein ſtehengebliebener Anachronismus trauert ſie zwiſchen den Cafés und Kabaretts, läßt die ſummenden

Autos um ihren Steinleib gleiten und gibt zur Sünde der Fäulnis gelassen und zage die Stunde an.

Es gehen viele Menschen um sie herum, die vielleicht noch nie zu ihren Türmen hinaufschauten. Da flankiert der Snob in Pelzmantel und Lack, die Dame von Welt, von Fuß bis Kopf Garçonne, mit Monokel und qualmender Zigarette, stöckelt an ihren Gehsteigen vorüber und verschwindet in einer der tausend Stätten von Rausch und Gift, die hier ihre schreienden Lichter lockend in den abendlichen Tag hineinsenden.

Das ist Berlin W! Das steingewordene Herz dieser Stadt. Hier hockt in den Nischen und Ecken der Cafés, in den Kabaretts und Bars, in den Sowjettheatern und Beletagen die Geistigkeit der Asphaltdemokratie aufeinander. Hier, hier wird die Politik von sechzig Millionen fleißiger deutscher Menschen gemacht. Hier gibt und holt man die neusten Börsen- und Theatertips. Hier schiebt man in Politik, Bildern, Kupen, Aktien, Liebe, Film, Theater, Regierung und Wohlfahrt. Die Gedächtniskirche steht nie einsam. Vom Tage taucht sie ohne Übergang in die Nacht, und die Nacht wird zum Tag, ohne daß einen Augenblick um sie die große Stille kam.

Die ewige Wiederholung von Fäulnis und Zersetzung, von Mangel an Genialität und wahrer Schöpferkraft, von innerer Leere und Trostlosigkeit, überfirnißt mit dem Talmiglanz eines zur widerlichsten Scheinkultur herabgesunkenen Zeitgeistes: das ist es, was rund um die Gedächtniskirche sein Wesen und Unwesen treibt. Man möchte hier so gerne wahrhaben, es sei die Elite des Volkes, die auf dem Tauentzien dem lieben Gott den Tag und die Nacht stiehlt. Es ist nur die Israelite.

Hier ist das deutsche Volk fremd und überflüssig. Man fällt beinahe auf, wenn man in der Sprache des Landes spricht. Paneuropa, Internationale, Jazz, Frankreich und Piscator, das ist die Parole.

„Die Freundin, alte Nummer, nur zehn Pfennig!" schreit ein findiger Händler. Es kommt nicht einer von den Vorübergehenden auf den Gedanken, daß das fehl am Ort sei. Es ist gar nicht fehl am Ort. Dieser Mann kennt das Milieu.

Berlin W ist die Eiterbeule an dieser Riesenstadt des Fleißes und der Betriebsamkeit. Was die im Norden erarbeiten, das verjubeln die im Westen. Vier Millionen schaffen in dieser Steinwüste Leben

und Brot, und darüber ſitzen hunderttauſend Drohnen, die ihren Fleiß verpraſſen und in Sünde, Laſter und Fäulnis umſetzen.

Der Kurfürſtendamm ſchreit lautheulend auf, wenn man einem dieſer Blutſauger einmal auf die Hühneraugen tritt; dann iſt die Menſchheit in Gefahr. Einen kann man dort nicht leiden ſehen — wenn er vom Metier iſt. Und lachend trägt man ein ganzes Volk zu Grabe.

Das iſt nicht das wahre Berlin. Das ſitzt anderswo und wartet und hofft und kämpft. Es beginnt, den Judas zu erkennen, der unſer Volk für dreißig Silberlinge verkauft und verhandelt.

Das andere Berlin ſteht auf der Lauer, zum Sprung bereit. Tage und Nächte hindurch arbeiten einige Tauſend, daß einmal ein Tag kommt. Und dieſer Tag wird die Stätte der Fäulnis rund um die Gedächtniskirche zertrümmern, umgeſtalten und dann neu eingliedern in ein auferſtehendes Volk.

Der Tag des Gerichts! Es wird der Tag der Freiheit ſein!

23. Januar 1928.

Verlagsanzeigen

Weitere Werke Dr. Joſeph Goebbels'

Vom Kaiſerhof zur Reichskanzlei

Eine hiſtoriſche Darſtellung in Tagebuchblättern

In Tagebuchaufzeichnungen hat Dr. Goebbels eine politiſch-kritiſche Darſtellung der Entwicklung der Bewegung vom 1. Januar 1932 bis zum 1. Mai 1933 gegeben. In dieſe Zeit fallen die entſcheidenden Phaſen der Machtergreifung. Als engſter Vertrauter und Mitarbeiter des Führers war er Zeuge aller großen Ereigniſſe und Entſcheidungen.

Umfang 310 Seiten / Leinen RM. 4.50

Bezug durch jede Buchhandlung

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf.
München

Das erwachende Berlin

Ein Zeitdokument vom Kampf um die Reichshauptstadt

Mit über 600 Bildern

Ganzleinen RM. 10.—

卐

Kampf um Berlin

Ein Markstein in der Geschichte der Bewegung

Umfang 300 Seiten

Leinen RM. 4.50

卐

Bezug durch jede Buchhandlung

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf.
München

Signale der neuen Zeit

Grundlegende Reden des Reichsminiſters
für Volksaufklärung und Propaganda

Umfang 342 Seiten

Leinen RM. 4.50

卐

Michael

Ein deutſches Schickſal in Tagebuchblättern

Umfang 160 Seiten

Leinen RM. 2.85

卐

Bezug durch jede Buchhandlung

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf.
München